II. 131.
51228

Versuch
eines vollständigen
Lehrgebäudes
der Natur und Bestimmung
der Thiere
und
der Pflichten des Menschen
gegen die Thiere

von

L. Smith,

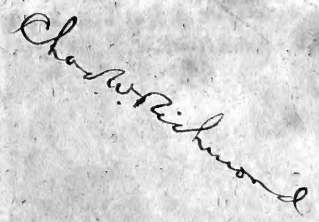
Doctor der Gottesgelahrtheit, königlich dänischem Professor der Weltweisheit, Kirchenprobst, Mitglied der königl. norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften, Schloß-Prediger zu Friedensburg und Hauptprediger in Asminderöd und Grönholt in Seeland.

Giordano. S. 286.

Smithsonian Institution
RICHMOND
COLLECTION
National Museum
216778

Aus dem Dänischen mit vielen Zusätzen und Berichtigungen des Verfassers.

Kopenhagen, 1793.
Bey Christ. Gottlob Prost, Sohn und Compagnie.



QL
45
S65415
1793
SLNHRB

Seiner Excellenz

dem

Herrn Geheimenrath und Ritter

Johann von Bülow,

Hofmarschall bey seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Dännemark.

Wenn ich hiemit Ewr. Excellenz diese Blätter übergebe, so geschieht dies nicht allein, weil Ihr heller Verstand, Ihr edles Herz, Ihre uneigennützige Vaterlandsliebe, Ihre warme Liebe für die Wissenschaften, und Ihre vertrauliche Bekanntschaft mit denselben, es eines freyen, selbstständigen Mannes würdig macht, Ihnen eine Arbeit zuzueignen, die er sich befugt hält, dem Publikum vorzulegen; sondern auch, und zwar hauptsächlich deswegen, weil es Ewr. Excellenz vorzüglich zuzuschreiben ist, daß diese Arbeit, und insonderheit der theoretische Theil derselben, ihr Daseyn erhielt, und das wurde, was sie ist.

Zwar will ich damit nicht so verstanden seyn, als ob die bürgerliche Lage Ewr. Excellenz den Einfluß auf mich gehabt hätte, daß ich mit Lust eine Arbeit unternahm, die ich sonst keinen Trieb gehabt haben würde auszuführen; Betrachtungen dieser Art — Sie wissen es — waren unter allen am wenigsten im Stande mich in meinen Handlungen zu bestimmen. Aber der Beyfall des edlen aufgeklärten Mitbürgers war mir immer theuer: die Wünsche des Freundes, des tugendhaften, einsichtsvollen und treuen Freundes, sind mir stets ein heiliges Gesetz; und wie könnten sie es anders seyn, wenn sie, wie bey Ewr. Excellenz, keinen andern Zweck haben, als das Beste der Wissenschaften, und die wahre Ehre unsers Vaterlandes und unsers Königshauses?

Doch die Theilnehmung Ewr. Excellenz an dieser Arbeit hat sich nicht auf bloße Wünsche

einge-

eingeschränkt; Sie haben durch Ihre lehrreichen Unterredungen, durch Ihre freundschaftlichen Erinnrungen, durch Ihre ununterbrochne Aufmerksamkeit auf alles, was mit dem Gegenstande dieses Werks in Verbindung steht, so viel dazu beygetragen, daß es das werden konnte, was es seyn sollte, daß ich vor dem Publikum gar nicht zu entschuldigen seyn würde, wenn ich nicht alles gethan hätte, was in meinen Kräften stand, um die Erwartungen des aufgeklärten Lesers, und mit ihnen die eben so würksamen und freundschaftlichen, als patriotischen Wünsche Ewr. Excellenz zu befriedigen.

Und hiemit übergebe ich denn nun Ewr. Excellenz dies Buch, als eine Sache, die mit dem vollkommensten Eigenthumsrechte, Ihnen zugehört. Es sey, so lange es gelesen wird, und da ist, ein Beweiß von der uneingeschränkten Hochachtung und Freundschaft, die ich für Ewr.

Excellenz als Bürger und Mensch fühle. Ewr. Excellenz selbst aber diene es zum Unterpfande von der festen Ueberzeugung, die ich habe, daß meine Arbeit den Beyfall meiner guten und aufgeklärten Mitbürger in eben dem Maaße gewinnen werde, als ich glücklich genug gewesen seyn mag, den Forderungen und Erwartungen Ewr. Excellenz ein Genüge zu thun.

L. Smith.

Vorrede.

Als ich zu Anfang des Jahrs 1789, Gedanken über die Natur und Bestimmung der Thiere, und über die Pflichten der Menschen gegen die Thiere, herausgab, hofte ich zwar, daß meine Arbeit nicht mit Mißfallen von meinen Landsleuten würde aufgenommen werden; aber ich war weit davon entfernt, mir mit der Vermuthung zu schmeicheln, daß das Buch einen solchen Absatz finden würde, der es mir schon nach Verlauf von weniger als einem Jahre zur Pflicht machen könnte, diese Materie von neuen vorzunehmen und zu bearbeiten. Eben so wenig war es mein Vorsatz, dem Publikum eine, im eigentlichsten Verstande, neue Ausarbeitung über diesen Gegenstand zu liefern, als ich zu Anfange des nächstverwichnen Jahrs, mit dem Hrn. Hofbuchdrucker Schultz die Herausgabe einer neuen Auflage der obigen Gedanken verabredete; ich versprach nur Zusätze und Verbesserungen, und diese sollten, wie ich damals dachte, blos in einer oder andern genaueren Bestimmung der in dem Buche zum Grunde gelegten Be-

griffe, hauptsächlich aber in historischen Erläuterungen bestehen, weil ich erfahren hatte, daß diese insonderheit meinen Lesern angenehm wären, wie sie denn auch an sich die sichersten Führer für den Philosophen sind. Mehr wagte ich nicht zu versprechen, da meine Amtsgeschäfte und meine Gesundheitsumstände mir nicht erlaubten zu hoffen, daß ich mehr würde halten können, wenn ich es auch verspräche.

Man eilte unterdessen nicht mit dem Drucke, und da derselbe, nachdem man ihn kaum angefangen, verschiedner unvorhergesehner und unübersteiglicher Hindernisse wegen, ins Stecken gerieth, ich also dadurch die nöthige Zeit gewann, die Materie nach einem andern Plan zu bearbeiten, so hielt ich es für meine Pflicht, alles zu thun, was mir in diesem Stücke möglich wäre. Was ich nun aber gethan zu haben glaube, und wie ich es zu thun gesucht habe, davon will ich hier meinen Lesern Rechenschaft ablegen.

Meine Hauptabsicht bey der Herausgabe jener ersten Schrift über diese Materie war die: eine Art von systematischem Entwurf zur Bestimmung der Lehre von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere zu liefern, da diese Lehre von den Philosophen bisher theils war übergangen, theils gar zu kurz und unbefriedigend behandelt worden. Aber da ich wuste, wie unrichtig im Allgemeinen die Begriffe der Menschen über die Natur und Würde der Thiere wären, so hielt ich es für nöthig, die Lehre

von

von den Pflichten durch eine vorausgeschickte kurze theoretische Abhandlung vorzubereiten. Indessen konnte ich, nach meiner damaligen Absicht, nur das allgemeinste von demjenigen berühren, was über die Intelligenz der Thiere zu sagen war; ich muste in einigen Stücken, die Dinge als bewiesen voraussetzen, statt hinlängliche Beweise von ihrer Richtigkeit zu führen; und war überhaupt genöthigt, aus Mangel der nothwendigen Schriften, vieles zu übergehen, was ich sonst nicht übergangen haben würde. Hiezu kommt noch, daß die moralischen Betrachtungen mein Nachdenken und meine Aufmerksamkeit so sehr auf sich zogen, daß ich den theoretischen Theil als eine Nebensache ansah; daher denn auch die Abhandlung über die Natur der Thiere nicht mehr als einen Bogen einnahm. Dies aber war an und für sich zu wenig um Etwas, und zu viel um Nichts zu seyn.

Der aufmunternde und belohnende Beyfall, womit sowohl meine Landsleute als Fremde jene Arbeit beehrten, foderte mich nun nicht allein auf mehr zu thun, als ich bisher, meinem Plan und meiner Absicht gemäß, gethan hatte; sondern verschiedne freundschaftliche Erinnrungen, die man mir mittheilte, diese und jene Einwendung, welche, wie ich durch Umgang und Unterredung erfuhr, gegen das Werk gemacht worden, legten mir auch die Pflicht auf, die Materie ganz von neuen vorzunehmen, um, wo möglich, der Lehre von der intellektuellen Natur der Thiere so viel Klarheit und Bestimmtheit

zu geben, daß man sich wenigstens nicht länger im Stande glauben sollte, die Lehre von den Pflichten durch jeden witzigen Einfall und jede Schein-Einwendung zu bestreiten und umzustoßen, welche man etwa dagegen ausdenken und vorbringen könnte.

Um diese Absicht zu erreichen schlug ich den Weg ein, eine fortgesetzte Vergleichung des Thiers mit dem Menschen anzustellen, und die Lehre von der intellektuellen Natur der Thiere eben so zu behandeln, wie wir bisher, zumal in spätern Zeiten, die menschliche Seele in unsern Untersuchungen über ihre Fähigkeiten und Würksamkeit behandelt haben. Da aber alle Behauptungen, welche die Erfahrung uns über die Intelligenz der Thiere an die Hand giebt, sich auf Analogie, und auf Schlüsse die aus ihr hergenommen sind, gründen; so muste ich nothwendig darthun, daß wir zu diesen analogischen Schlüssen völlig berechtigt sind, insonderheit da es noch gar viele giebt, die es nicht einsehen können oder wollen, daß die Analogie die Grundlage ist, worauf wir alle unsre Vermuthungen und Schlüsse von dem Daseyn und den Eigenschaften derjenigen Dinge bauen, welche außer unserm eignen Individ vorhanden sind. Um diesen analogischen Schlüssen den erforderlichen Grad von Wahrscheinlichkeit und Gewisheit zu geben, muste ich ferner überall die wesentliche Aehnlichkeit zeigen, die zwischen der Organisation des Thieres und des Menschen statt findet, in so fern nemlich diese Organisation mit den Seelenkräften

und

und ihrer Würksamkeit in Zusammenhang steht. Da es aber nicht meine Absicht war, nur allein oder hauptsächlich für Gelehrte zu schreiben, welchen diese meine Arbeit sehr entbehrlich ist, da ich also bey der größern Anzahl von meinen Lesern nicht annehmen konnte, daß sie mit psychologischen und anthropologischen Schriften bekannt genug wären, um bey ihnen eine vollkommne Kenntniß der Theorie von der menschlichen Seele, ihren Fähigkeiten und Werkzeugen voraussetzen, so war ich genöthigt vieles anzuführen, was zunächst und unmittelbar die Menschen-Psychologie angeht, wenn ich anders in dem, was ich von den Thieren zu sagen hatte, allgemein verstanden seyn wollte.

Zu mehrerer Deutlichkeit in diesem Stücke, und als Beweise für die im Buche enthaltnen Behauptungen, findet man unter jedem Hauptstück verschiedne Erfahrungen von den Thieren angeführt, und diese habe ich denn gröstentheils aus bekannten und sachkundigen Schriftstellern entlehnt. Ueberall habe ich meine Quellen angegeben, damit man jedesmal selbst zu urtheilen im Stande seyn mögte, ob ich Grund hatte, die angeführte Begebenheit für glaubwürdig zu halten. Auf diese Weise glaubte ich dem Buche eine unterhaltende Abwechslung für den Leser zu geben; wie ich denn auch dafür halte, daß das selbsthandelnde Thier am besten zeigt, welche Fähigkeiten, und welchen Grad von Entwicklung dieser Fähigkeiten es besitzt. Darum habe ich, an verschiednen Stellen, wo es nöthig war die Anwendung der Sätze

auf die Begebenheiten zu zeigen, diese Anwendung blos in ein paar Fällen angegeben, und sie in den übrigen dem eignen Nachdenken des Lesers überlassen.

Uebrigens habe ich nichts übergehen wollen, was der sachkundige Leser, meiner Vermuthung nach, in dem theoretischen Theil des Buchs, suchen und fodern würde. Ich habe über jede Frage, die der Stoff darbot, meine Meinung frey und ohne Vorbehalt gesagt. In jener ersten Schrift wollte ich theils nicht alles sagen, was ich wohl über dies und jenes dachte, theils hatte ich mich in einigen Stücken noch nicht völlig für eine besondre Meinung bestimmt. So konnte ich z. B. die Frage über die allgemeinen Begriffe der Thiere und über ihre Sprache, auf keine für mich selbst befriedigende Art beantworten; ich sagte also das, was die meisten Philosophen über diese Dinge sagen; und ich that dies damals um so lieber, weil ich besorgen muste meine Leser von mir zu entfernen, wenn ich auf einmal gar zu viele ihrer Lieblingsmeinungen angriffe, zumal, da ich in vielen andern Dingen, wo es mir, der Sache selbst wegen, wichtig war, sie zu gewinnen, die trockne Wahrheit vortragen muste, wie sie mir nach meiner Ueberzeugung erschien, obgleich ich übrigens sehr wohl einsah, daß sie mit den einmal allgemein angenommnen Grundsätzen in Widerspruch stand. Nun aber, da die Hauptgedanken im Ganzen bey meinen Lesern Beyfall, und eine gute Aufnahme gefunden haben; da ich, durch Briefe die aus

verschied-

verschiednen Orten in beyden Königreichen an mich eingelaufen sind, überzeugt worden bin, daß eine genauere und vollständigere Untersuchung meinen Landsleuten nicht unwillkommen seyn würde, habe ich alles gethan, was in meinen Kräften stand, um meine Pflichten und ihre Wünsche zu erfüllen.

Was die eigentliche philosophische Entwicklung dieser Materie anbetrift, so habe ich dabey nur sehr selten der Schriftsteller gedacht, welche bisher über diesen Gegenstand geschrieben haben, und zwar deswegen, weil ich mich ihrer Gedanken nie anders bedient habe, als gerade an den Stellen, wo sie genannt sind. Polemisiren wollte ich nicht; auch würde ich dadurch meine Leser nur sehr wenig erbaut haben, weil ich alsdann oft die ungereimtesten Einfälle hätte anführen und widerlegen müssen, welche bey jedem, der nur die geringste Kenntniß der Natur besitzt, von selbst wegfallen. Ueberdem war es nicht meine Sache oder Absicht, meinen Lesern zu erzählen, was andre in dieser Materie gedacht und gesagt hätten; sondern vielmehr, ihnen das vorzulegen, was ich selbst, durch eignes Nachdenken und Untersuchung, wahr gefunden hatte. Diejenigen unter meinen Lesern, denen daran gelegen ist, die Geschichte der Lehrsätze zu kennen, werden dieselbe schon in Bayles Dictionaire, Hennings Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere, Walchs philosophisches Lexicon, herausgegeben von Hennings, Ribows Ausgabe des Rotarius,

rarius, Guer hiſtoire critique de l'Ame des Bêtes u. a. m. zu ſuchen wiſſen. Nur einen Verfaſſer muß ich hier noch nennen, und zwar weil er über dieſe Materie in unſrer Mutterſprache geſchrieben hat, und weil ſein Andenken, als Philoſoph, in Ehren gehalten zu werden verdient: den ſelbſtdenkenden Mag. **Eilſchow**, deſſen gar zu früher Tod ein wahrer Verluſt für die philoſophiſchen Wiſſenſchaften, und für unſer Vaterland war. Seine **philoſophiſchen, hiſtoriſchen und ökonomiſchen Schriften**, die er 1746 herausgab, und ſeine **philoſophiſchen Briefe**, die 1748 herauskamen, zeigen nicht allein was er war, ſondern auch wie viel er geleiſtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte. In jener erſten Schrift nannte ich Eilſchow nicht, weil ich ihn damals nicht geleſen hatte, obſchon ich ſehr gut wuſte, daß er in dieſer Sache geſchrieben hätte: aber ich wollte ihn mit Fleis nicht leſen, weil ich fürchtete, daß ich dadurch verſucht werden mögte, mehr ſeine Gedanken zu wiederholen, als das Reſultat meiner eignen Unterſuchungen vorzulegen. Itzt hingegen, nachdem ich ihn geleſen habe, bin ich überzeugt, daß Eilſchow in dieſer Materie keine große Nachleſe übrig gelaſſen haben würde, wenn eine längere Lebensdauer ihm Zeit gelaſſen hätte, ſeine Unterſuchungen darüber fortzuſetzen und bekannt zu machen.

Was den praktiſchen Theil des Buchs anbetrift, ſo habe ich, in dieſen beyden letzten Jahren, noch nichts gefun-

gefunden, was meine Untersuchungen unnütz oder überflüßig machen könnte: so wie mir auch vor dieser Zeit kein Schriftsteller bekannt geworden ist, der es versucht hätte, die Lehre von den Pflichten gegen die Thiere systematisch zu ordnen. Ein, soviel ich aus der Schreibart schließen kann, junger Schriftsteller, der sich Wilhelm Dietler nennt, hat 1787 in Maynz eine artige kleine Schrift von ungefähr fünf Bogen, unter dem Titel, Gerechtigkeit gegen Thiere, drucken lassen; er hat dabey zur Absicht, die Gränzen zwischen den Gerechtsamen der Thiere und Menschen zu bestimmen, und allgemeine und feste Grundsätze anzugeben, nach welchen die Menschen ihr Verhalten gegen die Thiere einrichten könnten und sollten. Diese Schrift zeigt, daß Dietler ein Mann ist, der Gefühl für die gute Sache hat, und daß sein Verstand und seine Einsichten ihm Beruf geben in diesem Fache zu arbeiten. Als ich zuerst schrieb, konnte ich ihn nicht nennen, da alle Mühe die ich mir gab, um sein Buch zu erhalten, vergebens war, und ich wuste sogar nicht einmal, daß ein solches Buch da wäre, bis meine eigne Arbeit schon gedruckt war, und ich im Begriff war, die Vorerinnrung zu schreiben. Itzt aber freut es mich, daß ich ihn mit wahrer Hochachtung für seinen Verstand und sein Herz hier nennen kann; und wenn er nun, durch Jahre und Uebung, gelernt haben wird, den deklamatorischen Ton zu vermeiden, welcher gar zu sehr in seiner Schrift herrscht; wenn er sich mehr

darauf befleißigt, eine edle, simple und schöne, als eine bilderreiche und oft unnatürliche Sprache zu reden, und wenn er mit fortgesetztem Denken eine größere Summe von Erfahrungen über die Welt, das Thier und den Menschen verbindet; so wird er der Mann werden, welcher zu seiner eignen Ehre und zum Besten der Menschheit, sein Werk fortsetzen, und als ein Vertheidiger der Rechte des leidenden und gemißhandelten Thieres auftreten kann; und, in der That, seine Arbeit macht ihm schon itzt wahre Ehre. In Altenburg erschien 1789: Das thierische Elend, ein Versuch zur Lindrung desselben, von Christian Gotthelf Schmeiser, des Predigt-Amts Candidat. 8. S. 151. Es war nicht die Absicht dieses edlen jungen Mannes, einen systematischen Entwurf zu der Lehre von den Pflichten gegen die Thiere zu liefern; er kannte, da er schrieb, Dietlers Arbeit nicht, und wünschte, wie er selbst sagt, blos Nachdenken zu erregen, und zur Aufmerksamkeit auf die leidende Thierschöpfung, und zur Barmherzigkeit gegen dieselbe zu ermuntern. Diese Absicht hat er, meines Erachtens nach, sehr glücklich erreicht. Er zeigt viele Bekanntschaft mit den Schriftstellern des Alterthums, und hat bey dem, was er aus ihnen sehr passend anführt, vorzüglich auf die studirende Jugend Rücksicht genommen, welche in den Schulen diese Schriften liest. Das Buch macht seinem Verfasser um so mehr Ehre, weil das, was er in der Vorrede über seine äußre Lage sagt, es sehr

begreif-

begreiflich macht, daß er weder die Aufmunterungen noch die Bequemlichkeiten gehabt haben kann, welche den Zöglingen der Musen sonst so unentbehrlich zu seyn pflegen. Der gute Wille des Verfassers und die Würde des Gegenstandes, würde ihn unter diesen Umständen immer entschuldigt haben, wenn er auch nur eine mittelmäßige Arbeit geliefert hätte; itzt aber, da er uns ein in seiner Art sehr gutes Buch gegeben hat, das allenthalben, wo man es liest, gewiß Nutzen stiften wird, verdient er um so mehr Ruhm und Aufmunterung. Endlich muß ich noch eine Schrift anführen, welche 1788 in Zittau und Leipzig unter dem Titel herauskam: Fabeln und Geschichten zum Unterricht für Kinder in Absicht auf ihre Behandlung der Thiere, von Mss. Sarach Trimmer Diese Schrift enthält verschiedne gute moralische Betrachtungen; auch einige allgemeine Bemerkungen über die Pflichten des Menschen gegen die Thiere; diese aber, welche doch nach dem Titel die Hauptsache seyn sollten, sind in dem Buche vielmehr nur als Nebensache behandelt, und ließen sich ohne Mühe auf wenige Seiten abdrucken, da doch das Buch funfzehn Bogen stark ist. Was ich, außer diesen Schriften, bey andern über diese Materie gefunden habe, waren im eigentlichsten Verstande nur einzelne Gedanken, die von den Verfassern gelegentlich angebracht worden, ohne daß es sie es sich zur Hauptsache gemacht hätten, die Lehre von den Pflichten gegen die Thiere abzuhandeln. So findet

man bey Bonnet in seiner Palingenesie, und bey Salzmann in seinem Carl von Carlsberg verschiedne sehr wahre und schöne hieher gehörige Betrachtungen, aber nur im Vorbeygehen angestellt, ohne daß sie sich mit der ausführlichen Behandlung dieses Gegenstandes befaßt hätten. In Hennings Ausgabe von Walchs Lexicon, findet man unter dem Artikel Bestie, einige Schriften angeführt, die zu dieser Materie hingehören; aber ich habe noch keine von ihnen gesehen. Auch kenne ich Primat und Jenyns nur blos dem Namen nach, wiewohl ich gewünscht hätte, insonderheit die Abhandlung des letztern über Grausamkeit gegen geringere Geschöpfe näher kennen zu lernen.

Man bemerkte an meiner vorigen Schrift, daß einige von den in dem praktischen Theile angegebnen Regeln, nicht alle Bestimmtheit hätten, die man wohl wünschen mögte; und darin hatte der Recensent Recht. Man wird finden, daß ich bey näherm Nachdenken mich veranlaßt gefunden habe, vieles zu ändern, vieles hinzu zu setzen, und vieles anders als vorhin zu bestimmen. So verhält es sich unter andern mit der Auflösung der Frage, über die Befugniß des Menschen anatomische Versuche an lebendigen Thieren anzustellen. Ich habe hier auf die bestimmteste Weise geläugnet, daß der Mensch diese Befugniß habe, und glaube, daß meine Gründe für

diese

diese Verneinung von einigem Gewichte sind. Ueberhaupt habe ich gesucht, dem Buche so viel Brauchbarkeit und Vollständigkeit zu geben, als ich zu thun im Stande war, und darf wenigstens zu hoffen wagen, daß ich andre dadurch veranlassen werde, etwas vollkommneres und besseres in einer Materie ans Licht zu stellen, deren Bearbeitung bisher gar zu sehr versäumt worden ist.

Daß ich diese Arbeit als ein neues Buch unter einem neuen Titel herausgebe, wird der sachkundige Leser ohne allen Zweifel billigen, wenn er findet, daß nicht allein das ganze erste Kapitel, an Plan und Inhalt, eine ganz neue Arbeit ist, sondern daß auch die andern Kapitel, das von der zukünftigen Bestimmung der Thiere ausgenommen, so sehr umgearbeitet und verändert worden, daß sie nicht mehr das sind, was sie vorhin waren.

Und hier lege ich denn nun meine Feder nieder, mit dem heißen Wunsche, daß diese Arbeit doch in etwas beytragen möge, den Schöpfer zu verherrlichen, und Achtung für seine lebendigen und fühlenden Geschöpfe hier auf Erden zu bewürken; dadurch würde sie denn auch dem seufzenden Thiere Linderung in seinen Drangsalen

verſchaffen, zugleich aber zur Veredlung unſrer Gattung beytragen, und die Menſchen zu ſanftern Gefühlen gegen einander ſtimmen.

Kopenhagen, d. 13ten April, 1791.

Der Verfaſſer.

Erſter Theil.

Von

der Natur und Beſtimmung der Thiere.

Es giebt wohl schwerlich jemanden, wenn er anders den Namen eines denkenden Menschen führen, geschweige dann, wenn er den Christen beygezählt seyn will, der sich einen Augenblick darauf bedenken wird, zu gestehen, daß es Pflichten giebt, die wir Gott, unsern Nebenmenschen und uns selbst schuldig sind. Fragen wir dahingegen, in welchem bestimmten Verhältnisse wir zu den andern lebenden Geschöpfen hier auf dem Erdball stehen, fragen wir, welche Pflichten unsre Verbindung mit diesen unsern Mitgeschöpfen uns auflegt, und was in der gegenwärtigen Lage und Zusammenhang der Dinge, beydes unsre und ihre, sowohl eigenthümliche als gegenseitige Rechte sind, so werden wir vielleicht nur gar zu oft finden, daß man an diese Fragen entweder gar nicht gedacht hat, oder daß die Begriffe, die die Menschen sich davon gemacht haben, so falsch und verwirrt sind, daß sie den menschlichen Verstand entehren. Was ist gewöhnlicher, als daß der Mensch, aufgeblasen über die Herrschaft, die Gott ihm über die andern hier auf dem Erdball lebenden Geschöpfe verlieh, alles nur um seinetwillen geschaffen wähnt, allen übrigen lebendigen Geschöpfen keine andere Fodrung an uns kein andres Recht auf unser Wohlwollen einräumt, kein andres Gesetz, das sie gegen unsre Mishandlungen sicherte, anerkennt, als dasjenige, was unser Eigen-

nuß, unsre Begierden und Leidenschaften, unsre Vorurtheile, unsre Einfälle und Launen in jedem Falle vorschreiben. Was ist gewöhnlicher, als daß der Mensch diese Thiere, die die Natur ihm unterordnete, als Wesen betrachtet, deren Lust oder Unlust dem höchsten Wesen eben so völlig gleichgültig ist, als ihre Freude oder ihr Schmerz dem fühllosen Menschen. Was ist gewöhnlicher, als daß wir nicht daran denken, nicht daran denken wollen, daß eben der Gott, der die Menschen zum Glücke schuf, auch das Thier hervor brachte, damit es seines Daseyns froh würde, und daß sowohl das gemishandelte Thier, als der leidende Mensch, seinen Vater und Versorger im Himmel hat, der gewis keinen Tyrannen seiner lebenden und fühlenden Wesen, die Rechte irgend eines seiner Geschöpfe ungeahndet wird kränken lassen.

Erziehung, Vorurtheile, Beyspiele, Gewohnheiten haben unsre Begriffe von den Pflichten, die der Mensch den andern lebenden Geschöpfen Gottes hier auf dem Erdball schuldig ist, so gänzlich entstellt, daß es wohl eine würdige und nützliche Beschäftigung seyn möchte, wenn man einige Augenblicke dazu anwendete, eine Lehre zu überdenken und zu bestimmen, welche in der That mit der Tugend und Glückseligkeit des Menschen in genauerer Verbindung steht, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Alle unsre Handlungen stehen in der engsten Verbindung mit einander; sind wir nun gleichgültig gegen einige unsrer Pflichten, so breitet sich diese Gleichgültigkeit leicht über mehrere aus; jedwede Uebertretung unsrer Schuldigkeiten bringt Unordnung in die Seele, und können wir ohne Bedenken,

ohne

ohne Gefühl des Unrechts das wir begehen, ein einziges Gebot übertreten, so werden veränderte Umstände uns leicht zur Uebertretung Aller hinreissen. Der Mensch, der dem Thiere feind ist, sollte der wohl von Herzen seinen Brüdern gut seyn? Der Mensch, der fühllos das Thier mishandelt, sollte der wohl, wo er ungeahndet handeln darf, von seinen Leidenschaften hingerissen, des Menschen schonen? Und nun der Gott, der den jungen Raben ihre Speise bereitete, der über das Leben der Sperlinge wacht, sollte der wohl unbekümmert seyn über die Mishandlungen, die seinen Thieren hier auf der Erde zugefügt werden?

Kenntniß ist die Mutter jeder Tugend, und es ist unmöglich Pflichten zu beobachten, die wir nicht kennen; versündigen wir uns nun aber oft gegen die Thiere, weil wir über das Wesen und den Werth derselben nicht gehörig nachgedacht haben; und kann die Ausübung der Pflichten, die wir diesen Thieren schuldig sind, auch sogar dazu beytragen, uns im Gehorsam gegen Gott und in der Liebe gegen unsern Nächsten zu bestärken; ja, können wir nicht einmal gute Menschen, geschweige denn denkende Christen seyn, wenn wir den Thieren Gottes das ihnen gebührende Recht versagen, wie wichtig ist es dann nicht, daß wir mit ernstem Fleiß und Nachdenken uns bestreben, folgende Frage aufzulösen: **Welches Wesen, und welche Würde haben wohl diese Geschöpfe Gottes? Und welche sind die Verbindlichkeiten, die unser Verhältniß gegen sie, unser Umgang mit ihnen, und der Gebrauch, den wir von ihnen machen, uns auflegt?**

Mit der Auflösung dieser Fragen, werde ich in dieser Untersuchung mich bestreben, die Aufmerksamkeit des Lesers zu unterhalten. Wahrheit, wenn sie auch hie und da noch so sehr von den bis itzt gangbaren und allgemein angenommnen Meinungen abweichen sollte, werde ich so vortragen, wie ich sie gefunden zu haben glaube; mit ofner Redlichkeit werde ich die Resultate von dem vorlegen, was ich über diese Fragen gedacht habe; und es war mir in einer Reihe von Jahren Lust, über diese Gegenstände nachzudenken. — Bruder, wer du auch bist, der es der Mühe werth hält mit mir zu denken, prüfe ehe du urtheilst, urtheile ehe du verwirfst, suche die Wahrheit, und sie wird den redlich forschenden Geist nicht fliehen.

Erstes Kapitel.

Von der Vorstellungskraft der Thiere, und dem Ursprunge ihrer Vorstellungen.

§. 1.

Bey dieser Betrachtung frägt es sich zuerst: **Was sind wohl diese Thiere, die mit dem Menschen zugleich hier auf der Erde leben? Was ist ihre Natur und Beschaffenheit; sind sie aus Körper und Geist zusammengesetzte Wesen, oder sind sie vielleicht blos künstliche Maschinen, welche in ihren verschiednen Würkungen der absoluten Nothwendigkeit der Bewegungsgesetze unterworfen sind?** Laßt uns diese Fragen etwas genauer erwägen.

Wir glauben nicht allein, jeder für sich, daß wir selbst denkende, fühlende, vernünftige und frey handelnde Wesen sind, und jeder von uns ist genöthigt dies von seiner eignen Person zu glauben, da Erfahrung und mannigfaltige wiederholte Gefühle ihm die Ueberzeugung davon aufdringen; sondern wir glauben auch, daß es ausser unserm eignen Wesen, noch andre und mehrere denkende, fühlende und freye Wesen giebt: wir glauben nicht allein, daß wir selbst Menschen sind, sondern wir glauben auch, daß es andre Wesen ausser uns giebt; und warum glauben wir denn dies? Ja, wir sind wohl genöthigt es zu glauben, wenn wir nicht allen Sinn

und Verstand verläugnen wollen. Was wir mit unsern Augen sehen, mit unsern Ohren hören, durch unsre Sinne erfahren, davon müssen wir doch wohl überzeugt werden, zumahl wenn dieselben Erfahrungen uns unaufhörlich und immer auf dieselbe Weise treffen.

Wir glauben also, daß es ausser uns Menschen, denkende freye Menschen giebt, die mit uns leben, weil wir dies auf mancherley Weise sehen und hören und erfahren. Aber was sehen, hören und erfahren wir denn eigentlich? Sollte der Satz: **Peter, Paul, Hanns ist ein Mensch wie ich**, so ganz geradezu eine bloße Erfahrungswahrheit seyn, die wir allein unsern Sinnen zu verdanken hätten? Freylich pflegen wir dies allgemein zu glauben; wie aber, wenn wir bey einigem Nachdenken genöthigt wären zu gestehen, daß unser Auge allein uns eben so wenig davon überzeugen kann, daß Peter, Paul oder Hanns ein Mensch ist, als das bloße Auge im Stande ist, Wein und Wasser von einander zu unterscheiden, wenn diese Flüßigkeiten einerley Farbe haben?

Wir halten uns, mittelst unsrer Erfahrung, für überzeugt, daß es ausser unsrer eignen Person Menschen giebt; wir sehn Körper von derselben Bauart und Beschaffenheit wie den unsrigen, wir sehn diese Körper mit denselben Sinneswerkzeugen versehen, die wir besitzen, wir sehn dieselben Veränderungen von Zuwachs und Abnahme, Gesundheit und Krankheit, die wir an unserm eignen Körper erfahren haben, auch in diesen Körpern vorgehen; wir sehn diese körperlichen Wesen auf eben die Weise handeln als wir, hören sie ihre Empfindungen durch Zeichen und Töne ausdrücken wie wir, ihre Gedanken

danken uns mittheilen, wie wir ihnen die unsrigen mittheilen; und was ist nun wohl natürlicher, als daß wir den Schluß ziehen: die Menschengeschöpfe, die wir um uns her sehen, sind redende, fühlende, vernünftige, freye Wesen so wie wir, da wir erfahren, daß sie auf eben die Weise leben, fühlen und handeln, wie wir selbst thun. Wir glauben insbesondre, daß andre Menschen eine **vernünftige Seele** haben, so wie wir, weil wir sehen und erfahren, daß sie eben solche Handlungen vornehmen wie wir selbst vornehmen, Handlungen von welchen wir, wenn wir selbst sie unternehmen, fühlen, daß sie sich auf Verstand, Nachdenken, Ueberlegung und willkührliche Beschlüsse gründen, und die wir also genöthigt sind aus eben den Ursachen herzuleiten, wenn wir sie bey andern wahrnehmen.

Wir halten uns für überzeugt, daß es ausser unsrer eignen Person Menschen giebt, weil wir wissen und fühlen, daß wir selbst Menschen sind; wir glauben, daß andre Menschen Körper und Seele haben, weil wir wissen und glauben, wir haben selbst Körper und Seele.

Aber hier muß man wohl bemerken, daß diese Ueberzeugung, die jeder einzelne besonders, von dem Daseyn andrer und mehrerer Menschen hat, **eine Folge unsrer Urtheils- und Schliessungskraft**, nicht aber eine bloße, unmittelbare sinnliche Erfahrungswahrheit ist. Die Sinne an und für sich lehren uns nichts weiter, als daß die einzelnen Dinge, die ausser uns existiren und auf uns würken, da sind. Diese Dinge erregen verschiedne Bilder, Gefühle und Vorstellungen in unsrer Seele, je nach dem die Eindrücke, die sie auf unsre Sinne machen, und die Veränderungen, die sie in unsern

Sinneswerkzeugen veranlassen, verschieden sind. Die Bockspfeife, die Trompete, die Posaune und die Violine verändern unsre Gehörorgane jedes auf eine andre Weise, nach dem verschiednen Ton dieser Instrumente. Der Anblick des Hundes, der Katze, der Kuh und des Pferdes erregt verschiedene Bilder in unsrer Seele, je nach den verschiednen Eindrücken, welche die Lichtstralen, die von diesen verschiedenen Geschöpfen in unser Auge zurück geworfen werden, auf uns machen. Aber diese sinnlichen Eindrücke geben uns weder mehr noch weniger als die einfachen Vorstellungen von dem Laute jedes einzelnen Instruments, von der Gestalt jedes einzelnen Thieres, und zwar dergestalt, daß wir nie im Stande seyn würden, uns zu einem Begriff von der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung, welche zwischen den Dingen, die diese Eindrücke auf uns machen, statt findet, zu erheben, wenn in unsrer Seele keine andre Fähigkeit läge, als bloß die, daß wir den Eindruck von äußern sinnlichen Dingen empfangen, und uns die einzelnen Wirkungen derselben auf uns vorstellen könnten. Wir würden dann ungefähr in eben der Verfassung seyn, als der Spiegel, welcher mittelst der Lichtstralen das Bild der verschiednen Gegenstände aufnimmt und darstellt, die vor ihm hingestellt werden, aber nicht das Vermögen hat, die Dinge von einander zu unterscheiden, die sich in ihm abbilden. Wir freylich hätten Vorstellung von diesen einzelnen Dingen, die auf uns würkten, und darin also einen Vorzug vor dem Spiegel, der ohne allen Sinn und Gefühl ist; aber dies wäre denn auch unser wesentlichster Vorzug.

Itzt dahingegen empfinden wir nicht allein, daß jeder einzelne äußere Gegenstand auf uns würkt, sondern wir

sind

sind uns auch bewust, daß diese verschiednen Empfindungen, die in unsrer Seele erregt werden, in verschiednen Dingen und Gegenständen ihren Grund haben, welche von aussen auf unsern Körper und die Sinne desselben würken; wir haben das Vermögen uns dieser verschiednen Empfindungen, die wir zu verschiednen Zeiten hatten, zu erinnern; wir vergleichen sie mit einander; durch Vergleichung nehmen wir wahr, worin sie mit einander übereinstimmen oder nicht — und nun schliessen wir, daß diejenigen äussern Dinge, welche durch ähnliche, wiederholte Würkungen auf uns, ähnliche Empfindungen in uns hervor bringen, einander ähnlich seyn, und gewisse Eigenschaften mit einander gemein haben müssen, weil wir uns genöthigt finden, ähnliche Ursachen anzunehmen, um ähnliche Würkungen zu erklären. Gesetzt es führte uns jemand zu einem Orte hin, wo wir ehemals ein Haus stehn sahen, itzt aber einen Haufen von Kohlen und Asche vorfinden; was denken wir nun wohl von dieser Veränderung? Allerdings, daß das Haus abgebrannt ist; aber warum denken wir dies — wir schliessen aus vorhergehenden Erfahrungen von der Würkung des Feuers auf dieselbe Ursache. Wer niemals Feuer gesehen, und niemals die Kraft desselben erfahren hat, wird die Ursache dieser Verwandlung schon unerrathen lassen. Ein Wesen, das nicht das Vermögen hätte, sich an vorhergehende Erfahrungen zu erinnern und sie zu vergleichen, und also unvermögend wäre aus vorhergehenden Fällen auf den gegenwärtigen Schlüsse zu ziehen, würde nie im Stande seyn, sich eine vernünftige Vorstellung davon zu machen, wie es mit der erwähnten Verwandlung zugegangen sey; ein solches Wesen hätte tausend und aber tausend ähnliche Erfahrungen

haben

haben können, und jeder vorkommende Fall würde ihm dennoch gleich neu, gleich unbegreiflich seyn. Nur mit Hülfe des Gedächtnisses, der Urtheils- und Schliessungskraft, gelangen wir dahin, daß wir uns von den Beschaffenheiten der Dinge, welche von aussen auf uns würken, einigen Begriff machen können; und wenn wir dann glauben, daß sie von einerley oder von verschiedner Natur, übereinstimmend oder unübereinstimmend mit einander sind; so gründet alle die Ueberzeugung, die wir davon haben und haben können, sich auf Schlüsse, die wir aus den verschiednen Erfahrungen ziehen, welche wir haben oder gehabt haben.

Und dies gilt denn nun von jeder Kenntniß und Ueberzeugung, die wir von der Existenz und den Beschaffenheiten derjenigen Dinge haben, welche ausser unsrer eignen Person da sind. Alle Ueberzeugung dieser Art gründet sich auf Schlüsse, welche die Erfahrung uns an die Hand giebt. Nun aber glauben wir insbesondre von uns selbst, daß wir fühlende, denkende, vernünftige Wesen sind, die aus einem sinnlichen Körper und einer unsinnlichen Seele bestehen; wir glauben dies, weil wir unsre Gefühle, Urtheile und Schlüsse, unsre Handlungen und Reden, nicht aus der Zusammensetzung oder Bewegung der Materie erklären können. Da wir nun sehen, hören und erfahren, daß es Dinge und Geschöpfe ausser uns giebt, deren Körper dieselbe Gestalt, dieselbe Einrichtung hat, als der unsre; in deren Handlungen wir dieselbe abwechselnde Verschiedenheit entdekken, welcher wir uns in unsern eignen Handlungen bewust sind; da sie eben die Zeichen von Nachdenken, Gedächtniß, Urtheils- und Schließungskraft äußern, welche

welche wir in unsern eignen Personen als Aeusserung dieser Kräfte ansehen, von denen wir uns bewust sind, daß wir sie selbst besitzen; so schliessen wir: diese Geschöpfe, welche eine so genaue Uebereinstimmung mit unsrer eignen Person haben, müssen auch mit uns von einerley Natur seyn, müssen Menschen seyn, wie wir. Und solchergestalt gründet die Ueberzeugung, die wir von dem Daseyn unsrer Nebenmenschen haben, wenn wir ihrem Ursprunge nachforschen, sich einzig und allein auf Schlüße, die aus der genauen Aehnlichkeit gezogen sind, welche wir durch Erfahrung zwischen diesen unsern Mitgeschöpfen und unsern eignen Personen entdeckt haben.

Je größer wir die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung zwischen Dingen, die auser uns sind, und unsrer eignen Person, finden, je mehr Grund haben wir zu glauben, daß diese Dinge dieselben Eigenschaften, dieselbe Natur haben als wir; so wie auf der andern Seite Erfahrung uns zu glauben berechtigt, daß jedwedes Ding auser uns, seiner Natur nach um so viel mehr von unsrer Natur verschieden ist, als die Aeußerungen von Eigenschaften und Kräften, die wir durch Erfahrung daran entdecken, von den Eigenschaften und Kräften und derjenigen Aeußerung derselben verschieden sind, die wir in unsrer eignen Person kennen. Und solchergestallt führen wir jedwedes Ding in unsern Urtheilen über dasselbe, auf uns Selbst zurück; unser eignes Ich ist der Maasstab, nach welchem wir die Gränzen zwischen der Natur eines jeden ausserhalb unsrer eignen Person existirenden Dinges, und unsrer eignen Natur absetzen. Und obschon wir hierauf nicht merken, und unter unsern Urtheilen und Schlüßen, uns dieser Verfahrungsart nicht deut-

deutlich bewuſt ſind, ſo wird doch niemand, der den Gang der menſchlichen Seele beobachtet hat, leugnen können, daß wir auf dieſe Weiſe verfahren.

§. 2.

Wenn wir uns nun aber befugt halten, wenn wir uns wohl dabey befinden, in allen Dingen, Zufällen und Erfahrungen, die uns in dieſem Leben begegnen, die Wahrheit auf dieſe Weiſe zu ſuchen, ſo wäre es ja doch ſonderbar, und zwar eine bis zum offenbarſten Widerſpruch getriebne Sonderbarkeit, wenn wir, ohne allen erdenklichen Grund, einen einzigen Fall annähmen, in welchem wir auf dieſem Wege die Wahrheit nicht ſuchen wollten, und nicht finden könnten. Die Vernunft und unſre ganze Erfahrung würde dem Menſchen zurufen: Du weiſt von der Natur und Beſchaffenheit der äußern Dinge, und ihrem Verhältniß zu dir Nichts, und kannſt nichts wiſſen, als was die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung, die du zwiſchen dieſen Dingen unter ſich, und mit deiner eignen Perſon entdeckſt, dich lehren; und wir ſollten unſerm Eigenſinn, unſern Vorurtheilen Gewalt genug über uns einräumen, uns in einem einzigen Falle zu einem entgegengeſetzten Schluße zu zwingen; indeſſen hat ſich der Menſch in den Begriffen, die er ſich von der Natur der Thiere machte, gerade in dieſem letztern Falle befunden, und iſt noch itzt gar oft darinn. Dieſe Thiere ſollen durchaus etwas ganz anders ſeyn, als alle Erfahrung über ſie und unſre eigne Perſon, ſie zu ſeyn zeiget; und damit ſie auf keine Weiſe für das gehalten werden mögen, was ſie würklich ſind, wendet und dreht man ſich auf ſo mancherley Art, daß jeder am Ende daraus ſchließen muß:

dieſe

Diese Thiere machen eine Klasse von Dingen aus, von welcher man sich keinen vernünftigen Begriff machen will, da man aus allen den Erfahrungen, die man über sie hat, nichts als Schlüße zu erzwingen sucht, welche schnurstracks allem demjenigen widerstreiten, was die Vernunft aus allen andern Erfahrungen von den Dingen in der Welt herauszubringen pflegt.

Diese Erfahrungen sagen uns nun, daß alle Kenntniß, die wir von der Natur und Eigenschaften der Dinge besitzen, einzig und allein auf Schlüßen beruht, die wir aus demjenigen ziehen, was wir von ihren Eigenschaften, gegenseitigen Verhältnissen, und Aehnlichkeit mit uns erfahren — aber diese Erfahrungen sind denn auch die sichersten und einzigen Wegweiser, welchen wir folgen müssen, wenn wir uns von der Natur und dem Wesen der Thiere einen vernünftigen Begriff machen wollen. Und itzt wird es wohl schwerlich jemanden sonderbar vorkommen, wenn er hört, daß wir alles, was wir von den Thieren wissen und wissen können, einzig und allein durch Schlüsse wissen, die aus der Aehnlichkeit, welche die Erfahrung uns zwischen ihren und unsern Handlungen zeigt, hergenommen sind. Auch wird nicht leicht jemand läugnen, daß wir völlig berechtigt sind, folgendermaaßen zu schließen: einerley Würkungen müssen einerley Ursache haben, und jede Handlung, jede Würkung, die sich bey dem Menschen nicht aus der mechanischen Einrichtung des Körpers erklären läßt, kann auch bey dem Thiere nicht aus dieser Einrichtung erklärt werden. Müssen wir, um den Grund vieler menschlichen Bewegungen und Handlungen zu erklären, annehmen, daß diese unsre Körper nur die Hülle eines edlern Wesens sind, in welchem der Ursprung unsrer willkührlichen Bewegungen zu

suchen ist, eines Geistes, in welchem unsre Vorstellungen und Neigungen, wodurch unsre Handlungen erzeugt und bestimmt werden, ihren Sitz haben, so muß auch das Thier, wenn es willkührliche Bewegung, Vorstellung und Begierde, Neigung und Abscheu hat, **einen Geist haben**, aus welchem diese, unsrer Einsicht nach, geistige Würkungen entspringen, und in welchem ihr Wohnsitz ist.

§. 3.

Nun finden wir aber bey den Thieren, so viele wir deren kennen, **willkührliche Bewegungen**, das heißt: sie bewegen sich so und nicht anders, sie verlassen jenen und bleiben an diesem Ort, nehmen diese oder jene Veränderung in der Stellung ihres Körpers vor, und sie thun dies alles ohne darin durch mechanische Gesetze eingeschränkt zu seyn; diese ihre verschiednen Bewegungen können nicht als Folgen einer unvermeidlichen Nothwendigkeit angesehen werden. Laßt uns die Hausthiere betrachten, die wir am besten kennen, weil wir sie beständig um uns haben; ein jeder frage seine eigne Erfahrung, ob die Katze und der Hund immer kommen, wenn man sie ruft; ob diese Thiere nicht oft ruhen wollen, wenn wir verlangen, daß sie sich bewegen sollen; und umgekehrt, in voller Bewegung sind, wenn wir sie zur Ruhe zu stimmen suchen. Können wir uns nicht oft, und zwar mit völliger Gewißheit überzeugen, daß ihre Bewegungen nicht gutwillig geschehen, daß ihr Gehorsam durch Zwang und Furcht erzeugt wird. Haben wir nun im Allgemeinen hinlängliche Gründe für die bestimmte Ueberzeugung, daß diese Thiere sich bey weitem nicht so bewegen, wie ein Uhrwerk oder eine andre Maschine, die ihren Gang nicht verändern kann, sondern auf die

Weise

Weise würken muß, welche ihre Einrichtung einmal ihrer Würksamkeit vorgeschrieben hat, was ist denn natürlicher, als die Folgerung: **diese Thiere haben in sich eine von dem Maschinenwesen des Körpers verschiedne Kraft, deren Anwendung, nach Beschaffenheit der Umstände, verschieden ist.**

Anmerkung. 1) Ueberzeugende Beyspiele von dem **Willkührlichen in der Bewegung der Thiere**, wird jeder, der sie mit einiger Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachtet hat, leicht zu finden wissen. Ich will hier einige meiner eignen Erfahrungen anführen. Als ich Rektor in Drontheim war, hatte ich einen Pudel der **Udeis** hies, und dessen Namen ich vieler meiner Freunde und Schüler wegen hieher setzte, welche Augenzeugen von dem waren, was ich über dieses Individ sagen werde. Die Schule ward den Winter über in meinem Wohnhause gehalten, und da ich selbst den Hund groß gezogen hatte, so waren die Schüler, welche täglich im Hause kamen, ihm nichts weniger als fremd. Mit den ältern lebte er auch immer in gutem Verständnis; aber da die kleinern, zu ihrem Zeitvertreib, ihn eine Zeitlang geneckt hatten, und doch, wenn er zu bellen und hinter ihnen her zu laufen anfieng, bange waren und davon liefen, so ersann er eine ganz drollige Art von Rache.

Aber hier muß ich erst einige Anmerkungen über die Natur und Erziehung dieses Hundes voraus schicken. Er war von gutartiger Natur, so daß er nicht biß oder Schaden that; da er indessen ziemlich groß war, bellte und sich, wenn er Gelegenheit fand, die Freyheit nahm in den Kleidern zu zerren, so war es ganz natürlich, daß

wer ihn nicht kannte, und keinen Grund hatte sich auf seine Gutartigkeit zu verlassen, sich vor ihm scheute. In Hinsicht seiner Erziehung, war ich, wie ich es immer mit meinen Hausthieren zu thun pflege, gänzlich den Grunsätzen gefolgt, deren Ausübung unsre Modeerzieher in der Erziehung der Menschenkinder so sehr empfehlen. Er genoß seiner völligen Freyheit; von solchen Unarten die durchaus unerträglich sind, ward er durch Worte und Drohungen entwöhnt; vielleicht mochte er in seiner Jugend zuweilen einen einzelnen Schlag bekommen haben, aber dies ist doch nur ein Vielleicht. Ich will, so viel möglich, in meinen Hausthieren die Natur sehen, und dies ist die Ursache, warum ich ihnen eine solche Erziehung gebe. Die Menschennatur brauchen wir nicht auf diesem Wege kennen zu lernen, und wem es etwa einfallen möchte, einen solchen Versuch mit Kindern zu machen, der wird eben keine Ursache haben, sich über die Naturgestalten zu freuen, die er gebildet hat. **Udeis** nun, war ein so bestimmter Naturhund, als er im gesellschaftlichen Leben nur irgend seyn konnte, und unsern Modekindern darin völlig ähnlich, daß er gänzlich seinen eignen Neigungen folgte; doch hatte er vor den meisten von ihnen den wesentlichen Vorzug, daß wenn sie weder Vater noch Mutter lieben, sondern ihnen eben so unartig begegnen als allen andern, er im Gegentheil meine Frau und mich von Herzen lieb hatte, und nirgends froher war, als in unsrer Gesellschaft. Gegen andre Menschen und Thiere war er freundlich oder unfreundlich, je nach dem die Umstände und seine Launen es mit sich brachten; und diese Launen äußerte er abwechselnd auf mancherley Weise. Dies musten unter andern die kleinen Schulknaben erfahren.

Des Morgens, gegen die Zeit da die Lehrstunden anfiengen, suchte er, in einem gewissen Zeitraum, immer Gelegenheit aus dem Hause zu kommen, und statt auf der Gasse herum zu laufen, wie er wohl sonst that, setzte er sich ganz ehrbar in der Pforte hin. Wenn nun die kleinern Schüler kamen, so lief er nicht auf sie los, bellte sie auch nicht an, sondern blieb unbeweglich auf seiner Stelle sitzen. Die Schüler, welche bange vor ihm waren, durften nicht ins Haus gehen, und musten daher so lange aussen bleiben, bis einer von den ältern kam, der nicht in Fehde mit dem Hunde lebte, und ihn dazu vermochte, den kleinern Platz zu machen. Dies dauerte eine Zeitlang so fort, ehe ich etwas davon erfuhr; ich sah darauf diese Scene selbst, und der Hund ward natürlicherweise so viel möglich daran verhindert, sich um die Zeit da die Schüler kamen, auf seinem Posten einzufinden. Aber nun mögte ich doch wissen, aus welchen mechanischen Gesetzen, sich dies Verhalten des Hundes wohl natürlich erklären liesse? Mir, und gewis vielen andern, ist das Willkührliche in seinem Betragen unverkennbar.

So wie **Udeis** an Jahren und Wachsthum zunahm, wurde seine Uebereinstimmung mit unsern Modekindern immer deutlicher und deutlicher: sein eigner Wille war sein einziges Gesetz in allen den Fällen, wo die natürliche Liebe, die er zu seinem Herrn trug, ihm nicht im Wege stand. Nur hatte er hier wiederum die gute Eigenschaft, daß das **Gefühl von Schaam**, welches der Hundegattung so besonders eigen ist, oft sein Betragen änderte, wenn Drohungen und harte Worte nichts über ihn vermogten. Einigemal zogen seine

Streiche ihm auch Schläge zu; aber dies war bey ihm von eben der Würkung, als es bey der erwachsenen und unartigen Jugend ist, er ward dadurch um nichts besser, ja **Udeis** wurde durch Züchtigungen sogar schlimmer, statt besser zu werden. Er wuste recht gut, daß er das, wofür er Schläge gekriegt hatte, nicht thun durfte; aber er that es gleichwohl, und hatte eine noch heftigere Neigung es zu thun, als vorhin. So gab es ein paar Menschen, um derentwillen er einmal gezüchtiget worden war, diese aber suchte er beständig, wenn sie zu mir kamen, mit einem so zornigen Gebelle, und auf eine so boshafte Art, daß ich wohl auf ihn Acht haben, und ihn aus dem Wege schaffen muste, aus Furcht, er möchte ihnen Schaden thun. Diese Halsstarrigkeit äusserte er insbesondre gegen einige welsche Hüner, die ich hatte, nachdem ich von Drontheim nach der Stadt **Weile** in Norderjütland gekommen war. Anfangs als er diese Thiere sah, lief er ihnen zwar nach, aber that ihnen doch nichts zu Leide; aber da eins dieser Hüner im Sommer eine junge Brut hatte, die seinen Spas nicht wohl aushalten konnte, und er, nachdem er vergebens gewarnt worden, einige Schläge bekam, um ihnen Ruhe zu schaffen, wurde er diesen Hünern so feind, daß er, da er daran verhindert wurde, auf dem ordentlichen Wege nach dem Orte hin zu kommen, wo sie waren, sich einen Umweg über einige Hecken durch eine Wiese suchte, und die Henne so mishandelte, daß sie starb. **Udeis** war zu alt, als daß seine Neigungen sich durch Strafen hätten verändern lassen. **Väter, Mütter, Erzieher!** sehet das Thier und denkt an euch selbst und eure Kinder! dies erfuhr ich an dem Hunde, aber leider,

der, ich habe dieselbe Erfahrung an verderbten jungen Leuten erlebt.

Die Norwegischen Thiere haben ein feurigeres Blut, größere Munterkeit, größern Muth und stärkere Leidenschaften als diejenigen, welche auf unsern dänischen Ebnen gebohren werden; es ist daher, wenn sie in Eigendünkel aufwachsen, um so schwerer, und fast unmöglich, sie durch Zwang zu regieren, wenn man sie nicht tyranniſiren will. Auch dies habe ich mit Udeis erfahren. Er hatte anfangs, da ich nach Weile kam, für gut gefunden, sich durch eine der Fensterscheiben einen Weg nach dem Hofe zu suchen, die er, wenn er allein in der Stube war, und zu jemanden von uns hinaus wollte, in Stücken schlug, und dann durchkroch. Ich schalt und drohte ihm einigemal, und lies die Scheibe wieder einsetzen, aber am Ende, da er mir diesen Spas mehreremal an einem Tage machte, wollte ich versuchen, ob nicht vielleicht Schläge helfen könnten. Dies empfand Udeis sehr übel, er knurrte und bellte mich an, und als er damit nichts ausrichtete, wurde er so erbittert, daß er sich in einem Winkel der Stube aufrecht hinsetzte, mit so boshaften Gebärden, einer solchen Wildheit in den Augen, und einem so verzweiflungsvollen, nicht eben klagenden, sondern bitterbösen, heulenden Bellen, daß ich fürchtete, er möchte toll werden, und ihn daher in Ruhe lassen muste. Als sein Zorn sich gelegt hatte, schämte er sich, und wir wurden wieder gute Freunde; aber die Fensterscheiben blieben darum nicht verschont; und dieser Uebung entsagte er nicht eher, bis ich ein Netz von Stahldrath hatte machen lassen, das nach der Seite der Stube zu, mit einigen Stacheln versehen war. Auch dies versuchte er wegzureissen, aber da er sich an

den Stacheln stach, und diese Vorrichtung eine Zeitlang sitzen blieb, so wurde er endlich seines Unternehmens müde, und lies meine Fensterscheiben in Ruhe. Hier sehen wir denn abermals eine Kette von Handlungen, und, soviel ich davon begreifen kann, sehr **willkührlichen** Handlungen.

2) Auf **Korsica** giebt es ein Thier, das **Muffoli** genannt wird; es sieht einem Hirsche ähnlich, hat aber Hörner wie ein Widder, und eine außerordentlich harte Haut. Es ist überaus wild, und lebt auf den höchsten Bergen, wo man es, wegen seiner Schnelligkeit, kaum erreichen kann. Es springt viele Fuß weit von einer Klippe auf die andre; und wenn es bis auf den Gipfel einer Klippe gejagt wird, von wo es keine andre erreichen kann, so stürzt es sich über Hals und Kopf von derselben herunter, und fällt mit einer so wunderswürdigen Behendigkeit auf seinen Hörnern, daß es keinen Schaden nimmt. **Jacob Boswells historisch-geographische Beschreibung von Corsica**, aus dem Englischen. Leipzig, 1769. 8. S. 42. 43.

Aber wie unverkennbar ist nicht die Willkühr in den Bewegungen dieses Thieres? oder sollte es sich vernünftigerweise aus den Gesetzen der Mechanik erklären lassen, wie das Thier in seiner schnellsten Flucht im Stande ist, die Kraft abzumessen, welche zu jedwedem Sprunge, nach den verschiednen Entfernungen erfordert wird, und diese Kraft unfehlbar anzuwenden? wie es, wenn es nicht im Stande ist, sich durch Springen zu retten, sich hinab stürzt, und während des Falls seinen Körper so dirigirt, daß es keinen Schaden nimmt? Aus einer Maschine, deren sämmtliche Bewegungen, vermöge

möge ihrer Einrichtung vorher bestimmt sind, und nothwendig seyn müssen, und zwar so, daß sie außer den auf ihrer Einrichtung sich gründenden Bewegungen, durchaus keine andre vorzuehmen im Stande ist, am allerwenigsten aber ihren Gang nach unvorhergesehenen und unvorbereiteten Zufällen abändern kann — aus einer Maschine läßt sich diese abwechselnde Flucht, und die Anwendung so verschiedner und entgegengesetzter Mittel zur Rettung, unmöglich erklären.

§. 4.

Von dieser Willkührlichkeit in den Bewegungen und Handlungen der Thiere, werden wir uns noch ferner überzeugen, wenn wir erwägen, wie sie durch Uebung und Zwang, sich an Handlungen gewöhnen können, die ihnen ganz und gar zuwider, ja sogar unnatürlich sind, und wie sie diese Handlungen auf den Befehl des Menschen ausführen; andrerseits haben wir ebenfalls Gelegenheit zu bemerken, wie sie oft, selbst dann wenn sie am besten geübt sind, sich muthwillig zeigen, und erst durch wiederholten Zwang und Züchtigung dahin gebracht werden, das zu thun, was der Mensch will; ein jeder wird sich hier leicht an den Tanz des Bären, an das Gaukelspiel des Affen, und an die Künste des Hundes erinnern. Die Würksamkeit solcher Wesen aber, welche auf eine so willkührliche Weise ihre Bewegungen einrichten können; in deren Betragen so viele Abwechslung, so viel widersprechende Verschiedenheit herrscht, läst sich unmöglich, wenn wir anders nach den allgemein angenommenen Grundsätzen der aufgeklärten Vernunft schliessen wollen, aus den Gesetzen erklären, denen das Uhrwerk in seiner Bewegung, oder das Wasser in seinem Falle gehorcht.

Es ist bekannt genug, daß die wilden Thiere, wenn sie den Menschen kennen, ihn fast immer fürchten, und daß ihre Furcht merklich zunimmt, wenn sie die Würkungen des Schießpulvers erfahren haben; aber der Ritter, Doctor und Professor Thunberg, erzählt von den Pavianen am Kap, daß sie auf den Felsen, wo man sie mit Hagelbüchsen nur selten erreichen konnte, nicht allein unerschrocken waren, sondern sogar größere und kleinere Steine von denselben auf die Reisenden hinabrollten und warfen, so daß man immer Schießgewehr bey der Hand haben muste, um sie wenigstens so weit weg zu scheuchen, daß man nicht Gefahr liefe, von ihren Steinen beschädigt zu werden. In der Kapstadt, sagt er ferner, hat man hie und da Pavianen, die an einer Stange festgebunden sind; ihre Geschicklichkeit im Klettern, Springen und andern Wendungen, ist fast unglaublich. Ob schon ein solcher Pavian angebunden war, so war es doch unmöglich ihn in der Entfernung von einigen Faden, mit einem geworfnen Steine zu treffen. Entweder fieng er den Stein wie einen Ball, oder er wich ihm auf die allerbehendeste und hurtigste Weise aus. *) Welcher denkende Mensch wird aber wohl glauben können, daß eine blos körperliche Maschine im Stande wäre, diese und unzählige andre willkührliche Bewegungen eben der Art vorzunehmen, die wir bey den Thieren finden.

§. 5.

*) Resa uti Europa, Afrika, Asia. Förrättad Aaren 1770 — 1779 af Carl Peter Thunberg. Upsala 1788. 8. 1 Deel. S. 316. 317.

§. 5.

Die Thiere haben also willkührliche Bewegungen, diese aber setzen eine **willkührlich bewegende Kraft** voraus. Und da wir nun als ausgemacht, und in der Lehre von der Natur und dem Wesen des Menschen erwiesen annehmen können, daß die Kraft, vermöge welcher der Mensch sich willkührlich bewegt, ihren Sitz nicht in etwas körperlichem haben, oder aus Körperlichkeit erklärt werden kann, so **muß diese Kraft sowohl bey dem Thiere als bey dem Menschen, ihren Sitz in einer von dem Körper verschiednen Substanz haben.**

Unter den verschiednen Erfahrungen und Schliessungsarten, deren man sich bedient hat, um den Begriff von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele zu bestätigen, scheinen mir folgende insonderheit von sehr überzeugender Klarheit zu seyn.

a) Jedwede Maschin-Einrichtung, sie mag noch so künstlich, und zu noch so vielen Abwechslungen in ihren Bewegungen zubereitet seyn, kann doch, allem dem zufolge, was wir durch Verstand und Erfahrung von Maschinen wissen, sich nur Bewegungen von einer bestimmten Art vornehmen.

Jede veränderte Anwendung, der in der Maschin-Einrichtung angebrachten Kräfte, erfordert immer eine gewisse Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnis dieser Kräfte, eine gewisse Veränderung in den Theilen der Maschine, wozu eine äußre Kraft, **also eine von den in der Maschine befindlichen Kräften, gänzlich verschiedne Kraft**, nothwendig ist. Nie aber

läßt sich der Fall denken, daß eine Maschine, blos vermöge ihrer Bauart und Einrichtung, in demselben untheilbaren Augenblick, auf eine zwiefache und entgegengesetzte Art würken könnte. Wenn der Zeiger an der Uhr sich vorwärts bewegt, so ist dies eine nothwendige Folge von der Einrichtung der Uhr, von der Einrichtung der verschiednen Räder in einander, verbunden mit der Schwere der Gewichte. Aber daß der Zeiger in demselben Augenblick, da er nach den Gesetzen der Mechanik vorwärts zu gehen genöthigt ist, sich rückwärts bewegen sollte, das ist unmöglich; da keine Maschine, unter allen möglichen Bewegungen sich mehrere vornehmen kann, als nur die einzige, zu welcher sie in dem Augenblick der Bewegung vermöge ihrer Einrichtung gestimmt ist. Freylich, der Zeiger läßt sich auch rückwärts drehen; aber dann muß dies, wie jedermann weiß, durch eine ausserhalb der Maschine befindliche Kraft bewerkstelliget werden.

Nun lehrt uns alle Erfahrung und das vollkommenste Selbstbewußtseyn, daß wir Menschen ohne alle äußre mitwürkende Kraft, unsre Handlungen auf die abwechselndste und einander entgegengesetzteste Weise verändern können; wir sind uns, indem wir handeln, und nach dem wir gehandelt haben, bewust, daß wir diese Handlung hätten unterlassen, daß wir sie anders hätten ausführen können, daß wir sogar Kraft hatten, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was wir thaten. Unser eignes Gefühl und das vollkommenste Selbstbewußtseyn lehrt uns also, daß wir nicht bloße körperliche Maschinen sind, sondern daß in unserm Wesen **eine Kraft** seyn muß, **gänzlich verschieden von dem, was wir von körperlichen Kräften kennen und wissen,** und woraus unsre

unge-

ungezwungnen und willkührlichen Handlungen sich erklären lassen.

b) Es ist, allem unsern Gefühl und Bewusstseyn nach, eine natürliche und wesentliche Eigenschaft der menschlichen Seele, zu handeln und zu würken, ohne daß sie während ihres Handelns und Würkens ihren Ort verläßt, ohne daß sie eine äußre Bewegung hat, oder sich, soviel ihr Wesen angeht, einer äußern Bewegung bewust ist. Wenn wir die Handlungen materieller und körperlicher Wesen betrachten, und wenn wir uns einigen Begriff von einer Handlung eines materiellen Wesens machen wollen, so können wir uns eine solche Handlung nicht anders vorstellen, als daß die Theile, aus welchen dies körperliche Wesen besteht, den Platz verändern, den sie, ehe die Handlung vor sich gieng, einnahmen. Diese Theile aber verändern theils das Verhältnis, worin sie vorher unter sich standen, theils das locale Verhältnis, das, unter ihrem vorigen Zustande, zwischen ihnen und den äußern Dingen statt fand. Kurz, wir können uns nicht vorstellen, daß ein körperliches Wesen handelt, ohne daß wir, aller unsrer Erfahrung von der Natur der Dinge nach, zugleich genöthigt sind uns vorzustellen, daß es sich bewegt.

Nun ist jedweder Gedanke eine würkliche Handlung der Seele; zwar eine innre Handlung, aber doch eine Handlung, und wir können uns keine andre Vorstellung davon machen. Aber wenn wir uns einen Gedanken vorstellen sollen, wenn wir davon reden, so verbinden wir niemals den Begriff von Bewegung mit dem Begriff von Gedanken, auch haben wir keine Veranlassung, keinen vernünftigen Grund dazu, diese

beyden

beyden Begriffe mit einander zu verbinden. Vielmehr vereinigt sich unsre ganze Erfahrung, unser ganzes Gefühl und Selbstbewustseyn dahin, uns zu überzeugen, daß die Seele, je mehr sie ihre Denkkraft übt und anstrengt, — wenn es mir erlaubt ist, einen uneigentlichen Ausdruck zu gebrauchen — immer mehr unbeweglich wird, oder richtiger gesagt, sich einander mehr und mehr der Theilnehmung an den Zustand des Körpers und den Veränderungen in demselben entzieht.

Kann man es aber als eine Wahrheit annehmen, daß das, was Materie ist, nicht handeln kann, ohne sich zu bewegen; ist es ebenfalls eine Wahrheit, daß der Mensch fühlt und sich bewust ist, **denken** sey dasselbe, als **handeln ohne sich zu bewegen**, so folgt ja, da der Mensch in unzähligen Fällen handelt, da er denkt, ohne sich zu bewegen, daß etwas in ihm seyn muß, das nicht Materie ist, etwas, das unter seinen Handlungen den Platz nicht verändert, den es einnimmt, etwas, das nicht den natürlichen Ursachen von Zerstörung und Untergang unterworfen ist, welche auf die Materie, die aus Theilen aussen vor Theilen besteht, würken — es muß **etwas** von einer ganz andern Natur in dem Wesen der Menschen seyn, als wir durch Erfahrung, Gefühl und Nachdenken an der Materie kennen — und dies **Etwas** in unserm Wesen, das da denkt, will, beschließt, kurz ohne alle äußre Bewegung handelt, dies Etwas, das wir im Gegensatz der Materie immateriel nennen, ist nun **unsre Seele.**

c) Das Bewustseyn was wir von der grösten Einfachheit in unsern Gefühlen, mitten unter ihrer grösten Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit haben, scheint ferner unwidersprechlich darzuthun, daß es nicht mehrere ver-

verschiedne Theile unsers Wesens sind, welche denken, wollen, urtheilen und schließen. Wenn gleich verschiedne Gegenstände zu einer und eben derselben Zeit auf uns würken; würken sie gleich zu verschiednen Zeiten auf uns, so ist doch jeder von uns einzeln sich bewust, daß es **ein und eben dasselbe Ich ist**, welches diese verschiednen Eindrücke vernimmt. Hieraus aber folgt, daß dasjenige Subject, das sich diese verschiednen Eindrücke vorstellt, und von sich weis, daß es sich sie alle, so mannigfaltig und verschieden sie auch sind, vorstelle, daß dies empfindende Subject ein einfaches Ding seyn muß, welches nicht aus Theilen ausser vor Theilen besteht; weil wir sonst von uns selbst wissen müsten, daß in unserm Wesen eben so viele **empfindende Partikeln** wären, als die äußern Gegenstände, die zu eben der Zeit auf uns würken, verschiedne Puncte unsers Nervensystems berühren. Jeder dieser Gegenstände bewürkt verschiedne Veränderungen in unserm Körper; diese verschiednen Veränderungen erzeugen verschiedne Vorstellungen. Das, was in unserm Wesen sich bewust ist, daß es diese Vorstellungen hat, ist nach unserm Gefühl nur **ein und eben dasselbe untheilbare Ich**; und dieses würde nicht Statt finden können, wenn unsre Seele aus mehrern Theilen bestünde, deren jeder für sich das Vermögen hätte, sich den Eindruck vorzustellen, den die Dinge auf unsre Körper machen.

Diese Schließungsart hat der Verfasser des von **L. W. Dohm.** Lemgo, 1773. 8. unter **Bonnets** Namen herausgegebnen, **psychologischen Versuchs**, mit vielem Glücke und Klarheit ausgeführt. So sagt er S. 78 und 79: „Wenn wir unsre Augen auf eine

„Landschaft werfen, so sehr wir auf einmal und ohne Ver-
„wirrung eine große Menge von Gegenständen, und wir
„sehn dieselben nicht allein als ein Ganzes, eine Male-
„rey, sondern auch als von einander abgesondert und
„verschieden. In jedweder Perspective entdecken wir
„verschiedne Gesichtspuncte, in jedwedem Gesichtspunct
„verschiedne Gegenstände, in jedwedem Gegenstand ver-
„schiedne Theile. Wenn dasjenige in uns, welches diese
„Anmerkungen macht, etwas ausgedehntes wäre, so
„müsten wir nothwendig uns zugleich eben so viele be-
„rührte Puncte denken, als Gegenstände in der Land-
„schaft sind. Man stelle sich das Bild vor, das auf
„der Netzhaut abgebildet wird. Jedweder Punct dieses
„Bildes ist ein Begriff, aber diese Begriffe existiren je-
„der für sich, ohne Vermischung mit einander, sie sind
„nur verschiedne Theile einer und derselben Ausdehnung.
„Woher kommt es denn, daß wir auf einmal, zu einer
„Zeit und mit einem Blicke alle die Gegenstände sehen,
„welche jene Begriffe vorstellen? Sie vereinigen sich,
„wird man sagen, in einem einzigen Punct, aber wenn
„dem so ist, warum sehen wir denn die Gegenstände oh-
„ne Vermischung, jeden einzeln?“

„Doch dies ist noch nicht genug, wie kann man
„sich das Bewustseyn dieser Begriffe denken, wo sitzt
„das Ich, welches Achtung giebt und vernimmt? viel-
„leicht in einem andern Punct der denkenden Fläche.
„Aber wie kann dieser Punct mit den übrigen, welche
„die Begriffe bilden, verbunden, und doch von ihnen
„verschieden seyn? Nicht genug, sage ich: wie kann
„dieser Punkt zu gleicher Zeit mit jedem individuellen
„Begriff, und mit der Summe von ihnen aller zusam-

„menge-

„mengenommen, übereinstimmen, ohne sich auf eine „oder die andre Weise mit ihnen zu vermischen. Noch „eine Schwierigkeit. Wenn die denkende Fläche von „einer einzelnen Idee berührt wird, wird sie denn ganz, „oder nur zum Theil davon berührt? Wenn ersteres, „wie können denn die neuen Ideen neben der ersten Platz „finden? Vielleicht zieht die denkende Fläche sich zusam„men, oder dehnt sich aus? Wer kann wohl eine von „diesen beyden Voraussetzungen annehmen? Wer kann „begreifen, daß eine Idee sich auf die Hälfte oder den „vierten Theil ihres Raums zusammenzieht? oder daß „eine denkende Substanz sich ausdehne und zusammen„ziehe? Berührt im Gegentheil ein Begriff dies den„kende Wesen nur in einem Theil seiner Ausdehnung, „so folgt daraus, daß dies Wesen zu gleicher Zeit denkt „und nicht denkt."

Die übrigen Betrachtungen und Gründe, welche, meiner Einsicht nach, in dem Beweise von der Immaterialität der Seele, von einigem Gewichte waren, habe ich in den **ersten Gründen der Seelenlehre**, (**Siälelärens Förste Grunde**) die ich 1778. 8. in Hrn. Agent **Gyldendals** Verlage herausgab, S. 94. u. f. angeführt. Ausser den daselbst angezognen Schriften verdient noch **Bayle** in seinem Dictionair unter dem Artikel, **Leusippus**, nachgesehen zu werden.

§. 6.

Die willkührliche Bewegung, welche demnach dem Menschen und dem Thiere gemein ist, beweißt also, **daß sowohl das Thier als der Mensch, aus zween verschiednen Haupttheilen zusammengesetzte**

setzte Wesen sind; daß aber diese Theile, auch bey dem Thiere, Körper und Geist sind, davon werden wir uns noch mehr überzeugen, wenn wir ferner bemerken.

Die Thiere haben Vorstellungskraft, wie der Mensch, da sie Sinnenwerkzeuge haben, wie der Mensch sie hat.

So wie es ausser allen Zweifel ist, daß wir nicht mit Kenntnissen gebohren werden, und daß wir alle Kenntnisse, die wir besitzen, den Sinnen zu verdanken haben, so ist es auch auf der andern Seite gewiß, daß alle unsre Sinne uns ohne Absicht verliehen, uns gänzlich unnütz seyn würden, wenn wir nicht eine Seele hätten, die mit diesem Körper vereinigt ist, also in dieser Seele das Vermögen, uns die Dinge **vorzustellen**, welche ausser uns sind, und auf diese unsre Sinne würken. Wir sehen, sagen wir, mit unsern Augen, wir hören mit unsern Ohren, wir schmecken mit unsrer Zunge, wir riechen mit unsrer Nase, wir fühlen mit unsern Nerven, die von eben der Natur, als das Hirnmark, und eine Fortsetzung dieses Hirnmarks sind, welches nach seinem Ausfluß aus dem Haupte durch den Rückgrad sich über den ganzen menschlichen Körper verbreitet. Aber sollte der Ausdruck denn auch wohl so ganz richtig seyn, wenn wir sagen: das Auge sieht, das Ohr hört u. s. f.? Keineswegs. Man nehme die Seele weg, und sperre dann dem todten Körper die Augen auf, wird wohl jemand behaupten, daß dieser Körper sieht? man pfeife und singe vor den ofnen Ohren des Todten — es ist kein Zweifel daran, daß nicht die bewegte Luft auf dies Ohr würken sollte — aber es hört dennoch nicht: und so mit allen unsern übrigen Sinnen; sie **stellen sich nicht** die Veränderungen vor,

vor, welche durch die Einwürkung der äußern Dinge in ihnen veranlaßt werden. Die Sehnerven in der Netzhaut des Auges haben keine Vorstellung von den Veränderungen, welche die Lichtstrahlen darin verursachen; die Gehörnerven haben keine Vorstellung von der bewegten Luft; aber die Seele stellt sich die äußern Dinge vor, in dem die Nerven des Auges, des Ohrs und der übrigen Sinnwerkzeuge verändet werden, und zwar darum, weil diese Veränderungen, welche die äußern Dinge in den Nerven hervorbringen, vermittelst dieser Nerven an den Ort hin verpflanzt werden, wo die Seele ihren Sitz hat.

Der Körper, seine Sinnwerkzeuge, **die Nerven** insonderheit, sind also das Mittel, wodurch wir zu einer Vorstellung von den äußern Dingen gelangen; vermöge der Nerven erhalten wir insbesondre eine Vorstellung von unserm eignen Körper, und den in demselben vorgehenden Veränderungen. Aber weder der Körper im allgemeinen, noch die Nerven insbesondre, haben Vorstellungen, oder das Vermögen, sich Vorstellungen zu bilden.

Ist es denn nun eine unleugbare Erfahrungswahrheit, daß weder der ganze Körper, noch irgend ein einzelner Theil desselben, **Vorstellungen**, oder **Vorstellungskraft** hat; daß unsre Sinne nur Vorstellungen in unsrer Seele veranlassen, ohne daß diese Organe selbst einige Vorstellung von den Dingen haben, die auf sie würken. Ist es Wahrheit, daß der Mensch, ohne Seele, oder mit andern Worten, ohne Vorstellungskraft, mit seiner ganzen schönen Organisation, Nichts weiter seyn würde, als eine Maschine, die eine beständige Bewegung hätte; aber daß wir itzt durch diesen

Körper, in Verbindung mit dieser Vorstellungskraft, das sind, was wir uns zu seyn wissen; so folgt ja daraus, daß wir, da wo wir **bey andern Geschöpfen** ähnlichen Körperbau, Sinnwerkzeuge, Nerven entdekken, jeden vernünftigen Grund haben, zu glauben, **daß sie zu ähnlichen Absichten da sind**; wir haben Grund zu glauben, **daß diese Sinne diesen Geschöpfen zu eben dem Zwecke verliehen sind, als der Mensch sie besitzt**; und da nun diese Sinne bey dem Menschen so zu sagen, die Werkzeuge der Seele sind, da sie bey dem Menschen **Vorstellungskraft voraussetzen, und der Vorstellungskraft zum Gebrauche dienen**, so folgt daraus, daß sie, wo wir bey andern Geschöpfen sie antreffen, uns berechtigen zu schließen: **diese Geschöpfe müssen Vorstellungskraft, müssen eine Seele haben**; da sonst diese Sinne unbrauchbar und unnöthig seyn würden.

Anmerkung. Zu beßrer Erläuterung desjenigen, was wir hier angeführt haben, und wovon wir in der Folge Gelegenheit haben werden, weitern Gebrauch zu machen, will ich itzt einige allgemeine Anmerkungen über die Einrichtung des menschlichen Körpers hersetzen, in so ferne dieser oder jener seiner Theile mit unsrer Vorstellungskraft und den Würkungen derselben zusammenhängt, oder mit ihr in Verbindung zu stehen, scheinen mag.

a) Da das **menschliche Gehirn** überaus zart, und doch zum Leben unumgänglich nothwendig ist, so hat die Natur es in einer Rinde eingeschlossen, die sich in der ersten Kindheit ausdehnen läßt, aber nachher, wenn sie einmal hart geworden ist, jedem äußern Druck kräftig

kräftig Widerstand leistet. Diese Knochenrinde hat inwendig eine starke Haut, die dicht damit verwachsen, härter da, wo der Knochen dicker, und am stärksten an den Stellen ist, wo sich die Zusammenfügung des Hirnschädels befindet. Die nächste Bekleidung des Gehirns und des Rückenmarks, wird die **dünne Hirnhaut** genannt. Bey dem Gehirne selbst hat man vorzüglich den so genannten **grauen Theil** und den **markigten Theil** desselben zu unterscheiden. Jener dient diesem gleichsam zur Bekleidung; das Mark dahingegen, was in dieser Bekleidung eingeschlossen ist, ist weiß, und als eine Fortsetzung der grauen Substanz anzusehen. Es besteht aus den allerfeinsten Adern, und diese werden endlich bis zur größten Kleinheit vereinfacht. Die kleinern Bündel dieses Marks, nennt man **Nerven**; und den großen, welcher eine Verlängrung eben dieses Marks ist, nennt man den **Rückenmark**. Albrecht von Hallers erster Umriß der Geschäfte des körperlichen Lebens. Berlin, 8. 1770. 10. Abschn.

b) **Die Nerven sind die Veranlassung unsrer Empfindungen, denn jedwede Stelle an unserm Körper, wo keine Nerve ist, ist völlig unempfindlich**; so kann man das Haar und die Nägel abschneiden, ohne daß wir etwas dabey empfinden, weil keine Nerve in diese Theile hin läuft; auch die harten Knochen überall im Körper, die Zähne z. B. veranlassen unmittelbar kein Gefühl, da sie ohne Nerven sind, ob schon sie, vermöge ihres Zusammenhangs mit, oder ihrem Drucke auf angränzende Theile, die mittelbare Veranlassung von Empfindungen werden können. Aber diese Empfindungen werden alsdenn nicht durch den un-

mittelbaren Eindruck auf den Zahn oder das Haar erregt, und ein jeder wird durch eigne Erfahrung hiervon hinlänglich überzeugt seyn.

c) Die Erfahrung lehrt uns ferner, **daß diejenigen Stellen in unserm Körper, wo der Zusammenhang und die fortgesetzte Verbindung der Nerven mit dem Gehirn unterbrochen ist, keine Vorstellung veranlassen können.** Man versuche es nur, einen Faden einigemal um das äußerste Glied des Fingers zu binden, und die Fingerspitze wird dann, wie man es nennt, taub werden; man kann sie, je nach dem die Bindung fest ist, mit Nadeln stechen u. s. f. ohne etwas davon zu empfinden; aber wenn der Faden gelößt wird, und die Verbindung der in die Fingerspitze hinlaufenden Nerven, mit dem Gehirn wieder in ihren natürlichen Zustand geräth, so kehrt auch das Gefühl wieder zurück. Aus dieser Ursache legt man, wenn ein Bein, ein Arm u. s. f. abgelößt werden soll, so starke Bandagen an; man will durch diese Unterbindungen den Zusammenhang, der unterhalb derselben liegenden Nerven-Aeste mit dem Gehirn aufheben, damit der Patient unter der Operation nicht leiden soll. Dies gelingt denn auch mit den Nerven, die auf der äußern Haut und in den fleischigten Theilen laufen, nur das feine Nervengewebe, welches unmittelbar den harten Knochen umgiebt, (Periostium) behält, aller Bandagen ungeachtet seine ununterbrochne Verbindung mit dem Gehirn, und wenn dies also durchschnitten wird, fühlt der Mensch Schmerzen, aber in Verhältniß der ganzen Operation, nur augenblickliche Schmerzen, welche aufhören, sobald der harte Knochen völlig vom Fleisch und Nerven abgelößt ist.

d) Un-

d) **Unsre Vorstellungen von den äußern Dingen haben ihren Sitz nicht an den Stellen in unserm Körper, worauf die äußern Dinge würken.** Auch diesen Schluß giebt uns die Erfahrung an die Hand. Wenn die Vorstellung an der Stelle wäre, wo der Eindruck der äußern Dinge geschieht, so könnte keine Bindung uns hindern, die, wenn gleich unterhalb derselben, vorgehenden Veränderungen zu fühlen; alle Erfahrung aber bestätigt es, daß das Glied, dessen Verbindung mit dem Gehirn durch Binden unterbrochen ist, nichts fühlt. Die Erfahrung bestätigt also, daß die Vorstellung nicht an dem Orte entsteht und ihren Sitz hat, wo der Eindruck geschieht.

Hätten unsre Vorstellungen ihren Sitz an jedweder Stelle im Körper, wo sie veranlaßt werden, so müsten diese Vorstellungen sich gänzlich verlieren und aufhören, wenn der Theil des Körpers, durch den sie veranlaßt wurden, in dem sie ihren Sitz hatten, abgesetzt würde. Die Vorstellungen, die wir durch den abgesetzten Fuß erhielten, die Schmerzen die wir empfanden, solange wir den Fuß hatten, müsten gänzlich verschwinden, wir müsten uns weder ihrer, noch des Fußes mehr erinnern können, wenn die vermittelst des Beines und des Fußes veranlaßten Vorstellungen, im Fuße und im Beine ihren Sitz hätten. Aber hier lehrt die Erfahrung gerade das Gegentheil. Der Mensch erinnert sich nicht allein dieses oder jenes Gliedes das er gehabt und eingebüßt hat, sondern er ist sich auch der Schmerzen und Unannehmlichkeiten bewust, die ein solches Glied ihm verursachte, so lange es mit dem Körper verbunden war. Verschiedne glaubwürdige Erfahrungen bestätigen sogar, daß Men-

schen, welche ein oder andres Glied verloren hatten, noch geraume Zeit, nach dem die Wunde schon geheilt war, über Schmerzen in dem abgesetzten Theil des Körpers geklagt haben. So erzählt Professor Krüger in seiner Experimental Seelenlehre S. 90. von einem achtzigjährigen Manne, der über Schmerzen in seiner großen Zähe klagte, nachdem der Fuß abgenommen war; eben dies erfuhr Professor Krüger mit einem seiner Bekannten, der, wenn die Witterung sich änderte, über Schmerzen in dem Fuße klagte, den er eingebüßt hatte. So wie aber diese Erfahrungen beweisen, daß die Vorstellungen nicht ihren Sitz an jedweder Stelle im Körper haben, wo der Eindruck geschieht, so beweisen sie auch, daß das Gehirn eigentlich der Ort ist, wo die Vorstellungen gebildet werden. Derjenige Theil der Nerven, welcher in dem abgesetzten Fuße sich befand, war natürlicherweise mit dem Fuße selbst verloren gegangen, aber ihre Verlängerung in den Theilen des Körpers oberhalb des abgesetzten Theils, bis ins Gehirn hinauf, blieb unverletzlich übrig; und wenn nun diese Nerven im Gehirn, entweder vermöge der innerlichen Bewegung des Körpers und der angränzenden Nerven, oder vermöge andrer, von außen auf den Körper, und insbesondre auf die zurückgebliebnen Nerventheile des abgesetzten Fußes würkenden Dinge, auf eben die Art verändert und bewürkt wurden, als unter ihrer vorigen Verbindung mit dem Fuße, so muste dieselbe Ursache, dieselbe Würkung hervor bringen: dieselbe Modifikation in der Nerve, dieselben Vorstellungen erregen. Aber diese Vorstellungen waren also nicht in dem Fuße erzeugt oder gebildet worden; denn wenn dies der Fall wäre, so hätten sie zugleich mit ihm verloren gehen müssen. Mehrere ähnliche

liche Beyspiele hat Professor Krüger in dem beygefügten Anhange S. 37, 38, 39, 121—22—23 angeführt. Siehe D. Johann Gottlob Krügers Versuch einer Experimental Seelenlehre, Halle und Helmstädt, 1756. 8.

e) **Im Gehirne ist, aller Erfahrung nach, eigentlich der Ort, wo die Vorstellungen erzeugt werden, und die Vorstellungskraft ihren Sitz hat.** Dies ist theils eine Folge aus dem oben angeführten, theils wird es noch durch andre wichtige Erfahrungen bestätigt. Wir sind zweifels ohne berechtigt den Schluß zu ziehen: der Ort im menschlichen Körper, dessen unmittelbare Verletzung und Zerstörung stets mit einer verhältnismäßigen, unmittelbar darauf folgenden Verwirrung in unsern Vorstellungen verbunden ist; der Ort, durch dessen unmittelbare Verletzung die Vorstellungskraft unmittelbarer, inniger und plötzlicher angegriffen wird, als durch alle Verletzungen, welche irgend einem andern Theil des menschlichen Körpers zugefügt werden möchten: dieser Ort muß dem Würkungspuncte der Vorstellungskraft am nächsten seyn. Man beschädige welchen andern äußern Theil des menschlichen Körpers man will, man haue Arme und Beine ab, man richte nach Gefallen jedwede andre Zerstörung im Körper an, wenn man nur nicht unmittelbar den Kreislauf des Bluts hemmt, oder convulsivische Bewegungen und Zuckungen erregt, die so gewaltsam sind, daß sie sich augenblicklich auf das Gehirn verpflanzen; die Vorstellungskraft kann zwar durch solche körperlichen Schmerzen von der ruhigen und willkührlichen Anwendung auf andre Dinge abgezogen werden, aber ihre Würksamkeit hört darum nicht auf, und der Mensch behält, unter obigen Vor-

aussetzungen, das Bewusstseyn von sich selbst und seinem Zustande. Man versuche dahingegen das Gehirn so zu beschädigen, daß die markigte Substanz dadurch in Unordnung geräth, und auf eine Art verändert wird, die ihrem natürlichen Zustande nicht entspricht; und die Vorstellungskraft wird in ihrer Würksamkeit gestört werden, sogar das Selbstbewusstseyn wird aufhören, und zwar früher oder später, je nach der Beschaffenheit einer solchen Verletzung. Krüger erwähnt in seiner Experim. Seelenlehre S. 93. nach Boerhave eines Menschen, der keine Hirnschaale hatte, und immer in Fühllosigkeit und Schlaf verfiel, wenn man die Haut drückte, welche das Gehirn umgab; aber dies wiederfuhr ihm natürlicherweise nicht, wenn man eine andre Stelle seines Körpers drückte; und da Boerhavens Name für die Richtigkeit der Begebenheit bürgt, so ist dieser Zufall ein deutlicher Beweis von der unmittelbaren Verbindung, die zwischen der Vorstellungskraft und dem Gehirne statt findet. Zwar hat man Beyspiele, daß ganze Stücke aus dem Gehirn der Menschen und Thiere herausgenommen worden sind, ohne daß der Tod darauf erfolgte, da ein solcher Mensch geheilt wurde, und den völligen Gebrauch seines Verstandes wieder erhielt, (Krügers Experim. Seelenlehre, Anhang S. 33.) und in diesen Fällen ließe sich denn vermuthen, daß die markigte Substanz des Gehirns eigentlich keine gewaltsame Verletzung erlitten habe; aber man hat auch andre Fälle, wo, bey der Beschädigung des Gehirns, z. B. durch eine Ohrfeige, augenblicklicher Tod die Folge war (Krügers Anh. S. 39). Auch erzählt Krüger (Seelenlehre S. 124.) von einem jungen Menschen, dessen Hirnschale bey einem Spiele zerschmettert worden war, wodurch er unter der

Kur

Kur ein Stück des Gehirns einbüßte, und seine ganze übrige Lebenszeit sprachlos blieb. Im Anhang S. 61. wird ein Fall angeführt, wo ein Mensch von einem Schlage in's Gesicht, zwischen den Augbraunen, starb. Mehrere ähnliche Fälle, in welchen der Tod auf eine Verletzung des Gehirns folgte, stehen S. 83, 84, 85, 113-16. Hierüber sehe man ferner: **Ernst Anton Nicolai Pathalogie. Halle im Magdeburgischen, 1775. 8. 4 Band. S. 177-185.** Das Resultat von allem obigen ist denn aber wohl folgendes: alle Erfahrungen, die wir über den Menschen haben, stimmen dahin überein, uns das Gehirn als die Werkstatt der Vorstellungskraft und den Wohnsitz der Seele anzuweisen.

f) **Man kann nicht annehmen, daß das ganze Gehirn der unmittelbare Sitz und Würkungspunkt der Vorstellungskraft sey;** denn alsdenn müste jedwede Verletzung, wo und wie sie auch geschehen mögte, wenn nicht den Tod, so doch eine beständige Unordnung in der Würksamkeit der Seele nach sich ziehen, und dies ist, wie wir oben gezeigt haben, nicht immer der Fall. Unmöglich ist es aber, mit einiger wahrscheinlichen Gewißheit den Punct anzugeben, wo die Vorstellungen gebildet werden, und aus welchem die Seele unmittelbar würkt. Indessen ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Nerven, von deren Verschiedenheit außerhalb des Gehirns wir vollkommen überzeugt sind, auch im Hirnmark diese Verschiedenheit behalten, obgleich man bis itzt noch durch kein Vergrößerungsglas im Stande gewesen ist, sie zu verfolgen und ihre Verschiedenheit zu entdecken. Denn wenn sie nicht fortführen ihre Verschiedenheit zu behalten, sondern sich

in einer Masse mit einander vermischten, so wäre es völlig unerklärbar, wie sie, je nach der verschiednen Einwürkung auf die, in den äußern Theilen des Körpers laufenden Nervenspitzen, verschiedne Empfindungen veranlassen könnten, welche bestimmt den verschiednen äussern Dingen entsprechen.

Da nun Erfahrung lehrt, daß die Nerven, so wie sie dem Gehirne sich nähern, immer feiner und feiner werden, bis in ihm zuletzt ihre Verschiedenheit auch dem am besten bewafneten Auge gänzlich entschwindet, so kann man mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß diese Nerven, da, wo sie nun endlich gesammelt werden, von der gröstn Feinheit seyn müssen. Diese außerordentliche feine Sammlung der sämmtlichen Nerv-Enden im Gehirn, stellt man sich als die unmittelbaren Werkzeuge der Seele vor; und diese hat man denn die **feinere Organisation** genannt, im Gegensatz der andern überall im Körper, und außerhalb dieses Sammlungspunktes verbreiteten Nerventheile, welche unter dem Namen der gröbern **Organisation** einbefaßt werden. Ueber diese Benennung der unmittelbaren Werkzeuge der Seele, welche mir passender zu seyn scheint, als verschiedne andre, deren sich die Philosophen sonst bedient haben, sehe man: **Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, von Carl Franz Irwing, Berlin** 1778. 8. I. B. §. 23. Als ein Beyspiel von dem, was man über die Feinheit der Nervenfäden weis, verdient es bemerkt zu werden, daß man mit Hülfe der Vergrößerungsgläser, eine solche Nerve in der Netzhaut des menschlichen Auges, zwey und dreyßig tausend vier hundert Mal feiner gefunden hat, als ein Menschenhaar;

und

und in der Netzhaut der Augen von kleinern Thieren, fand man eine solche Nerve eine Million, einhundert und sechs und dreyßig tausend, vierhundert Mal kleiner, als eben dies Haar. Nicolai Pathologie. 4 B. S. 51.

g) **Außer den Nerven, welche, wie das Hirnmark woraus sie bestehen, nicht elastisch, sondern eine Art von breyigter Materie sind, hat man Grund eine feine, unsinnliche, ihrer Natur nach, elektrischartige Materie, in dem menschlichen Körper anzunehmen, welche aus dem Blute in die Hirngefäße abgesondert wird, und vermöge welcher die Eindrücke von den äußern Dingen zu dem Würkungspunkt der Seele hin verpflanzt werden.**

Wenn man eine Glasröhre reibt, indem man die Hand an derselben schnell auf und nieder bewegt, so kann sie leichte Sachen, z. B. Haare, Blattgold u. dgl. an sich ziehen; wenn eine Glaskugel vermittelst einer Kürbel schnell herumgedreht wird, so zeigt sich diese anziehende Kraft noch stärker, so, daß sie vermöge einer Metallröhre, welche ihre Atmosphäre berührt, an sich ziehen, von sich stoßen und ihre Kraft fortpflanzen kann; und wenn nun diese Röhre, von der um das Glas schwebenden, belebten Materie hinlänglich angefüllt ist, und man sie dann mit dem Finger berührt, so giebt sie Funken von sich. Eben diese anziehende und fortstoßende Kraft, haben alle schwefel- und harzartigen Körper, wie z. B. Lack, Bernstein u. s. w., sie ziehen an und stoßen von sich, so wie man auch aus ihnen Funken ziehen kann. Bey den thierischen Körpern und bey dem menschlichen insonderheit, entdecken wir ebenfalls die Eigenschaft, daß er nicht allein

für

für die elektrische Materie empfänglich ist, wenn sie hinein geleitet wird, sondern daß man auch in gewissen Fällen, und bey gewissen Menschen, durch die **bloße Reibung**, Funken aus dem Körper heraus locken kann. Daß die menschlichen Körper die elektrische Materie, die in sie hinein geleitet wird, aufnehmen können, ist bekannt genug; daß sie aber nicht allein **zugeführte**, sondern auch **eigenthümliche** Elektricität haben, läßt sich aus verschiednen zuverläßigen Erfahrungen darthun. Als ein Beweis, sowohl von der erstern als von der letztern Behauptung, verdient das angeführt zu werden, was **Brydone** in seiner **Reise durch Sicilien und Malta**, 1 Th. S. 178. von den Herren **Saussure** und **Jalabert** aus Genf erzählt. Als diese über eine der höchsten Alpen reiseten, befanden sie sich zwischen Donnergewölken, und bemerkten, wie ihre Körper in einem so hohen Grade elektrisch waren, daß ihre Finger von selbst Feuer spähten, und sie eben das Gefühl hatten, als wenn sie durch Kunst elektrisirt wären. In dem folgenden S. 183. findet man einen sehr merkwürdigen Beweis, daß die menschlichen Körper **eigne** Elektricität haben, und vermöge ihrer Natur ein Elektrum enthalten, das bey einigen merklicher ist als bey andern. **Brydone** erzählt daselbst von einer Dame, aus deren Haare Funken fuhren, wenn sie es kämmte. Der Verfasser bat daher ein andres junges Frauenzimmer, sich auf einen Wachskuchen zu stellen, und so das Haar ihrer Schwester zu kämmen, welche auf einem Stuhle sas; sie wurde gleich so elektrisch, das sie Funken gegen alles auswarf, was ihr nahe kam. Das Haar insonderheit war elektrisch. Brydone legte eine Metallkette darauf, und sammelte in wenigen Minuten, unmittelbar aus den Haaren, Feuer genug, um gemei-

nen

nen Branntwein damit anzuzünden; so wie er auch, mit Hülfe einer kleinen gläsernen Flasche, der Gesellschaft fühlbare Stöße gab. Diese Versuche geschahen an einem Tage, da es stark fror; der Kopf war sehr reich an Haaren, und das Frauenzimmer hatte seit vielen Monaten weder Puder noch Pommade gebraucht. **P. Brydones Reisen durch Sicilien und Malta, in Briefen u. s. w. Leipzig, 1777. 8.**

Zu diesen Erfahrungen kann ich noch ein paar merkwürdige Begebenheiten hinzufügen, von deren Wahrheit ich die vollkommenste Ueberzeugung habe. Der sel. **Stiftsamtmann Koren**, ein Mann eben so bekannt durch Verstand, Einsichten und Redlichkeit, als durch die Würde, die er bekleidete; ein Mann, dessen Andenken, als Freund, Bürger und Mensch, mir immer theuer seyn wird, erzählte mir, während seines Aufenthalts in Weile, daß er, als er Stifshauptmann in Drontheim war, eines Abends, da er sich im Dunkeln auskleidete, zufälligerweise bemerkte, daß aus seinem Oberhemde Funken herausfuhren. Er traute seinen eignen Augen nicht, fuhr daher mit der Hand an demselben herab, und sah abermals dieselbe Erscheinung. Indessen glaubte er, daß seine Einbildung oder Augen ihn täuschten, und nahm sich vor, eben den Versuch ein andermal zu wiederholen. Dies that er denn auch, und zwar mit demselben Erfolge; er rief seinen Bedienten, ohne ihm etwas zu sagen, welcher über diese Funken heftig erschrak; nachher zeigte er andern von seinen Freunden eben dies Phänomen, das er, nach Beschaffenheit der Luft, beständig an seinem Körper bemerkte, so lange er in Drontheim war; allein etwas über ein halbes Jahr nach seiner Zurückkunft in

Dännemark, hörte diese Elektricität des Körpers auf und er spürte auf diese Art nichts weiter davon. Ein andrer meiner Freunde in Drontheim war gleichfalls so elektrisch, daß ich sehr oft in der Dämmerung, aus seinen Beinen, durch Streichen mit der Hand, ganz deutliche Funken hervorlocken konnte. Diese und mehrere andre Erfahrungen vereinigen sich, zu bestätigen: daß der menschliche Körper eine elektrische Materie in sich enthält, deren Menge und äußerlich merkbare Würksamkeit, nach den Umständen verschieden ist.

Um obiges noch mehr außer Zweifel zu seßen, will ich hier einige Bemerkungen aus **Paul Rolli's** Bericht, von dem Tode der Gräfin **Bandi** in Cesena, herseßen, welcher, mit mehreren Nachrichten von eben der Art, im **Hamburgischen Magazin.** 1 B. 3 St. S. 267 u. f. eingerückt ist. Die Gräfin **Cornelia Bandi**, heißt es, eine Dame von 62 Jahren, war eines Tages eben so gesund und wohl, als sie sonst zu seyn pflegte, aber in der Nacht, bey der Abendmahlzeit, bemerkte man daß sie ungewöhnlich schläfrig war. Sie stand daher auf und gieng zu Bette, wo sie, nach einer dreystündigen vertraulichen Unterredung mit ihrem Kammermädchen, endlich einschlief. Da die Gräfin des andern Morgens nicht zur gewöhnlichen Zeit erwachte, so gieng das Mädchen hinein, und fand ihre Herrschaft in folgendem traurigen Zustande. Zwo Ellen vom Bette lag ein Aschenhaufen, zugleich mit beyden Beinen, unbeschädigt vom Fuße bis zum Knie, mit den Strümpfen an, zwischen ihnen lag das Haupt der Gräfin; das Gehirn, die Hälfte der Hirnschale des Hinterkopfs, und das ganze Kinn war zu Asche verbrannt, und unter dieser Asche fand man

drey

drey Finger, welche schwarz angelaufen waren; alles übrige war Asche.

Unser **Thomas Bartholin** erzählt (Acta medica et philosophica Hafniesia. 1673. 2 B. S. 211.) folgende ähnliche Begebenheit. Eine arme Frau in Paris hatte drey Jahre hindurch sehr oft Weinspiritus getrunken. Dadurch erhielt ihr Körper eine so brennbare Beschaffenheit, daß sie, als sie einst des Nachts auf ihrem Strohlager schlief, gänzlich zu Kohlen und Asche verbrannte, die Hirnschale und die äußersten Fingerenden ausgenommen. Weiterhin in der vorbenannten Abhandlung, S. 278, heißt es: dadurch, daß wir unsre flachen Hände in einander, oder auf einem andern Theil des Körpers reiben, kann man Feuer hervorlocken, welches ignis lambens genannt wird.

Wir lernen aus dem **Eusebius Nierenberg**, daß alle Glieder des Vaters vom **Theodorich** diese Eigenschaft hatten; auch der Körper **Carl Gonzagas**, Herzogs von Mantua, besas diese Eigenschaft. Nach Doctor **Johann Fabris**, und andrer bekannten Philosophen Zeugnisse, fuhren helle Funken aus dem Kopfe einer Frau, wenn sie ihr Haar kämmte. **Skaliger** erzählt eben dies von einer andern Frau. **Kardan** redet gleichfalls von einem Karmelitermönche, dessen Kopf dreyzehn Jahre lang Funken von sich gab, so oft er seine Mönchskappe über die Schultern warf. **Ezechiel von Castro**, Doctor der Medicin, ein berühmter Jude, der sich hernachmals taufen lies, hat ein kleines Buch unter dem Titel: ignes lambentes, geschrieben; die Veranlassung dazu war eine Gräfin Cassandra Berri, von Verona, deren Haut überall ein sehr helles Licht von sich gab, wenn

sie

sie ihre Arme mit einem Tuche von Kammertuch rieb. Eusebius erzählt eben dasselbe vom Maximus Aquilanus. Licetti kannte selbst einen Buchhändler, Anton Cianfio in Pisa, dessen Körper, wenn er ein reines Hemd anlegte, überall ein sehr helles Licht von sich warf, und Kardan erzählt von einem seiner Freunde, daß helle Feuerfunken aus seinem Körper fuhren, so oft er ein reines Hemd anzog.

Mehrere Beyspiele wird der Leser am angezeigten Orte finden; allein sowohl diese ältern als die oben angeführten neuern Beyspiele, scheinen unwidersprechlich zu beweisen, daß in dem menschlichen Körper eine elektrische Materie enthalten ist, deren sichtbare Aeußerungen, je nach den Umständen, und der Beschaffenheit der einzelnen Körper, mehr oder weniger auffallend sind. Steht nunmehr noch zu untersuchen,

h) **Welchen Zusammenhang dies Elektrum mit dem Nervensystem haben mag, und wie wir uns einen Begrif davon machen können, auf welche Art diese Materie in dem menschlichen Körper gesammelt und abgesondert wird.**

Die Erfahrung lehrt, daß die verschiednen Flüßigkeiten im menschlichen Körper, so wie sie sich von dem Blute absondern, verschieden werden, je nach dem die Gefäße und Röhren im Körper, in welchen diese Absondrung geschieht, von verschiedner Einrichtung sind; so z. B. der Urin, die Galle, die Lympha u. a. m. Die einstimmigen Erfahrungen der größten und berühmtesten Beobachter bestätigen es, daß das Hirnmark und die Nerven solche Röhren seyn müssen, worin eine Art von Absonderung geschieht; und wenn der Pater della Torre durch seine mikroskopische Untersuchungen gefunden haben will,

will, daß die Nerven keine Röhren, sondern dichte Fäden sind, und daß das Gehirn ebenfalls nicht aus Röhren, sondern aus einer Menge ganz kleiner Kügelchen besteht (J. J. Biörnstählß Briefe. Leipzig und Rostock, 1780. 8. 1 B. S. 346.) so wird die Hypothese dieses, obgleich berühmten Verfassers, doch schwerlich die übereinstimmigen Erfahrungen und Schlüße so vieler scharfsinnigen und genauen Beobachter aufwiegen können.

Nun wissen wir aber, daß nach dem Gehirn **achtmal** so viel Blut hingetrieben wird, als nach irgend einem andern Theile des menschlichen Körpers, und diese Menge von Blut ist weder zur Beförderung der Circulation, noch zur Nahrung des Gehirns vonnöthen. Eine Absicht muß indessen doch dabey statt finden, warum eine solche Menge von Blut an diesem Orte gesammelt wird; und nichts kann nun wahrscheinlicher seyn, als mit dem großen **Haller** und andern zu schließen, daß in den Hirngefäßen eine Absondrung vor sich gehet, und daß diese Hirngefäße gerade dazu bestimmt sind, die brennbaren Theile abzusondern, welche sich in dem Blute befinden. Hieraus bildet sich nun jener elektrische Nervensaft, von dem man muthmaaßt, daß er das Mittel sey, wodurch die in den Nerven von äußern Dingen veranlaßten Veränderungen, in die Seele verpflanzt werden. Man muthmaaßt dies, sage ich, denn sowohl das Daseyn des gedachten Nervensafts (Nervenflüßigkeit), als der Nutzen desselben zur Verpflanzung der Eindrücke, ist bis hiezu nichts weiter als eine wahrscheinliche Vermuthung, welche sich theils auf das gründet, was wir von dem im menschlichen Körper enthaltnen Elektro wissen, theils auf das, was uns von der Natur der Hirngefäße als muthmaaß-

lichen Absonderungswerkzeugen, und von den Bestandtheilen des Blutes bekannt ist, theils auf die augenblickliche Schnelligkeit, mit welcher die äußern Eindrücke, von den äußersten Theilen des Körpers, zur Seele hin verpflanzt werden; eine Schnelligkeit die sich aus einem elektrischen oder elekterartigen Medio am leichtesten und wahrscheinlichsten erklären läßt. Ueber diesen Gegenstand lese man das weitere im philosophischen Arzt. zweytes Stück. Berlin und Leipzig, 1775. 8. S. 20. u. f.

§. 7.

Wir haben im Vorhergehenden bewiesen, daß die Thiere eben sowohl Vorstellungskraft haben müssen, als der Mensch, wenn sie Sinne haben wie er. Daß aber die Thiere solche Sinnenwerkzeuge haben, und daß die Bauart und Einrichtung dieser Sinnenwerkzeuge in Thieren und Menschen eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit haben, welche sich, nach der Verschiedenheit der Thiergattungen, mehr oder weniger der Gleichheit mit der Einrichtuug des menschlichen Körpers nähert, davon werden wir uns ferner überzeugen, wenn wir bemerken:

Wie jedwedes Thiergeschöpf, das wir kennen, Empfindungen hat; das heißt, sich die Veränderungen vorstellt, welche in seinem Körper vorgehen, und in selbigem entweder durch das veränderte Verhältniß der Theile unter sich, und ihrer Würkung auf einander, oder durch die druckartige Einwürkung der äussern Dinge auf diesen Körper veranlaßt werden; denn jedwedes Thiergeschöpf, von dessen Körperbau wir im Stande gewesen sind uns einigermaaßen deutliche Kenntniß zu verschaffen, hat Nerven,

und

und dies wird durch das Zeugniß der gröſten Naturforforſcher beſtätigt. So haben Würmer und Inſekten ihre Nerven, wie **Bonnet, Swammerdam, Löwenhoek, Malzighi,** und **Lyonnet** bezeugen.

Das Rückenmark der Inſekten, oder der Hauptſtamm der Nerven, ſagt **Bonnet:** *) iſt ein weißlichter Faden, der vom Kopfe bis zum Hintertheil, den Bauch herunter liegt, und hin und wieder Knoten hat. Die von Weite zu Weite befindlichen Knoten, hat man für beſondre Gehirne gehalten, die dazu dieneten, unter die nächſtanliegenden Theile die nervigten Fäden zu verbreiten, durch deren Spiel Empfindung und Bewegung erregt wird. Der erſte dieſer Knoten macht hier das eigentlich ſogenannte Gehirn aus. Das Rückenmark der Raupe, fährt er weiter nach **Lyonnet** fort, unterſcheidet ſich durch ſehr auffallende Kennzeichen von dem beym Menſchen und den größern Thieren. Bey dieſen liegt es am Rücken in einer knochigten Röhre. In der Raupe, die keine Knochen hat, liegt es längſt dem Bauche ganz blos. Es hat, von Weite zu Weite, einige Arten von Knoten, aus welchen unterſchiedliche Nervenſtämme hervorkommen. Man zählt dreyßig ſolcher Knoten. Der erſte und beträchtlichſte macht das eigentliche Gehirn aus. In demſelben unterſcheidet man zween oben bauchigte Theile, wie zween Lappen, aus welchen acht paar Nerven, nebſt zween einzelnen, entſtehen. Dieſes Gehirn

*) Betrachtungen über die Natur, vom Herrn Carl Bonnet, nach der neueſten ſehr vermehrten Auflage. — Herausgegeben von J. H. Titius. Vierte Auflage. Leipzig, 1783. 8. 1 B. S. 102 u. f.

ist so klein daß es nur den funfzigsten Theil des Kopfes beträgt. Die zwölf andern Knoten könnten als so viel untergeordnete Gehirne angesehen werden. Der erste dieser Knoten giebt vier Nervenpaare, die eilf übrigen jeglicher zwey Paare. Noch kommen zehn andre Paare aus den Knoten und aus dem markigten Faden hervor. Alle diese Nerven, die zur **Empfindung** und zur **Bewegung** dienen, theilen sich und zertheilen sich in fast unendlich viele Zweige und Aeste, die nach allen Seiten hinlaufen. Der Zergliedrer ist noch weiter gedrungen; er glaubt in den Gehirnen und in dem Rückenmark zwo besondre Substanzen, eine rindigte und eine markigte, angetroffen zu haben. Diese letzte schien viel zarter und viel durchsichtiger als die erste.

Kann man es nun aber als eine unläugbare Wahrheit annehmen, das jedes thierische Geschöpf seine Nerven, sein Hirnmark hat; und lehrt die Erfahrung uns, sowohl bey dem Menschen, als bey den andern größern und vollkommnern Thierarten, von welchen wir Gelegenheit gehabt haben, uns vollständigere und genauere Kenntniß zu erwerben, daß diese Nerven Vorstellungen, angenehme und unangehme Vorstellungen erregen, je nach der verschiednen Beschaffenheit der Eindrücke, die auf selbigen gemacht werden, so müssen wir entweder alle Erfahrung verläugnen, allen erkannten Wahrheiten geradezu widersprechen, oder wir werden genöthigt seyn zu gestehen: **daß die Thiere, und namentlich die Raupe und das Insekt Empfindung haben, das heißt, Vorstellungen von den Veränderungen, welche in ihren Körpern vorgehen, und von außen darinn erregt werden.**

Anmer-

Anmerkung. Zu näherer Erläuterung dieses Gegenstandes, will ich **Bonnets** schöne Betrachtungen über die Empfindung der Thiere hieherſetzen. „Wo irgend „ein Vermögen, sagt er, dem Thiere allein, und nicht „der Pflanze zuzukommen scheint, so ist es gewiß das „Vermögen ein Thier zu seyn, das heißt, eine empfin„dungsfähige Seele zu haben. Diese Seele macht mit „der organischen Substanz, mit welcher sie auf eine, Gott „allein bekannte, Weise verbunden ist, ein vermischtes „Wesen aus; ein Wesen, das an der Natur der Körper „und der Geister zugleich Antheil hat. Als Theil der „Materie ist dieses Wesen eine bewundernswürdige Ma„schine, auf welche die körperlichen Dinge durchaus me„chanisch würken. Als eine geistige Substanz wird es „von der Gegenwart der körperlichen Dinge auf eine ganz „andre Art gerührt, als eigentlich die materiellen Wesen „in einander würken. Aus dem Eindrucke der äußerli„chen Gegenstände auf diese Maschine erfolget in ihr eine „gewisse Bewegung; aus dieser entsteht in der Seele eine „gewisse Empfindung, als die Folge der Gegenwürkung „der geistigen auf die körperliche Substanz: eine Gegen„würkung, die von aussen die Empfindung offenbaret, „und welche davon der Ausdruck und das Zeichen ist.“

„Die verschiednen Empfindungen in einem Thiere „können insgesammt auf zwo Hauptempfindungen, auf „das Vergnügen und auf den Schmerz gebracht werden. „Durch das Vergnügen wird das Thier angetrieben, das „Nöthige zu seiner und der Art Erhaltung zu suchen; durch „den Schmerz aber, alles zu vermeiden, was diesem „Endzwecke schädlich seyn kann. Die Art, das Vergnü„gen und den Schmerz auszudrücken, ist bey allen Thie-

„ren nicht einerley: es sey nun, daß der Grad, oder die „Größe des Vergnügens und des Schmerzes, in den „verschiednen Arten derselben abwechselt, oder daß die „Organe, mittelst deren die Seele ihre Empfindungen „äußert, bey allen Thieren nicht einerley sind. Es giebt „Arten, bey denen sich die **Empfindung** durch mehrere, „mannigfaltigere und bedeutendere Zeichen an den Tag legt; „und dieses sind die vollkommenern, und dem Menschen „die nächsten Arten. Wie viel bedeutendes haben z. E. „das Betragen, die Bewegungen und Stellungen des „Affen, des Pferdes, der Katze, des Eichhornes an sich! „Eben so viel bedeutendes äußern auch die Vögel. Sich „davon zu überzeugen, darf man nur das Hünervieh auf „einem Hofe ansehen; aber die Raubvögel äußern davon „noch vielmehr als das zahme Geflügel. Die Fische „drücken sich nicht so klar und begreiflich aus; sie sind „gleichsam ein stummes Volk, dessen Sprache an Zeichen „nicht sonderlich reich ist. Inzwischen wird diese ihre „Unfruchtbarkeit des Ausdrucks, durch die äußerste Leb„haftigkeit der Bewegungen, zum Theil ersetzt. Die „kriechenden Thiere, die Schaalthiere und die Insekten „stehen noch weiter von uns ab als die Fische, und geben „uns ihre Empfindungen noch undeutlicher zu erkennen. „Wir verstehen sie aber bis auf einen gewissen Punkt, „oder wir machen uns wenigstens das Vergnügen, sie „sehr verständlich zu finden. Endlich geben uns auch „diejenigen Thiere, die es am wenigsten sind, z. E. „Meernesseln und Polypen, gewisse unläugbare Kennzei„chen der **Empfindung**, wenn wir sie anders mit Auf„merksamkeit betrachten. Die Geschwindigkeit, womit „sie sich beym leichtesten Anrühren zusammenziehen, die „Art, wie sie ihre Arme ausstrecken und einziehen, um

„die

„die Beute zu haſchen und nach dem Munde zu führen,
„verſtatten nicht ſie aus der Zahl der empfindenden Weſen
„heraus zu nehmen.“

„Im Gegentheil treffen wir bey der Pflanze kein
„einziges Zeichen der Empfindung an. Alles ſcheint uns
„an ihnen ſchlechterdings mechaniſch. Ihr Leben dünkt
„uns nicht ſowohl ein Leben, als vielmehr eine bloße
„Dauer zu ſeyn. Wir ziehen eine Pflanze auf, wir zer-
„ſtören ſie, ohne im geringſten etwas Aehnliches, wie bey
„dem Thiere, anzutreffen, wenn wir daſſelbe aufziehen,
„oder umbringen. Wir ſehn die Pflanze entſtehen, wach-
„ſen, blühen und Saamen tragen, eben ſo wie wir den
„Zeiger einer Uhr unmerklich alle Punkte des Zifferblat-
„tes durchlaufen ſehen. Die Pflanze ſcheint uns nicht
„nur äußerlich in der Folge ihrer Handlungen, ſondern
„auch innerlich in ihrer Struktur, unbeſeelet zu ſeyn. Die
„ſchärfſte und geübteſte Zergliedrungskunſt entdeckt uns
„an ihnen kein Organon, welches denen ähnlich wäre,
„worinnen die Empfindung beym Thiere ihren Sitz hat.“

„Dieſe verſchiednen Betrachtungen könnten uns
„veranlaſſen, **die Empfindungen**, oder das Werkzeug
„der Empfindungen, als den eigentlichen Charakterzug
„anzuſehen, der das Thier von der Pflanze unterſcheidet.
„Wir urtheilen von dem Daſeyn der **Empfindung** eines
„organiſchen Weſens, entweder aus der Aehnlichkeit
„ſeiner ſinnlichen Werkzeuge mit den unſrigen, oder aus
„der Aehnlichkeit der Bewegungen, die es in gewiſſen Um-
„ſtänden macht, und die wir, in dergleichen Umſtände
„verſetzt, ebenfalls machen würden. Die erſte Art zu
„urtheilen iſt ziemlich gewiß; denn es iſt ſehr glaublich,
„daß ein organiſches Weſen, mit Augen, Ohren und

„Nase versehen, auch die Empfindungen habe, welche „diese Sinne erregen. Die zweyte ist aber nicht so gewiß, „weil wir öfters den andern Wesen Empfindungen beymessen, die im Grunde nur uns eigen sind.“ **Bonnets Betrachtungen über die Natur**, 2. B. S. 164. u. f.

Mit aller der Hochachtung, die man nothwendig für den Naturforscher Bonnet fühlen muß, bin ich doch geneigt zu glauben, daß man, was den allgemeinen Begriff von Lust und Unlust, betrift, ziemlich sicher aus den Bewegungen des Insekts, auf die Empfindungen desselben schliessen kann. Wenn wir den Käfer auf einer Stecknadel spießen, so gebärdet er sich ganz anders, als da er in Freyheit war, und anders als wenn wir ihn in unsrer Hand eingeschlossen halten, ohne ihn zu beschädigen. Dies gewaltsame Sterben, nach Verändrung seines Zustandes, dieser besondere Laut, den der gespießte Käfer von sich giebt, der so ganz von seiner Bewegung in einem freyern und weniger unnatürlichen Zustande verschieden ist, muß uns wohl auf den Gedanken bringen, daß seine Empfindungen im höchsten Grade unangenehm sind; wenigstens haben wir hier eben so hinlänglichen Grund dazu, als wenn wir von Menschen, die sich unter Aechzen und Jammern hin und her winden und wälzen, schliessen, daß sie bittre Schmerzen leiden. Oder sollte vielleicht jemand es wahrscheinlich finden, daß ein Soldat, der Spiesruthen läuft, und die Stimme des Schmerzes erstickt, keine Schmerzen fühlte, weil er nicht aus vollem Halse Ach und Weh schreyt. Freylich, das leidende Thier kann nicht schreyen, kann nicht durch menschliche Worte und Töne seinen Henker anklagen; aber es klagt wie es kann, es klagt durch seine Bewegung, was es mit der Stimme zu klagen nicht vermag; von dieser Art ist die Klage des Fisches; und es ist Pflicht des Menschen, auf die Sprache der Natur zu merken. Es ist nur der Mangel der Freyheit, sagt man, worüber das Insekt auf der Nadel mißvergnügt ist, aber mit eben dem Grunde könnte man

sagen:

sagen: der Missethäter, welcher schreyt und ächzet, wenn er von dem Rade zerschmettert, wenn er mit glühenden Zangen gekniffen wird, leidet keine Schmerzen, fühlt bey diesem Kneipen, diesen Stößen nichts; er schreyt bloß darum, weil er an dem Blocke gebunden ist; weil er mit den glühenden Zangen festgehalten wird, er jammert einzig und allein deshalb, weil er nicht frey ist.

Wenn ich übrigens in dem Vorhergehenden mir es hauptsächlich habe angelegen seyn lassen, zu beweisen, daß Würmer und Insekten Empfindungen haben, da sie Nerven haben, so habe ich diesen Beweis aus keiner andern Ursache vorgezogen, als weil die innerliche Beschaffenheit dieser Thierarten der größern Anzahl von meinen Lesern vermuthlich am wenigsten bekannt ist, und ich erfahren habe, daß auch andre, die es wohl besser wissen könnten, sich entweder nicht darum bekümmerten, oder sich stellten als wüsten sie es nicht, und solche Schlüße zogen, welche mit den angeführten Erfahrungen in offenbarem Streit und Widerspruch stehen. Man wird nunmehr leicht von selbst einsehen, daß wenn die unvollkommensten Thiere Nerven und Empfindungen haben, es auch den vollkommneren daran nicht fehlen könne, und daß sie bey letzteren von um so größern Umfange und Verschiedenheit seyn müssen, als ihre Organisation verschieden ist. So haben die Schaalthiere, Schnecken u. a. m. ein Gehirn und Rückenmark, das dem der Insekten gleicht; ihre Nerven verbreiten sich überall im Körper. Sie haben ebenfalls ihre Empfindungen, sie fühlen Lust oder Unlust bey den Verändrungen, welche in ihrem Körper vorgehen. Bonnets Betr. über d. Natur, 1. B. S. 113. Daß aber dies Empfindungs-Vermögen, das wir solchergestalt bey den unvollkommensten Thieren finden, bey den vollkommneren Thierarten von größerm Umfange ist, und sich in deutlichern Würkungen zeiget, braucht hier um so weniger bewiesen zu werden, da ein jeder durch eigne Erfahrung sich davon überzeugen kann, und es überdem auch noch aus den Erfahrungen erhellen wird, die wir von den übrigen Sinnen der Thiere anführen werden.

§. 8.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß jedwedes thierische Geschöpf Geschmack hat, das heißt, Vorstellung von den aus den Nahrungsmitteln aufgelößten salzigten Theilen, welche auf gewisse dazu bestimmte Nerven würken. Die Nerven des Geschmacks laufen bey dem Menschen in dem obern Theil und dem Seitenrande der Zunge, und wenn die Salze, aus den Körpern durch den Speichel aufgelößt und entwickelt, auf diese Nerven würken, so wird dadurch die Empfindung erregt, die wir beym Menschen Geschmack nennen. Daß die vollkommneren Thierarten Geschmack haben, davon können wir uns durch tägliche Erfahrung überzeugen; da sie unter den verschiednen Dingen aus dem Thier- und Pflanzenreiche wählen, die man ihnen zur Speise vorsetzt. Es ist überdem bekannt genug, daß diejenigen Thiere, welche ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche ziehen, gewisse Gewächse wählen, und andre verwerfen. So hat der ältre Linnäus durch eine Menge von angestellten Versuchen gefunden, daß das größere Hornvieh 270 verschiedne Pflanzenarten ißt; 218 andre dahingegen verabscheut. Die Ziegen essen 449 Pflanzenarten, lassen aber 126 andre unberührt stehen. Die Schaafe finden an 387 Pflanzen Geschmack, und enthalten sich 141 andrer Pflanzen; die Pferde nähren sich von 262 Pflanzenarten, und lassen 212 andre stehen; das Schwein begnügt sich an 72 Gewächsen, dahingegen giebt es deren 171 die es nicht frißt. *) Und so hat man

*) Carl Linneus in Pane Sveco. sub finem Amœnit. Academicarum. Volumen 2. p. 262 etc. Holm. 1751. 8.

man andre ähnliche Erfahrungen von andern Thierarten. Der Löwe, der Tiger und der Adler rühren kein Aas an; der Krähe, dem Raben und dem Fuchse dahingegen dient es zur Nahrung. Der Hund trinkt keinen Branntwein, und die Katze ißt keinen Senf. Auch ist es bekannt genug, daß die Insekten gewisse Blätter und Blumen verzehren, andre aber unberührt lassen.

Was die **unvollkommneren Thiere** im Allgemeinen betrift, so haben wir um so stärkern Grund zu vermuthen, daß sie alle einen gewissen Grad von Geschmack haben, weil dieser Sinn dazu dient, die nützlichen Speisen von den schädlichen zu unterscheiden, weil er die Eßlust befördert, und das Thier dazu bestimmt mit dem Essen aufzuhalten, wenn es zur Sättigung genug bekommen hat, und die Nahrung aufhört ihm wohl zu schmecken.

Anmerkung. **Zum Geschmacke**, sagt **Reimarus**, ist nicht immer ein Mund und eine Zunge nothwendig. Bey den Polypen scheint er in der ganzen innern Hölung ihres Körpers zu liegen, bey vielen Insekten in ihrem Saugrüssel, bey dem Ameisenlöwen in seinen hohlen Fangscheeren. **Allgemeine Betrachtung über die Triebe der Thiere u. s. w. von H. S. Reimarus. Dritte Ausgabe.** Hamb. 1773. 8. S. 300. Zu den Thierarten, welche nur einen sehr geringen Grad von Geschmack zu haben scheinen, gehören insonderheit die kornfressenden Vögel. Ihre fast knorzlichte Zunge hat nicht das Ansehen sonderlich empfindbar zu seyn; auch verschlingen sie ihre Nahrung ohne sie zu käuen, und schmecken also nichts. Aber bey den Raubvögeln, deren Zunge weich und biegsam ist, ist der Geschmack

schmack sonder Zweifel weniger stumpf. Bonnets Betrachtungen über d. Natur, 1. Band. S. 131.

Unter den vierfüßigen Thieren haben diejenigen, welche sich von Gras und Pflanzen nähren, einen schärfern Geschmack als die übrigen. Der Papagey hat eine ganz fleischigte und dicke Zunge, welche der menschlichen ähnlicher ist, als die Zungen der andern Vögel gemeiniglich zu seyn pflegen. Bey den meisten Fischen ist dies Glied nichts weiter, als ein unförmlicher Fleischklumpen, der noch darzu oft knorzlicht ist; vielleicht dient es dem Fische nicht allein zum Schmecken, sondern auch zum Herunterschlingen der Nahrung. Neuer Schauplatz der Natur, nach den richtigsten Beobachtungen und Versuchen, in alphabetischer Ordnung, durch eine Gesellschaft von Gelehrten. Leipzig, 1774 — 1785. Gros 8. 10ter Band. Seite 303 — 4.

§. 9.

Die Thiere haben gemeiniglich Gehör. Der Schall wird, wie bekannt, durch die wellenförmige Bewegung der Luft hervorgebracht, und wenn die auf solche Art bewegte Luft, auf das Ohr des Menschen, und auf die in den innern Theilen desselben liegenden Nerven würkt, und die Seele alsdann von den durch die bewegte Luft in den Gehörnerven bewürkten Verändrungen Vorstellung erhält, so sagt man: der Mensch hört. Bey den vierfüßigen Thieren, welche warmes Blut haben, frägt es sich gar nicht, ob sie auch hören; da sie nicht allein Ohren haben, wie der Mensch, sondern diese Ohren auch bey ihnen von derselben Bauart sind, wie bey dem Menschen

schen. Unzählige Erfahrungen überzeugen uns ohnehin auf die vollkommenste Weise davon, daß sie würklich hören, und daß der Schall bey ihnen Vorstellungen erzeugt, die nach den verschiedenen Umständen und nach der Art des Thieres verschieden sind. So biegt der Haase und das Kaninchen seine Ohren zurück, um den Schall von seinem Verfolger aufzufangen, und richtet darnach seine Flucht ein; der Löwe und die Katze dahingegen spitzen ihre Ohren vorwärts, um den Raub zu behorchen, den sie verfolgen wollen. Der Wiesel, welcher längst der Erde jagt, neigt seine Ohren nach dem Horizonte zu; der Fuchs, der den Vögeln u. dgl. auflauert, spitzt sie aufwärts. Die Bewegungen, die das Pferd mit seinen Ohren macht, je nach dem es muthig ist, oder furchtsam wird, sein verschiednes Betragen, je nach den Eindrücken des Schalls, welcher seine Ohren trift, zeugen genugsam von den verschiedenen Empfindungen in seiner Seele, durch welche sein Betragen bestimmt wird. Man lasse ein geübtes Reitpferd die Trompete hören, die Entfernung mag noch so groß seyn und man wird erfahren, daß es sich seiner vorigen Bewegungen auf dem Exerzierplatze erinnert, und Lust bezeigt, sie zu wiederholen. Ob gleich das äußere Ohr, oder der Ohrlappen bey dem Menschen unbeweglich ist, so hat man doch Grund zu glauben, daß er von Natur bey ihm eben so beweglich sey, als bey den Thieren, und daß nur die Art, wie wir die Köpfe unsrer Kinder einwickeln, Schuld daran ist, daß die Muskeln dieses Gliedes ihre zusammenziehende und ausdehnende Kraft verlieren; ob schon diese Muskeln bey dem Menschen feiner und weniger kenntlich sind als bey den Thieren.

Alle Thiere, von welchen man weiß, daß sie Ohren haben, haben auch eine Art von **Gehörgang**, sogar die Amphibien, Wallfische und andre dergleichen Thiere; doch ist dieser Gehörgang am längsten bey den vierfüßigen Thieren, welche lebendige Junge gebähren; und bey ihnen sondert sich in selbigem auch diejenige Materie ab, die wir beym Menschen Ohrenschmalz nennen. Die **Trommelhaut**, welche das äußre und innre Ohr von einander scheidet, findet man ebenfalls bey allen vierfüßigen Thieren, welche lebendige Junge gebähren, bey den Vögeln, Amphibien und den größern Arten von Fischen; bey den kleinern Fischen mit warmen Blute, hat man sie dahingegen noch nicht wahrgenommen. In Hinsicht der übrigen innern Theile des Ohres, seiner Kanäle, Knochenbau u. s. w. sind die Thiere, nach der Verschiedenheit der Arten, dem Menschen mehr oder weniger ähnlich. Wir wollen nur noch bemerken, daß die sogenannte **Eustachische Trompete**, eine Röhre, welche von dem innern Ohre aus, mit der hintersten Mundhöhle, worin sie hinabläuft, Gemeinschaft hat, und mittelst deren, Menschen von schwerem Gehör oft besser hören können, wenn sie den Mund öfnen, sich immer bey den warmen Thieren findet, also bey den gewöhnlichen vierfüßigen Thieren, bey den Vögeln und den größern Arten von Fischen. Bey den kaltblütigen Thieren, nehmlich den Amphibien und den kleinern Fischen, ist diese Röhre, die von ihrer trompetartigen Gestalt den Namen hat, zum öftern der eigentliche Hauptgang des Schalles. *)

Anmerkung. 1) Daß auch einige von den Insekten Gehör haben müssen, wenn sie gleich nicht alle diesen

*) Neuer Schauplatz der Natur, 6 Band, S. 224. u. f.

dieſen Sinn beſitzen, ſchließt man daher, weil einige von ihnen, wie z. B. die Hausgrille, die Biene u. a. m. einen Laut von ſich geben, und einander gleichſam rufen können. Auch läßt ein Theil dieſer Thiere ſich, vermöge eines gewiſſen Lauts, von dem Menſchen locken oder ſchrecken. Indeſſen hat man bis iezt noch nicht entdecken können, wo die Gehörwerkzeuge der Inſekten ſitzen, oder wie ſie beſchaffen ſind; doch hofft Bonnet noch in der Folge viel von phyſiologiſchen Unterſuchungen. Man hat, ſagt er, an den Inſekten eben ſo verſteckte Organe entdeckt; wer hätte z. B. muthmaaßen ſollen, daß die Geſchlechtstheile der Spinne in den Fühlſpitzen zu ſuchen wären. Bonnets Betrachtungen über d. Nat. 1. B. S. 99. Reimarus über die Triebe der Thiere, Seite 308 — 9.

2) Die kriechenden Thiere, worunter man mit Titius wohl am richtigſten, Ottern, Schlangen und andre Thiere dieſes Geſchlechts zu verſtehen hat, deren Arten ſehr zahlreich ſind, die ſich von einem Orte zum andern durch eine wellenförmige Bewegung hinbringen, und deren Körper mit Schuppen nach Art der Fiſche bedeckt iſt; dieſe Thiere haben ihre Gehörwerkzeuge ſo in dem Innern des Kopfes verſteckt, daß man zur Zergliederung ſeine Zuflucht nehmen muß, wenn man es entdekken will. Die Stucktur dieſer Gehörorgane wechſelt bey den mancherley Arten mehr oder weniger ab; aber im Ganzen iſt das Gehörwerkzeug bey den kriechenden Thieren weniger zuſammengeſetzt, als im Menſchen und in den vierfüßigen Thieren. Indeſſen gleichen alle kriechenden Thiere einander darin, daß die Hölung des Ohres mit Nervenfäden bekleidet iſt, welche nichts anders als Ausdehnungen der Gehörnerven ſind, deren Stamm

zum

zum Gehirne geht. Bonnets Betrachtungen über die Natur, 1. B. S. 118.

3) Man hat, sagt Bonnet, bis auf unsre Zeiten geglaubt, daß die Fische taub wären; und doch wuste man, daß die Karpfen sich ziemlich daran gewöhnen lassen, auf die Stimme eines Menschen, oder auf den Schall einer Glocke herbey zu kommen, und ihr Futter zu nehmen. Auch war es durch richtige Versuche bekannt, daß das Wasser den Schall allerdings durchlasse. Aber man ward nur äußerlich an den Fischen nichts gewahr, das bey ihnen das Gehörwerkzeug anzeigte und man fiel nicht darauf, es in dem Innern des Kopfes, und der knorzlichten und fleischigten Bedeckung zu suchen. Und eben dies hat der berühmte Camper sehr geschickt unternommen. In der That, die Fische haben kein äußerliches Ohr, auch nicht die unmittelbar daranliegenden Theile, den Gehörgang und die Trommelhaut. Aber sie haben halbkreißförmige Gänge, und eine Art von elastischen Sack, mit einem oder zwey Knöchelgen darinnen, bisweilen gezähnt, beweglich, in einer mehr oder weniger gallertartigen Feuchtigkeit fast freyschwimmend, welche ihre Erschütterung den Gehörnerven mittheilen, deren Aeste das Innre des Sackes bekleiden. Bonnets Betr. üb. d. Nat. 1. B. S. 122. Hierüber sehe man ferner, Reimarus über d. Triebe d. Thiere. S. 310—11. wo man diesen Gegenstand durch die Bemerkungen verschiedner Naturforscher in helleres Licht gesetzt finden wird.

§. 10.

Die Thiere haben gemeiniglich Geruch; und es giebt Thierarten, die einen in weit höherm Grade

Grade feinen und scharfen Geruch haben, als der Mensch.

Die Nerven, durch welche die Empfindung, die man Geruch nennt, in dem Menschen erregt wird, liegen, wie bekannt, in der Nase. Diese ist inwendig mit einer zarten, löcherigten, schwammigten Haut überzogen; in dieser Haut läuft eine Menge von Nerven, und wenn nun die Ausdünstungen der Körper auf diese Nerven würken, und die durch ihre Einwürkung hervorgebrachte Veränderung in die Seele verpflanzt wird, so entsteht daraus in uns die Empfindung, die wir Geruch nennen.

In Hinsicht der äußerlichen Gestalt dieses Sinnenwerkzeuges, scheint es als ob die erhabne vorstehende Nase, dem Menschen ausschließlich vor allen andern Thieren eigen wäre, da die meisten von ihnen nur bloß Nasenlöcher haben, die durch eine Scheidewand von einander abgesondert sind. Selbst bey den Affen, welche unter allen Thieren die einzigen sind, deren Nase mit der der Menschen einerley Stellung hat, ist selbige doch so platt und kurz, daß man diesen Theil ihres Körpers schwerlich dem menschlichen ähnlich finden kann. Bey den übrigen vierfüßigen Thieren findet man ebenfalls nur die Spuren von einer ordentlichen Nase, da sie nemlich nach oben aus zwey flachen Nasenlöchern, und nach vorne gleichfalls aus zwey flachen, knorzlichten Rüstern besteht. Der scharfe Geruch, den man bey einigen Raubthieren entdeckt, scheint in den verschiedenen Wendungen und Krümmungen der schwammigten Knorpeln seinen Grund zu haben, worin die riechbaren Theile länger verweilen können. Diese knorplichten Außentheile vermißt man sogar bey den Vögeln, deren Nasenlöcher nur aus zwo

Oefnungen oder Gängen bestehen, die nach hinten zu den hornartigen Schnabel durchbohren, und ihnen zum Othemschöpfen und zum Riechen dienen. Bey den meisten Fischen findet man voran vor den Augen doppelte Naslöcher, nemlich zwey an jeder Seite, die durch ein kleines Häutchen von einander abgesondert, und vielleicht die eigentlichen Geruchsorgane dieser Thierart sind. *)

Anmerkung. 1) Viele Insekten, sagt Bonnet, haben einen äußerst feinen Geruch, aber man weis nicht, wo derselbe eigentlich seinen Sitz hat. Sollte er wohl in den beyden Hörnern seyn, die man Fühlhörner nennt, deren Gebrauch man noch nicht genugsam kennt, und deren Gestalten so mannigfaltig sind. Herr Titius hat in der Anmerkung zu dieser Stelle, nach andern Naturforschern, die Vermuthung angeführt, daß vielleicht die so genannten Respirationslöcher, die man an beyden Seiten des Körpers der Insekten antrift, vornehmlich aber die Luftgefäße, die Bonnet die Luftgefäße des Kopfes nennt, der Sitz des Geruchs seyn könnten. Diese Meinung kommt dem Hrn. T. um so wahrscheinlicher vor, weil das Geruchswerkzeug nicht anders als durch die Gemeinschaft der Luft bestehn kann, und folglich meistens in den Theilen gesucht werden muß, die zum Einathmen derselben geschickt sind. Außerdem könnte auch der Geruch bey den Insekten durchs bloße Gefühl erhalten werden; da die volatilischen Ausdünstungen, welche den Geruch erregen, oft so scharf sind, daß sie sogar bey größern Thieren, andre Organe, als die eigentlichen Geruchsnerven angreifen, und durch diese Empfindungen erre-

*) Neuer Schauplatz der Natur, 6. B. S. 861.

erregen. Daher empfinden solch Thiere die riechenden Theile des Körpers auch denn, wenn sie gleich keine, oder verdorbne Nasen haben. Bonnets Betr. üb. d. Nat. 1. B. S. 99-100.

Was den letztern Theil dieser Bemerkung anbetrift, so muß ich nur noch hinzufügen, daß, obgleich es wahr ist, daß die Ausdünstungen andre Theile des Körpers als die Geruchsnerven angreifen können, und daß diese ihre Einwürkung auf unsern Körper sehr fühlbar seyn kann: wie ich denn fast niemals in ein Krankenzimmer trete, wo wenig Raum und Mangel an freyer Luft ist, ohne daß mein Magen sogleich angegriffen wird, und gewöhnlich ein Erbrechen darauf erfolgt; so bleibt es doch wohl auch hinwiederum wahr, daß diese und andre ähnliche Empfindungen, welche durch Ausdünstungen im Körper erregt werden können, sich nicht zum Geruche hinrechnen lassen: und daß man einem Thiere, das beweißlich kein eigentliches Geruchsorgan hat, auch nicht die Empfindung zuschreiben kann, die wir Geruch nennen. Auf der andern Seite dahingegen haben wir Grund zu schließen: die Handlungen und Bewegungen, welche unsrer Erfahrung nach, bey den vollkommeren Thierarten zunächst und unmittelbar aus der Einwürkung der Ausdünstungen auf dazu bestimmte Geruchsorgane herrühren, und erklärt werden müssen, setzen ähnliche Organe voraus, wenn wir sie bey den unvollkommneren Thieren bemerken.

2) Die Erfahrung lehret, daß vielerley Arten von Fischen sich durch einen riechenden Köder ins Garn locken lassen, und vor Schiffen fliehen, welche mit Schwefel beladen oder bestrichen sind. Die Insekten wissen ihre

Nahrung aufzuspüren, wenn sie gleich weit entfernt und vor ihnen verborgen ist. So z. B. die Aasfliegen, Ameisen, Bienen und Bremsen; wenigstens wissen sie eben so gut als die vierfüßigen Thiere, die Nahrung die sich für sie schickt, von derjenigen zu unterscheiden, die ihnen nicht dienlich ist. So bemerkt man bey den Raupen, daß sie von zwanzig Arten Blättern, die man ihnen vorlegt, keine andre anrühren werden, als diejenigen, welche die Natur ihnen zur Nahrung bestimmt hat. Hier scheint Geruch und Geschmack mit einander combinirt, so wie diese Sinne sich bey dem Menschen vereinigen, um ihn in der Wahl seiner Nahrung zu entscheiden. Daß die Schmetterlinge einander riechen könnten, schloß der Naturforscher Roesel daher, weil ein männlicher Schmetterling beständig um eine verschloßne Schachtel herumflog, in welcher einige Weibchen eingesperrt waren, und sich mit ihnen paarte, sobald die Schachtel geöfnet wurde. Sogar Wasserinsekten kann man durch Lockspeise an sich ziehen. Die Wasserkrebse suchen das Aas, das man im Garne hingelegt hat. Die Purpurschnecke, Schraubenschnecke und andre solche Thiere werden durch die Lockspeise von einem stinkenden Fische gefangen. Reimarus üb. d. Triebe d. Thiere. S. 302-307.

3) Es wird vielleicht meinen Lesern angenehm, und nicht überflüßig seyn, wenn ich hier von der Feinheit des Geruchs der vollkommneren Thiere, einige wenige merkwürdige Erfahrungen anführe. Und hierin steht denn nun der Hund obenan, von dessen scharfem Geruche man die außerordentlichsten Beweise hat. Der Hofrath und Professor Hennings führt aus Boyles Abhandlung von den Eigenschaften der Ausdünstungen, folgende Begebenheiten an. Ein Edelmann hatte durch

einen

einen seiner Bedienten einen Stöberhund abrichten lassen; und wollte einmal den Versuch machen, ob der Hund diesen Menschen aufspüren könnte. Der Bediente muste vier Meilen weit nach einem gewissen Orte hinreisen, und von da drey Meilen weiter nach einer Stadt gehen, wo Jahrmarkt war. Einige Zeit nach seiner Abreise ließ der Edelmann den Hund laufen, und schickte ihm einige Bediente nach, die ihm allenthalben folgen sollten, wo er hingienge. Unterweges begegnete er vielen Menschen, die zu Markte giengen; aber er lies sich von seiner Spur nicht ableiten, erreichte endlich die Stadt, und lief durch die Gassen, bis er an ein Haus kam, wo der Bediente, der ihn abgerichtet hatte, im obersten Stocke saß, ohne daß die andern Leute, die dem Hunde nachgeschickt waren, etwas davon wusten. Von Ahndungen und Visionen. Zweyter Theil, herausgegeben von J. C. Hennings, Hofrath und Professor in Jena. Leipzig, 1785. 8. S. 24.

Es ist übrigens bey den Hunden merkwürdig, daß die Schleimhaut in der Nase, (Membrana pituitoria) welche die ganze inwendige Nase, also alle Oberflächen der zu ihr gehörigen Knochen und Knorpeln bekleidet, ferner alle Hölungen bedeckt, die mit ihr in Verbindung stehen, und aus einem feinen Nervengewebe besteht, das eine Ausbreitung der Geruchsnerven, und als das eigentliche Werkzeug des Geruchs anzusehen ist, (Neuer Schauplatz d. Natur, 6. B. S. 61.) daß diese Schleimhaut, wenn man alle ihre Falten entwickelt und sie ausspannt, so groß ist, daß man den ganzen Körper des Hundes damit bedecken kann, da sie im Gegentheil bey dem Menschen, wenn sie gleichfalls

ausgespannt ist, nicht weiter reicht, als den Kopf zu bedecken. Sparrmanns Reise, S. 419-20. Und hieraus läßt sich denn der außerordentliche Geruch des Hundes erklären.

4) Der Wolf hat einen so scharfen Geruch, daß er ein Aas Meilen weit wittert. Auch lebendige Thiere spürt er durch seinen Geruch in einer weiten Entfernung, und kann lange ihre Spur verfolgen. Aus dieser Ursache geht er immer gegen den Wind an, um von weiten die Ausdünstungen todter und lebendiger Thiere aufzuspüren. Neuer Schauplatz d. Natur, 10. B. S. 8.

5) Die Rennthiere haben, wie der sel. Bischof P. Egede selbst in Grönland erfuhr, einen so feinen Geruch, daß sie noch nach Verlauf von zwölf Stunden merken, wenn ein Mensch den Schnee auf den Felsen betreten hat, und sich dadurch abschrecken lassen weiter zu gehen. Sparrmann erzählt von dem afrikanischen zweyhörnigten Rhinoceros, daß es sehr feinen Geruch und Gehör hat. Bey dem mindesten Geräusch wird es aufmerksam, und sobald es dergleichen bemerkt, spitzt es die Ohren, steht stille und horcht. Vor allen Dingen muß man sich hüten, daß man ihm nicht mit dem Winde entgegen kommt, da es sonst gleich den fremden Gegenstand bemerkt, und ihm nachspürt. Sparrmanns Reise, S. 423. Es ist übrigens bekannt genug, daß Raben und Krähen, so wie auch die Habichte, in einer weiten Entfernung, Aeser wittern, und sogar den Körpern neulich verstorbner Thiere nachgehen.

6) Als ein Beweiß von dem besonders starken und feinen Geruch der Hunde, verdient noch folgende Begebenheit, die in des Grafen Beniowskis Reisen angeführt

führt ist, bemerkt zu werden. Graf Beniowski suchte Japan, und befand sich den 14ten Junii in 32° 36′ Breite. Den 15ten Junii, heißt es, hatten wir schönes Wetter, und sahen viele Vögel, von welchen wir einige für Landvögel hielten, und dies belebte die Hofnung unsrer Gesellschaft von neuen. Beym Untergang der Sonne wurde vom Mastkorbe Land gerufen; aber da die Sonne schon unter dem Horizont war, so konnte man weiter keine Entdeckung machen. Der Graf segelte darauf 24¾ große Seemeilen nach West-Süd-Westen, fand aber kein Land, und hielt sich für überzeugt, daß man sich auf dem Mastkorbe durch die Wolken hätte täuschen lassen. Morgens um 5 Uhr sahen sie vom Mastkorbe nichts als dicke Wolken. Um diese Zeit, sagt er, bellte mein Hund Nestor unaufhörlich auf dem Vordertheil des Schiffes, und schnob die Luft durch die Nasenlöcher in sich. Herr Meder, (der Schiffsarzt) welcher diesen Zufall bemerkte, eilte zu mir, und versicherte mich, er zweifle nun nicht mehr daran, daß Land in der Nähe seyn müsse, denn er wisse, daß die Hunde es gewöhnlich zu riechen pflegten. Um acht Uhr ward Land gerufen, es waren aber Wolken. Um neun Uhr entdeckte ein Amerikaner, der mit am Bord war, das Land; aber niemand von den übrigen konnte es sehen. Um halb zehn erblickte der Graf vom Mastkorbe das Land, und gegen eilf Uhr lag es klar und deutlich vor aller Augen. Des Grafen Moritz August v. Beniowski Reisen durch Siberien und Kamtschatka, über Japan und China nach Europa, mit Anmerkungen von J. R. Forster. Berlin, 1790. 8. S. 233-34.

In obiger Erzählung ist es merkwürdig, daß der Hund vier ganze Stunden eher, als jemand vom Mastkorbe, Land gewahr werden konnte, also wahrscheinlich in einer Entfernung von 6 bis 8 Seemeilen, durch den Geruch die Existenz desselben entdeckte; wenigstens vernahm er die von daher verbreiteten Ausdünstungen. Das Gesicht des Amerikaners war wiederum schärfer, als das der Europäer, die sich am Bord befanden, aber hier findet doch keine Vergleichung zwischen seinem Gesichte und dem Geruche des Hundes statt, der schon vier Stunden vorher das Land witterte.

So wie verschiedne Thierarten einen weit feinern Geruch haben als der Mensch, so hat man auch Beyspiele von einzelnen Menschen, die einen überaus scharfen Geruch hatten. Man erzählt von den Negern auf den Antillischen Inseln, daß sie nicht allein, wie die Hunde, durch den Geruch den Fußstapfen eines Menschen nachspüren können, sondern daß sie sogar im Stande sind zu entdecken, ob es ein Schwarzer oder ein Franzose war, der des Weges gieng. Es ist glaublich, daß die Wilden feinere und genauere sinnliche Empfindungen haben, als andre Menschen, da sie aus Mangel an Verstandeskultur, von Kindesbeinen an sich blos damit beschäftigen, die Sinne zu üben. Der Blinde kann es durch Uebung dahin bringen, daß er blos durchs Gefühl die Farben unterscheiden kann, warum sollten denn nicht auch Mangel und Noth junge Kinder zu dieser Fertigkeit bringen können, daß sie durch den Geruch ihre Nahrung, die Personen, die ihnen solche geben u. s. w. aufspüren könnten. Es soll sogar in Indien Kaufleute geben, welche ohne Probierstein im Stande sind, die Feinheit des Gol-

des

des und des Silbers blos durch den Geruch zu bestimmen. Oeconomische Encyclopädie von Dr. Johann Georg Crünitz. Berlin, 8. 17. Th. S. 447. Artikel Geruch. Die angeführten Beyspiele findet man auch in Traitè Sens par M. le Cat. Amsterdam, 1744. 8.

Zur fernern Erläuterung und Bekräftigung des Obigen, will ich noch folgende Begebenheit anführen, die der Ritter Digby als eine Sache erzählt, welche, da er schrieb, unter seinen Zeitgenossen allgemein bekannt war. Bey einem feindlichen Einfall in dem Stifte Lüttich, geschah es, daß die Einwohner eines darin befindlichen Dorfes, in gröster Eile nach den nächsten Wäldern hinflüchteten, wobey sie von ihrer Habe so viel mitnahmen als sie fortbringen konnten. Hier hielten sie sich so lange verborgen, bis sie erfuhren, daß der Trupp Soldaten, vor dem sie sich fürchteten, die Gegend, nachdem er das Dorf in Asche gelegt, verlassen hätte. Sie kehrten daher jeder nach seiner Heymath zurück, nur ein Knabe, Namens Johannes, welcher in dem ersten Schrecken tiefer in den Wald hinein gekommen war als die übrigen, und in seiner Angst jedweden Busch für einen Soldaten ansah, blieb im Walde zurück. Er hörte zwar, daß seine Aeltern und andre ihn riefen, aber er glaubte, es wären die Soldaten, und durfte nicht zum Vorschein kommen. Johannes blieb also im Walde, und zwar viele Jahre lang, und nährte sich von Wurzeln, Holzäpfeln und Eicheln. Er erzählte, daß er, nachdem er sich dort einige Zeit aufgehalten, den Geschmack eines jeden Gewächses nach dem Geruche beurtheilen konnte, und daß er von weiten zu riechen im Stande war, wo Wurzeln

und Früchte wuchsen, welche zur Nahrung dienlich waren. Uebrigens fuhr er beständig fort sich vor Menschen zu fürchten und zu fliehen; so stark war die Furcht vor jenen Soldaten bey ihm eingewurzelt.

In diesem Zustande blieb nun Johannes, bis einst ein sehr harter Winter einfiel, und viele von den wilden Thieren des Waldes aus Mangel an Nahrung umkamen. Itzt trieb ihn die Noth, seinen Zufluchtsort zu verlassen, und er schlich sich gegen Abend nach den Oertern hin, wo die zahmen Kreaturen gefüttert wurden. Hier hielt er sich hauptsächlich bey den Schweinen auf, und sammelte so viel, daß er zur Noth das Leben damit fristen konnte. Aber so listig er sich auch zu verbergen suchte, ward er doch entdeckt, weil er immer an denselben Ort hingieng. Einige die ihn gewahr wurden, hielten ihn für ein seltsames wildes Thier, da er beynahe nackend und dabey fast überall mit Haaren bewachsen war. Man lauerte nun auf ihn, um ihn zu haschen, aber da er seine Verfolger riechen konnte, so entwischte er ihnen stets, bis er endlich einmal, da der Wind nicht zu seinem Vortheile war, in einer Schlinge gefangen wurde, die man ihm gelegt hatte. Er hatte nunmehr beynahe vergessen zu sprechen, aber er äußerte durch sein Heulen und seine Gebärden die heftigste Furcht, als er in den Leuten, die ihn gefangen hatten, noch jene fürchterlichen Soldaten zu sehen glaubte.

In der Folge, da er als Mensch, in Gesellschaft mit Menschen, ein ruhigeres und gemächlicheres Leben führte, verlor er seinen Geruch so gänzlich, daß er in diesem Stücke vor andern Menschen im Allgemeinen, keinen Vorzug zu haben schien. Als er zuerst unter Leuten zu leben anfieng, fand sich unter ihnen ein Frauenzimmer,

das

das gegen dies Halbthier ein außerordentliches Mitleid bezeigte; sie nahm es auf sich für ihn zu sorgen, und ihre Sorgfalt lies ihn an nichts Mangel leiden. Johannes ward dadurch so sehr von ihr eingenommen, daß er, so oft er etwas bedurfte, und sie nicht gleich finden konnte, weil sie entweder im Felde arbeitete, oder nach einem der nächsten Dörfer gereißt war, nach ihr suchte, und sie durch den Geruch ausspürte, als ob er ein Stöberhund wäre.

Digby führt übrigens bey dieser Gelegenheit an, daß er selbst einen Mann gekannt hat, welcher sehr mäßig lebte, und sehr wenig Nahrung zu sich nahm, und dieser konnte durch den Geruch diejenigen Körper und ihre Eigenschaften von einander unterscheiden, deren Verschiedenheit nur eigentlich durch den Geschmack hätte beurtheilt werden können. *Demonstratio Immortalitatis animae rationalis, sive Tractatus duo philosophici. Auctore Kenelmo Equite Digbaeo.* Francofurti. 8. MDCLXIV. p. 315-17.

§. 11.

Die Thiere haben gemeiniglich Gesicht, und es giebt Thierarten, die ein weit schärferes Gesicht haben als der Mensch.

Die Lichtstralen, welche auf die außer uns befindlichen Körper, und die einzelnen Punkte dieser Körper fallen, werden von ihnen zurückgeworfen, und fallen in unser Auge, wo sie, nachdem sie in ihrem Gange durch die festeren und flüßigen Theile des Auges auf verschiedne Weise gebrochen worden, mittelst dieser Brechung, sich wieder auf der Netzhaut sammeln, und auf selbiger gleichsam

sam ein Bild von dem äußern Gegenstande mahlen. Die Veränderung, welche diese Lichtstralen dadurch in der Netzhaut hervor bringen, die eine Ausbreitung der Gesichtsnerven ist, verpflanzt sich nunmehr in die Seele — und der Mensch sieht.

Vergleichen wir den Körperbau der Thiere mit dem des Menschen, so finden wir mit der unstreitigsten Gewißheit, daß die allermeisten von ihnen Sehwerkzeuge haben, welche bey einigen Thieren sich fast einer vollkommnen Gleichheit mit dem menschlichen Auge nähern, bey andern mehr oder weniger davon abweichen. Bey allen Thierarten aber, in deren Körper wir dieses Sinnenwerkzeug entdeckt haben, finden wir doch die allgemeine Gleichheit mit dem Menschen, daß sie ihre Handlungen und Betragen auf verschiedne Weise einrichten, je nach dem die Gegenstände, von welchen die Lichtstralen in ihr Auge fallen; verschieden sind. Diese Abwechslung in ihrem Betragen beweißt, daß die Vorstellungen, wodurch sie bestimmt werden, auch verschieden seyn müssen. Diese verschiednen Vorstellungen aber, werden durch die verschiedne Einwürkung der Lichtstralen auf ihr Auge hervorgebracht. Die Thiere haben also im Allgemeinen Gesicht, wie der Mensch, da sie Augen haben, wie er sie hat.

Anmerkung. Um dem Leser dasjenige, was ich in Absicht auf diesen Sinn über die Thiere werde anführen müssen, um so einleuchtender zu machen, will ich hier eine kurze Beschreibung von der Bildung und Einrichtung des menschlichen Auges hersetzen, nachdem ich zuvor bemerkt habe, daß, da das Auge eins der wichtigsten Sinnwerkzeuge des Menschen, und das empfindlichste

lichste von allen ist, die Natur dafür gesorgt hat, daß es nicht leicht durch Drückung oder Reibung beschädigt werden kann. Die Augen liegen daher in einem Knochengewölbe verwahrt, und sind mit fettartigen Theilen umgeben.

1) Das Auge besteht sowohl aus festen als flüßigen Theilen. Zu den festen rechnet man gewisse Häute, sowohl diejenigen, welche das ganze Auge umgeben, als die, welche einzelne Theile desselben einschließen. Fast das ganze Auge ist von der **harten Haut** umgeben, deren Gewebe so dicht wie Pergament, und hart ist. Diese Eigenschaft war zur Sicherheit der schwächern und flüßigen Theile nothwendig, welche sie einschließt. Sie besteht aus einer Menge schichtenweise aufeinander liegender Häute, die doch so genau zusammenhangen, daß man sie nicht trennen kann, ohne sie zu zerreissen. In ihr sind die zur Bewegung des Auges nöthigen Muskeln befestigt. Sie ist mit einer weissen Haut bedeckt, welche von einigen für eine Ausbreitung der Muskelsehnen gehalten wird. Die harte Haut hat zwo Oefnungen, eine nach hinten, an der Seite, die der Nase am nächsten ist, durch welche der Gesichtsnerve seinen Eingang nimmt; und ein zweytes zirkelförmiges Loch, worin die angränzende **durchsichtige Hornhaut** paßt, das ein wenig außen vor der erst genannten steht, und gleichsam einen kleinen Abschnitt einer kleinern Kugel bildet, die auf den Abschnitt einer größeren Kugel gesetzt ist, oder wie ein Uhrwerk in das Gehäuse paßt. Die harte Haut ist inwendig mit einer andern bekleidet, welche die **Aderhaut** genannt wird; diese hängt durch ein löcherichtes Gewebe einigermaßen mit der harten Haut zusammen bis auf einige Linien von der Hornhaut, wo sie durch ein dichte-

res

res Gewebe genauer mit dieser harten Haut verbunden wird. Sie selbst besteht aus einem feinen Gewebe von lauter kleinen Adern, das auf der äußern Seite roth, auf der innern von einer rothschwarzen Farbe ist. Nach ihrer festern Verbindung mit der harten Haut hört sie auf und gränzt an eine andre, oder wird, wie einige wollen, in dieser andern fortgesetzt, die ihrer Farbe wegen den Namen **Iris** erhalten hat. Man nennt sie auch zuweilen die **Traubenhaut**. Von dieser rührt die Farbe her, welche die Hornhaut, unter der sie liegt, zu haben scheint. Sie hat in der Mitte eine zirkelförmige Oefnung, die man gemeiniglich den **Augapfel** nennt, und gewisse Fibern, von denen einige sie zusammenziehen, und also das Loch erweitern, andre sie ausdehnen und den Augapfel kleiner machen. Die Aderhaut wird von innen durch die dritte, von den das Auge einschließenden Häuten, bedeckt, und diese heißt die **Netzhaut**. Sie besteht aus einer markigten, weichen und halbdurchsichtigen Materie, von einem feinen und dünnen Gewebe, und ist, wie man mit Grunde annimmt, eine Fortsetzung des Gesichtsnerven. Zu den Häuten, welche diesen oder jenen Theil des Auges einschliessen, gehören die **Chrystallhaut** und die **Glashaut**. Die erstere umgiebt die Chrystalllinse, welche von einigen zu den flüßigen Theilen gezählt wird; sie ist ein durchsichtiger Körper, an beyden Seiten konver, nach hinten aber etwas mehr als nach vorne. Sie besteht aus mehreren krummflächigten Häuten, die sich von einander trennen lassen, wenn man die Linse in der Sonne oder im Schatten getrocknet hat. Sie enthält zwar eine Flüßigkeit, aber nicht in so großem Maaße, daß sie selbst zu den Flüßigkeiten gezählt zu werden verdiente; ihre Dicke ist gewöhnlich gegen $1\frac{1}{2}$ Linien.

Linien. Sie dient im Auge dazu, die Objecte deutlich zu machen, und die Lichtstralen zu brechen. Mit gröſserm Rechte zählt man zu den flüßigen Theilen die wäßerigte Feuchtigkeit, welche den Raum zwischen der Hornhaut und der farbigten Haut einnimmt, der ungefähr $\frac{2}{3}$ Linie tief ist. Sie geht durch den Augapfel, und füllt den schmalen, nur ungefähr $\frac{1}{7}$ Linie tiefen Raum, zwischen der Iris und Chrystallhaut an. Die glasartige Feuchtigkeit sieht der wäſserigten ähnlich, nur ist sie etwas dichter; sie wird von der Glashaut umgeben, nimmt den größten Theil des Auges ein, und der ganze Raum hinter der Chrystallhaut ist von ihr angefüllt. Winslows Anat. 8. Basel, 1754. 5. B. J. G. Zinn Descriptio anatomica Oculi humani. 4. Götting. 1755. mit Kupfern. Janin Anatom. Physiol. und Physikal. Abhandl. u. Beob. üb. das Auge. Berlin, 8. 1776.

2) Nach dieser Vorerinnerung können wir nun zur Betrachtung dieser und jener Merkwürdigkeit in der Einrichtung der Augen der Thiere übergehen. Unter den äußerlichen Theilen der Insekten, sagt Bonnet, sind die Augen diejenigen, welche am meisten unsre Bewundrung erregen; selbst Gemüther, die eben nicht aufgelegt sind, die Natur zu bewundern, bleiben beym Anblicke der wundervollen Einrichtung in der Structur dieser Werkzeuge nicht unempfindlich. Die Fabel gab ihrem Argus nur hundert Augen; die Natur hat diesen kleinen Argussen würklich etliche tausend mitgetheilt. An jeglicher Seite des Kopfes von einem Schmetterlinge, einer Fliege, und andrer dergleichen Insekten, befindet sich ein hervorragender Körper, wie ein Stück einer Kugel abge-

abgerundet, das unterm mäßigen Vergrößerungsglase gleichsam körnigt oder chagrinirt aussieht. Und dieser körnigte Kugelabschnitt ist nun weder mehr noch weniger als eine wahre Hornhaut, die aus einer Menge kleiner in einander gefügter Hornhäute, entstanden ist, welche in die vier- oder sechseckigten Maschen eines Netzes einpassen, das aus eben der Materie, wie die Hornhaut, besteht, und auch wie sie, durchsichtig ist.

Ich habe gesagt, daß jegliche der großen Hornhäute aus einer Menge kleiner Hornhäute, oder, wenn man lieber will, sehr kleiner Linsen bestehe. Aber jede dieser kleinen Hornhäute ist ein würkliches Auge, welches seine Sehnerven, und alle wesentliche Theile hat, die zu der Art des Sehens beym Insekte nöthig sind. Die besten Beobachter haben sich bemüht, die Anzahl dieser kleinen Augen zu finden, und sie haben am Kopfe eines Käfers 6,862; am Kopfe einer Fliege 16,000, und am Kopfe eines Schmetterlings 34,650 gezählt. Wenn man eine von den großen Hornhäuten abnimmt, und in den Brennpunkt des Mikroskops bringt, darauf das Instrument gegen eine Eiche, oder einen Soldaten richtet, so wird man einen Eichenwald im Kleinen, und eine Armee von Pygmäen erblicken.

Beym Swammerdam kann man, in seiner Bibel der Natur, den bewundernswürdigen Bau der Augen an den Insekten nachsehen, und dieser Beobachter bemerkt, daß er in den Augen der Insekten niemals die dreyerley Feuchtigkeiten, wie in den Augen der größern Thiere und des Menschen, gefunden habe. (Man wird sich aus dem vorhergehenden erinnern, daß die Linse eigentlich ein fester Körper ist, ob schon sie zugleich eine

Art

Art von Feuchtigkeit enthält; also findet sich die wäßerigte, glasarrige Flüßigkeit, so wie auch die Linse, nicht in den Augen der Insekten). Hieraus schließt nun Swammerdam, daß das Sehen der Insekten, nach ganz andern Gesetzen, als unsern gemeinen optischen, geschehen müsse. Daß sie sehen, wissen wir, da wir wissen, daß sie die wesentlichsten Theile haben, die zum Auge gehören, und zum Sehen nothwendig sind; vielleicht ist es unsern Nachkommen vorbehalten, vollständig zu erklären, auf was Art sie sehen. Bonnets Betr. üb. die Nat. 1. B. S. 96-98.

Ueber die Augen der Insekten, von welchen einige, noch außer den chagrinirten Halbkugeln, drey andre Augen haben, die von den andern abgesondert, vorne am Kopfe, zwischen den obigen Halbkugeln sitzen, findet man weitere Nachrichten im Reimarus v. d. Trieben d. Thiere. S. 312., wo zugleich verschiedne Citata aus den berühmtesten Naturforschern angeführt sind. Man vermuthet, daß diese zweyerley Arten von Augen, die man bey den Fliegen, Bienen, Bremsen u. a. findet, verschiedne Bestimmungen haben, und zwar so, daß das Insekt mit der einen Art die Dinge sieht, die in der Nähe sind, und mit der andern die, die in der Ferne liegen.

Der runde und fleischigte Kopf der Schaalthiere hat ein Gehirn, das aus zweyen kleinen Kügelchen besteht, die sich, nach dem Gefallen des Thieres, sehr leicht vor und rückwärts bewegen lassen. Die Fühlhörner, zwey oder viere, stehen an beyden Seiten des Kopfs, und sind Arten von Canälen, die mancherley Bewegungen annehmen können. Oben auf diesen Hörnern, wie

am obern Ende eines Sehrohres, sitzen die Augen, bey vielen Arten von Schnecken. Bey andern aber sitzen sie unten, oder in der Mitte derselben. Sie sind schwarz und glänzend, und haben fast das Ansehen einer sehr kleinen Zwiebel. Man entdecket an ihnen blos die Traubenhaut, sie haben aber übrigens die so genannten drey Feuchtigkeiten, (die wäßerigte, glasartige und die Linse) die man im menschlichen Auge antrift. Bonnets Betr. über d. Natur, 1. B. S. 113. Die Schaalthiere nähern sich also in der Structur des Auges, dem Menschen weit mehr als die Insekten.

3) Die Augen der kriechenden Thiere kommen, was ihre wesentlichen Bestandtheile anbetrift, den Augen der größeren Thiere ziemlich nahe. Die mehresten Arten der eigentlichen Fische gleichen in dem Baue ihrer Augen, nach Hallers Zeugnisse, dem Menschen und den vierfüßigen Thieren; bey andern Arten nähern sie sich dahingegen mehr den Augen der Vögel. Die Linse ist bey den Fischen verhältnismäßig größer, als bey andern Thieren. Die Hornhaut ist sehr durchsichtig, und gewöhnlich nicht so sehr erhaben wie beym Menschen und den vierfüßigen Thieren. Die wäßerigte und glasartige Feuchtigkeit sind zäher, und die eigentlichen Fische haben, keine Augenlieder. Bonnets Betrachtungen über d. Natur, 1. B. S. 121-22.

4) Das Gesicht der Vögel ist bey dieser Thierart der feinste Sinn, und sehen viel schärfer und weiter, als die vierfüßigen Thiere. Selbst die Eulen, die am Tage die Dinge nur sehr wenig unterscheiden können, haben in der Dämmerung das schärfste Gesicht. Auch hat die Natur auf die Augen der Vögel mehr Fleiß verwand,

wandt, als auf die Augen andrer Thiere. Ihr Auge hat zwo Häute mehr als das menschliche. Zuerst die äußerste Augenhaut, welche von außen über die Hornhaut geht, und gleichsam ein zweytes durchsichtiges Augenlied vorstellt. Die Bewegung dieser Haut hängt von dem Willen des Vogels ab, und sie dient sowohl dazu die Hornhaut zu reinigen, als das Auge zu schützen. Sie ist ein sehr dünnes, weißlichtes Gewebe, das zuweilen ganz über das Auge hingezogen wird, und es bedeckt, aber doch demungeachtet die Lichtstralen durchfallen läßt. Man nennt sie sonst auch die nickende Haut. Demnächst haben die Vögel im innersten Grund des Auges noch eine Haut, welche aus den Aesten des ausgebreiteten Sehnerven zu kommen scheint. Das Auge der Vögel stellt nicht allein die Gegenstände und Bilder mit vieler Schärfe vor; sondern sie übersehen auch viele Dinge auf einmal, und zwar mit hinlänglicher Deutlichkeit und Genauigkeit. Die Raubvögel sehen aus einer Höhe, wo wir ihnen kaum folgen können, jeden kleinen Gegenstand, der ihnen zur Beute dienen kann, als z. B. Feldmäuse, kleine Vögel, Kröten, Schlangen, Frösche u. dgl. Die Augen der Vögel sind nicht nur verhältnismäßig weit größer, als die der Menschen und der vierfüßigen Thiere, sondern auch nach allen Seiten hin sehr beweglich, und lassen sich in der Geschwindigkeit auf vielerley Art verändern und richten, so daß sie in jeder Entfernung und in jedem Grade von Lichte, eine deutliche Vorstellung von den Gegenständen geben. Herr Buffon bemerkt mit Recht, daß dies vollkommne und deutliche Gesicht, den Vögeln, ihrer schnellen Bewegung wegen, durchaus nothwendig war, da es der einzige Sinn ist, der uns in jedem Augenblick in Stand setzt,

über Raum und Entfernung zu urtheilen. Neuer Schauplatz der Natur, 9. B. S. 306-7.

5) Es wäre nun noch die Structur der Augen bey den vierfüßigen Thieren zu betrachten übrig; da sie aber mit den menschlichen so große Uebereinstimmung haben, wovon jeder sich selbst überzeugen kann, wenn er nur ein Ochsenauge untersucht, so würde es überflüßig seyn, über diesen Gegenstand weiter etwas anzuführen. Insonderheit, da eine oder andre unwesentliche Verschiedenheit, hier nicht in Betracht kommen kann, und da das beteits angeführte mehr als zur Gnüge beweißt, daß die Thiere Augen haben, wie der Mensch, also Vorstellungen von den Dingen, deren Daseyn und Beschaffenheiten vermöge des Gesichts empfunden wird.

So wie verschiedne Thiere feinere und schärfere Sinnen haben als der Mensch, andre einen oder mehrere von diesen Sinnen in geringerer Vollkommenheit besitzen, als wir, und einzelnen Thierarten vielleicht dieser oder jener Sinn gänzlich fehlt, so kann es auch wohl möglich seyn, daß einige Thiere sinnliche Empfindungen haben, die ihnen besonders eigen sind, wovon wir uns keinen Begrif machen können, und Sinnwerkzeuge, die unter keinem von den fünf Sinnen des Menschen hingeführt werden können. Wir sehen offenbar, sagt Reimarus, daß viele Thierarten Werkzeuge haben, die der Mensch nicht hat, und die ihnen nicht zur Bewegung dienen, oder doch so von ihnen bewegt werden, daß sie dadurch Eigenschaften an körperlichen Dingen entdecken zu wollen scheinen. Auch merken wir aus dem Betragen der Thiere, daß sie von vielen Eigenschaften und Veränderungen der Dinge, Empfindung haben müssen, die wir mit keinem Sinne oder sinnlichen Werkzeuge spüren können, insonderheit was die bevorstehenden Veränderungen in der Witterung betrift, in welchem Falle einige Thiere gleichsam lebendige Barometer, Thermometer und Hygrome-

grometer sind. Reimarus von d. Trieben d. Thier. Seite 304: 5. Dies letztere Phänomen läßt sich indessen wohl zum Theil aus dem Gefühl erklären. Doch hiervon in der Folge mehr.

§. 12.

Wir haben im Vorhergehenden bemerkt, daß der menschliche Körper eine elektrische Materie enthält, vermöge deren, wie wir vermuthen, die äußern Eindrücke auf den Körper in die Seele verpflanzt werden; und man hat eben den Grund, auch in den Körpern der Thiere, das Daseyn einer solchen elektrischen Materie anzunehmen. Kann man nicht gleich die Gegenwart derselben in allen thierischen Körpern vollkommen beweislich machen, so weis man doch aus unwidersprechlichen Erfahrungen, daß viele von ihnen eine Art Elektrum enthalten. Jedermann wird aus eigner Erfahrung überzeugt seyn, daß die Katzen im Dunkeln Funken werfen, wenn man sie längst dem Rücken aufwärts streichelt; und die Menge der Funken die dadurch hervorgelockt werden, wechselt nach den Umständen ab. So besitze ich eine Katze, die ich von Drontheim mitgebracht habe. Dort war sie in so hohem Grade elektrisch, daß ich, wenn ich sie an einer Stelle im Zimmer hinbrachte, wo es nicht völlig heller Tag war, blos dadurch daß ich sie an den Seiten, mit den Haaren, streichelte, eine Menge von Funken hervorlocken konnte. Aber diese merkwürdige Elektricität hat sich bey ihr verloren, seit sie nach Dännemark kam, und sie zeichnet sich hierin itzt nicht vor andern hiesigen Katzen aus. Aus den Pferden soll man ebenfalls Funken hervorlocken können, wenn man sie vom Kopfe an längst dem Halse streicht. Einige Insekten leuchten beständig

in freyer Luft; viele Fische leuchten, wenn man sie nur eine kurze Zeit in der freyen Luft liegen läßt. Ueberhaupt hat man bey allen Thieren, mit welchen man Versuche angestellt hat, mehr oder wenigere brennbare Theile gefunden; und also haben die Thiere auch in diesem Stück ihres Körperbaues eine wesentliche Aehnlichkeit mit dem Menschen. *)

Wir haben oben angenommen, daß eine solche elekterartige Materie beym Menschen das Mittel wäre, wodurch die Eindrücke der äußern Objekte in die Seele verpflanzt würden, und solchergestalt in Verbindung mit den Nerven, Empfindungen erregten, und wir haben, der Uebereinstimmung und Gleichheit wegen, welche zwischen den Sinnwerkzeugen der Menschen und Thiere statt findet, vorzüglich aber wegen der Uebereinstimmung ihrer Nervenstructur mit der unsrigen, die größte Ursache zu schließen, daß die thierischen Körper ebenfalls einen Nervensaft enthalten, der seiner Natur nach elekterartig ist, und in den Nerven zu seiner Bestimmung abgesondert wird. Daß aber gerade die Nerven diejenigen Werkzeuge seyen, worin eine elekterartige Materie zubereitet wird, dieses wird, man möchte fast sagen, unwidersprechlich, durch die Structur des Krampffisches erwiesen, da die elektrischen Organe desselben eben aus Nerven bestehen. Und so wie dieser Fisch sich durch seine Elektricität von allen andern Thieren auszeichnet, so giebt es auch kein Thier, das in irgend einem Theile seines Körpers

*) Schreiben an den Ritter Martin Folkes von Cronnwell Mortimer von der natürlichen Wärme der Thiere. Hamb. Magazin. 3. B. S. 291. u. f.

pers so viele und ansehnliche Nerven hätte, als die elektrischen Werkzeuge des Krampffisches in sich enthalten. Wie also die Erfahrungen, die man von der Elektricität des Krampffisches insonderheit hat, die Wahrscheinlichkeit unsrer Vermuthung von der Existenz einer elekterartigen Materie in dem Menschen bestätigen, so führt uns die Aehnlichkeit des Thieres mit dem Menschen, wiederum auf die Vermuthung, daß die in den thierischen Körpern befindliche elekterartige Materie, bey ihnen eine ähnliche Bestimmung habe, und ein Hülfsmittel für die Vorstellungen des Thieres sey.

Anmerkung. 1) Die Erfahrungen, die man über den Krampffisch und den Surinamischen Aal hat, sind als Beweise für das in thierischen Körpern enthaltne Elektrum überaus merkwürdig. Eine Menge mit dem elektrischen Aal angestellte Versuche hat gezeigt, daß alle diejenigen Dinge, welche das elektrische Fluidum fortpflanzen, es auch mit dem Fluido thun, das diese Fische von sich geben: daß die Würkung gänzlich von dem Willen des Aals abhängt, so, daß er es in seiner Gewalt hat, einen schwächern oder stärkern oder gar keinen Stoß zu geben: daß der gegebne Schlag, oder die mitgetheilte schmerzhafte Erschütterung, nicht von der Bewegung in den Muskeln des Aals abhängig ist, indem er den Stoß in einer gewißen Richtung und Entfernung ertheilt, so wie auch nur gewisse Substanzen ihn aufnehmen, andre dahingegen, die dem Fische an Härte und Elasticität gleich kommen, ihm widerstehen. Aus diesem allen zusammengenommen schließt man nun, daß der Stoß, den man bey Berührung dieses Fisches empfängt, die Würkung einer gewissen flüßigen Materie seyn muß, die der

Aal aus seinem Körper heraus fahren läßt; und sein Stoß also der wahre elektrische Stoß ist. Der berühmte Walsch, der sich durch seine Versuche mit diesen Fischen verdient gemacht hat, setzt überdies ihre Elektricität ausser allen Zweifel. Er lies neun Menschen, deren jeder für sich die eine Hand in ein Gefäß mit Wasser stecken muste, mit den Füßen auf einen Messingdrath treten; hierauf berührte er diesen Fisch, der in einem andern Gefäße schwamm, mit dem andern Ende des Messingdraths; und nun empfieng jeder von diesen neun Menschen augenblicklich einen so heftigen elektrischen Stoß und Erschütterung, wie man ihn von der so genannten Leidner Flasche zu bekommen pflegt. Neuer Schauplaß der Natur, 4. B. S. 337-39.

2) Der Krampffisch hat zwey elektrische Organe, die vom Kopfe bis zum Ende der Brust gehen. Das eine liegt an der Seite des Rückens, das andre an der Seite des Bauchs, und beyde sind, wie der übrige Körper, mit der Haut bedeckt. Diese sonderbaren, dem Krampffisch allein eignen Werkzeuge, scheinen aus einer Menge eckigter, gröstentheils fünf- und sechseckigter Säulen zusammengesetzt, aus einer dünnen fast durchsichtigen Haut gebildet, und mit einer Art von Netze zusammengehalten zu seyn, welches die Säulen untereinander vereinigt. Alles dieses stellt von außen ein Ganzes vor, welches das Ansehen einer Wachstafel im Bienenstocke hat. Aber es sind eigentlich weder die Säulen, noch ihre Häute, noch ihre Abtheilungen, noch eine große Anzahl von Gefäßen die Verästelungen der Blutgefäße sind, welche die wesentlichsten Theile des elektrischen Werkzeuges ausmachen. Es sind vielmehr die Nerven, die sich in

diesem

dieſem Werkzeuge verbreiten. Wenn man die ſinnlichen Werkzeuge ausnimmt, ſo findet ſich in keinem, auch der vollkommenſten Thiere, ein Theil, der, nach Verhältniß ſeiner Größe, ſo viele und ſo beträchtliche Nerven hätte, als die elektriſchen Werkzeuge des Krampffiſches. Und daraus zieht man denn den Schluß, daß dieſe ſo zahlreiche und ſo beträchtliche Nerven vornemlich dazu dienen, die elektriſche Materie aufzunehmen und nach Gefallen des Thieres auszulaſſen. Denn alle Verſuche zeigen, daß der Krampffiſch ſeine elektriſche Maſchine nach Belieben könne würken laſſen.

Bey den Verſuchen, die man mit dem Krampffiſch (Torpedo) anſtellte, kamen keine Funken zum Vorſchein, und alſo fehlte noch etwas zum vollkommnen Beweiſe, daß die Schläge, die der Fiſch verurſachte, würklich elektriſche Schläge wären. Herr Walſch brachte auch dieſen Beweiß bey, und ließ den ſogenannten Surinamiſchen Aal (Gymnotus electricus) der in noch höherm Grade elektriſch iſt als der Krampffiſch, aus Amerika nach England kommen. Er machte an demſelben die nemlichen Erfahrungen wie am Krampffiſche, und hatte das Vergnügen der erſte zu ſeyn, der die ſo gewünſchten Funken ſah, wodurch denn der Beweiß für das in dieſen Thiergeſchöpfen enthaltne Elektrum, ſeine Vollſtändigkeit erhielt. Nunmehr hat man alſo nicht länger daran zu zweifeln, daß die feine Flüßigkeit, welche die Nerven den elektriſchen Werkzeugen des Krampffiſches und des Surinamſchen Aals mittheilen, der elektriſchen Materie ganz ähnlich, wo nicht gar ſie ſelbſt ſey. Und hiedurch wird denn auch die Vermuthung begünſtigt, daß die Nervenfeuchtigkeiten oder die Lebensgeiſter, wo-

von wir oben redeten, mit der elektrischen Materie eine große Aehnlichkeit haben. Bonnets Betracht. über d. Natur, 1. B. S. 201-2. Hierüber kann man weiter nachsehen: Dr. Martinis Nachricht von elektrischen Fischen in der Wochenschrift: Mannigfaltigkeiten. Berlin, 8. 1769. 1ster Jahrgang. S. 761-65., und S. 793-802.

3) In Professor Voigts Fortsetzung vom Lichtenbergschen Magazin findet man eine merkwürdige Beobachtung von einigen, wie er sie nennt, phosphorisirenden Flußkrebsen, die ebenfalls dazu dient, das zu bestätigen, was wir im Vorhergehenden über die Elektricität der Thiere angeführt haben. Die Herren Thulis und Bernard, Mitglieder der Akademie in Marseille, saßen einst im Junimonat, gegen Mitternacht, am Ufer eines Baches, der aus dem nach Trans laufenden Fluße entsprang, und entdeckten auf dem Grunde desselben einige kleine bewegliche Gegenstände, die einen sehr merklichen Schein von sich gaben. Sie glaubten Anfangs, daß es von den gewöhnlichen leuchtenden Würmern wäre, aber als sie einige dieser glänzenden Geschöpfe aufhoben, so erkannten sie dieselben für diejenige Art von Krebsen, welche beym Geoffroi in seiner Hist. des Insectes. Tom. II. S. 667., unter der Benennung von cancer macrourus rufescens thorace articulato vorkommt. Sie fischten hierauf eine Menge von diesen Krebsen auf, welche überall leuchteten; aber nicht weit davon war eine Menge andrer, die diese Eigenschaft nicht hatten.

Man sagt, daß diese phosphorisirenden Insekten um die Zeit, wenn sie sich begatten, weit stärker leuchten als sonst, und daß der Glanz, den man zuweilen

auf

auf der See bemerkt, von einer Menge kleiner Eyer, oder Produkte lebendiger Geschöpfe herrühre. So werden auch viele Fische, Landthiere und vegetabilische Körper leuchtend, wenn ihre Auflösung vermöge einer besondern Beschaffenheit der Luft, ungewöhnlich beschleunigt wird. Da indessen diese leuchtenden Krebse so munter und aufgeweckt waren, als dergleichen Insekten nur immer seyn können, so vermutheten die Beobachter, daß der Glanz, den sie von sich gaben, weit entfernt eine Schwäche zu verrathen, vielmehr eine Munterkeit zu erkennen gab, die zur Befriedigung des Naturtriebes nothwendig war, der bey diesen Thieren um so stärker seyn muste, da die Natur ihnen doppelte Werkzeuge zu ihrer Fortpflanzung verliehen hatte. Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte, zuerst herausgegeben von dem Legationsrath Lichtenberg, fortgesetzt von Professor Voigt zu Gotha. Gotha, 1786. 8. 4. B. 1. St. S. 41=42. Noch verdient über diese Materie nachgesehn zu werden J. F. Hartmanns Etwas von der Elektricität einer Papagoien=Feder im Neuen Hamburg. Magazin. Hamburg und Leipzig, 8. 1768. 20. St. S. 129=137. Und von einem neuen elektrischen Fische, Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik, 4. B. 4. St. Seite 48.

§. 13.

Wenn wir die über die Sinnwerkzeuge der Thiere angeführten Bemerkungen sammeln, so vereinigt sich alles, um uns zu überzeugen, daß die Thiere fähig seyn müssen, Vorstellungen zu erhalten, da wir bey ihnen die Werkzeuge antreffen, welche wir bey dem Menschen als

die

die wesentlichsten und einzigen Hülfsmittel ansehen, wodurch Vorstellungen erworben werden können. Die Grund-Bestandtheile in den menschlichen Sinnwerkzeugen, wodurch wir von den äußern Dingen Vorstellungen erhalten, und wodurch insbesondre unsre willkührlichen Bewegungen veranlaßt werden, sind ja die Nerven; Nerven aber finden wir in der thierischen Schöpfung überall, vom Insekte an bis zum Elephanten; und nun schließen wir daher nach sehr vernünftigen Gründen, daß dieselben Mittel in demselben Zusammenhange angewandt, dieselbe Absicht haben müssen. Jedes thierische Geschöpf aber hat in seinem Körperbau eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit mit dem Menschen, und gleicht ihm, welches wohl zu bemerken ist, ungeachtet aller Verschiedenheiten in der Form des Körpers, doch darin, daß es die Organe und Werkzeuge hat, die wir beym Menschen als wesentliche und unentbehrliche Mittel ansehen, um Vorstellungen zu erhalten und zu bilden, die Werkzeuge, die wir für die eigentlichen Werkzeuge unsers denkenden Geistes anerkennen. Die Thiere müssen also Vorstellungen haben, wie der Mensch, oder aber man muß annehmen, der Schöpfer habe bey der Einrichtung der thierischen Körper, Mittel angewandt und angeordnet, wodurch keine denkbare, vernünftige Absicht erreicht werde.

§. 14.

Die Thiere haben also Vorstellungskraft, weil sie Sinne haben; und die Erfahrung lehrt, daß diese Vorstellungskraft würklich benutzt, entwickelt, angewandt wird; denn Erfahrung lehrt, daß die Thiere Kenntnisse haben.

Schwer-

Schwerlich werde ich hier nöthig haben, das Zeugniß der Schrift in einer Sache anzuführen, von der jeder durch eigne unmittelbare Erfahrung überzeugt seyn muß und wird; oder brauchen wir vielleicht erst die prophetischen Bücher zu lesen, um die Wahrheit zu lernen, daß: der Ochse seinen Herren kennt, und der Esel die Krippe seines Herrn? Wer sah je unsre Hausthiere, und erfuhr nicht, daß sie ihren Herrn kennen, und sich anders gegen Leute betragen die im Hause bekannt sind, als gegen Fremde? Wie viel Eigensinn sehn wir nicht oft das Pferd gegen den ungewohnten Reuter äußern, und gegen den Fremden, der es nicht gewöhnlich zu lenken pflegt; mit welcher Wuth fällt nicht der Hund den Fremden an, und wie freundlich empfängt er nicht den Hausgenossen und Bekannten? Was sollen wir wohl von dem halsstarrigen Widerwillen denken, den der Hund zuweilen gegen einzelne Menschen zeigt? hat es damit nicht fast eben die Bewandniß, als wenn gewisse Menschen in ihren Gesichtszügen und in ihrem Betragen etwas haben, das andre von ihnen zurückscheucht. Dies habe ich selbst an Udeis bemerkt.

Es war in Jütland ein Mensch, der oft mit mir Geschäfte hatte, und gewöhnlich mehrere Mal jede Woche in mein Haus kam; aber der Hund konnte diesen Menschen niemals ausstehen; er zeigte sich immer sehr erbittert gegen ihn; und fast mögte ich in Versuchung gerathen, den Hund diesmal für klüger zu halten als ich es selbst war; wenigstens habe ich in der Folge erfahren, daß er eben nicht Unrecht hatte, wenn er anders aus Gefühl für seinen Herrn so böse that. Sowohl in Jütland als in Norwegen lebte Udeis mit allen Bauern ohne Ausnahme,

nahme, freundschaftlich und in gutem Verständnisse; es war ein sehr seltner Fall, daß er einen Bauern anbellte; indessen bemerkte ich doch, daß er gegen ein paar Bauern Antipathie hatte, und dies war etwas so ungewöhnliches, daß es meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte. Wie sehen wir nicht selbst das einfältige Federvieh sich um den versammeln, der sie gewöhnlich zu füttern pflegt. Aber zeigt dies nicht alles Kenntnisse, und Kenntnisse in verschiednen Graden?

Und nun die Kunstfertigkeiten, welche die Thiere sich unter Anführung des Menschen, zu erwerben fähig sind, von denen sie, nach dem Zeichen und dem Befehl, den er ihnen giebt, diese oder eine andre äußern können; setzen sie nicht Vorstellungen von den verschiednen Handlungen voraus, und von den Zeichen, nach welchen das Thier sich zu dieser oder jener bestimmt. Selbst unter wilden Thieren finden wir vielfältige Kennzeichen von dieser Vorstellungskraft, nach welcher sie würken. So wird der Bär, unter mehreren Feinden, immer, ohne je zu irren, seinen Angrif auf denjenigen richten, der ihn reizte oder verwundete; und der Affe wird sich wohl dafür hüten, daß er nicht wieder in der Schlinge gefangen wird, aus der er sich einmal gerettet hat. Wie mißtrauisch ist nicht der Fuchs gegen die Lockspeise, die ihn in die Falle führen soll? Oft rettet ein einzelner Fuchs nicht allein sich, sondern auch andre von seiner Gattung, indem er die Streu, womit das Eisen bedeckt ist, wegräumt, und sich entfernt, ohne seine Begierde, dasjenige zu genieſſen, wodurch er möchte gefangen werden, zu befriedigen. Zerstört die Wohnung und die Verschanzungen des Biebers, und er wird nicht öfter da bauen, wo er erfahren hat, daß er

nicht

nicht in Ruhe seyn kann. Läuft nun aber nicht dies alles in dem einen Erfahrungssatze zusammen: **Die Thiere haben Kenntnisse.**

§. 15.

So wie die Menschen alle Kenntnisse, welche sie von den äußern Dingen haben, durch die Sinne erwerben, so lehrt auch Erfahrung, **daß die Thiere die Kenntniß, die sie von den äußern Dingen haben, mit Hülfe ihrer Sinne, und vermittelst der Einwürkung der äußern Dinge auf diese Sinne, erlangen.**

Der blinde Mensch hat keinen Begrif von Lichtstralen und Farben, eben so wenig der taube Mensch sich eine Vorstellung von den Tönen und ihrer Verschiedenheit machen kann; so aber geht es auch mit den Thieren: sie werden, wie der Mensch, ohne alle Kenntniß von der Welt gebohren, von welcher sie ein Theil sind, und durch den Gebrauch ihrer Sinne lernen sie in dem größern oder kleinern Würkungskreis, worin sie sich bewegen, erst nach und nach die Dinge kennen. Man wird hievon viele überredende Beweise finden, wenn man auf die Thiere in ihrer Jugend aufmerksam ist. Die Katze und der Hund erhalten erst durch Erfahrung, Vorstellung von dem Unterschiede zwischen Wärme und Kälte; sie lernen durch Geschmack und Gefühl die warmen Nahrungsmittel von den kalten unterscheiden. Es geht ihnen im Anfange gerade, wie den unerfahrnen kleinen Kindern, die zwar wohl einmal den Finger ins Licht stecken können, weil sie mit den Würkungen des Feuers unbekannt sind, aber hernach hütet das gebrannte Kind sich vor Feuer. Und so auch die Thiere in ihrer ersten Jugend: Geruch und

Auge reizt den Hund und die Katze, die Speise zu genießen, die ihnen vorgesetzt wird, aber durch Geschmack und Gefühl haben sie vorhin die unangenehmen Empfindungen kennen lernen, welche gar zu warmes Essen oder Getränk ihnen verursacht; und die Katze insonderheit, die nicht gut Warmes verträgt, nähert sich nun mit Behutsamkeit der Nahrung, braucht den Fuß statt der Zunge, um den Grad der Wärme zu untersuchen, und wirft zuweilen das Trinkgefäß übern Haufen, damit das Getränk um so eher abgekühlt werde.

Zu dieser Vorsichtigkeit aber ist das Thier durch vorhergehende sinnliche Erfahrungen von den verschiednen Würkungen der warmen und kalten Nahrung auf seinen Körper, angeführt worden. Und so verhält es sich auch mit seinen übrigen Kenntnissen; sie gründen sich insgesammt auf sinnliche Erfahrungen. Daß das Thier von Zeit und Raum auf eben die Weise Begriffe habe wie wir, kann man nicht annehmen; daß aber daß Pferd und der Hund z. B. eine kürzere und längere Entfernung von einander zu unterscheiden wissen, daß der Hund sich die Stunde des Tages zu merken weis, wann er seinen Herrn erwarten kann, daran kann niemand zweifeln, der auf diese Thiere aufmerksam gewesen ist. So wird weder Pferd noch Hund mit gutem Willen versuchen über Gräben und Hecken zu setzen, wenn sie nicht zum Voraus erfahren haben, wie weit ihre Kräfte reichen können, oder die Entfernung so gering ist, daß sie augenblicklich fühlen, der Sprung sey thunlich. Was aber thunlich oder unthunlich ist, das wissen sie aus vorhergehenden Versuchen, in welchen sie immer von kleinern Sprüngen zu größern fortschreiten. Jeder, der es gesehen hat,

wie

wie man die Husarenpferde nach und nach daran gewöhnt über Gräben zu seßen, und sie anfangs nur über unbedeutende Löcher springen läßt, was sie demungeachtet sehr ungerne thun, wird auch darin einen Beweiß davon finden, daß bey den Vorstellungen der Thiere sinnliche Erfahrungen zum Grunde liegen.

§. 16.

Wie der Mensch die Vorstellungen, die er durch ein Sinnenwerkzeug erhält, mit den Erfahrungen berichtigen muß, die er durch die übrigen Sinne sich zu erwerben im Stande ist, so verhält es sich auch mit den Thieren ebenfalls, sie berichtigen den einen Sinn durch den andern.

Durchs Gesicht allein kann der Mensch keine Kenntniß, geschweige denn völlige Gewißheit von den Beschaffenheiten flüßiger Dinge erlangen. Geschmack und Geruch müssen hier dem Gesicht zu Hülfe kommen, um die Wahrheit ausfindig zu machen. Das Gefühl muß sich mit dem Gesicht vereinigen, wenn ein bestimmter Begriff von der Figur, Schwere, Härte, Zusammenhaltung u. s. w. der Körper entstehen soll. Auf eben die Weise muß auch das Thier mehrere Sinne anwenden, um richtige Vorstellungen von den Dingen zu erhalten, und also durch fortgeseßte Erfahrungen seine Kenntnisse zu vermehren und zu erweitern. Mehr als einmal habe ich mit Vergnügen gesehen, wie eine junge Kaße, die sehr gefräßig war, sich durch die Ausdünstungen der Speisen täuschen ließ. Indem sie bloß ihrer Nase folgte, ohne die Augen zu gebrauchen, suchte sie überall im Zimmer herum, lief oft dicht vor denselben vorbey, ja sogar einigemal rund um das Faß, worin sie lagen, ohne sie zu

finden. Die Ursache war keine andre, als daß die Katze den ausgedünsteten Partikeln des Essens nachlief, die sich überall im Zimmer verbreitet hatten; wo sie sich hinwandte, begegneten ihr diese Partikeln, und ihre Gefräßigkeit erlaubte ihr nicht, ihre Augen zu gebrauchen. Endlich wurde sie es müde, dem Geruche nachzulaufen, und sah sich vor. Die Vorsichtigkeit der Pferde, wenn sie durch Moräste oder Gewässer gehen sollen, ist bekannt genug; sie fühlen sich vor, da, wo sie nicht schwimmen können, ob der Boden weich oder hart ist. In gefährliche Moräste wagen die Pferde sich mit dem größten Widerwillen, und thun alles mögliche, um es zu vermeiden; man vermuthet, daß im letztern Falle der Geruch ihnen die Gefahr anzeigt. Im erstern bedienen sie sich des Gefühls, um das Gesicht zu berichtigen.

Anmerkung. 1) Zum fernern Beweise, daß die Thiere durch sinnliche Erfahrungen klüger und vorsichtiger werden, und daß sie keine Vorstellungen von Dingen und Ereignissen haben, die sie nicht schon ehedem mit den Sinnen vernommen haben, verdienen folgende Erfahrungen bemerkt zu werden. Ein russisches Schiff, das 1741 unter der Anführung des Kommandeur Bering, ausgesandt war, um die nordöstliche Durchfahrt nach Asien zu suchen, sah sich durch Krankheiten unter dem Schifsvolke und andre widrige Zufälle, genöthigt, gegen das Ende des Jahrs auf die Küste von Kamtschatka einzulaufen. Sie brachten verschiedne Todte ans Land, und eine Art von Füchsen, die sich dort aufhalten, fand sich nun in großer Menge bey den Leichen ein, ohne die geringste Furcht vor den Russen blicken zu lassen; sie liefen sogar nicht einmal weg, wenn jemand

zu

zu ihnen kam, so daß man Mühe hatte, sie von den todten Körpern entfernt zu halten. Ein Beweiß, daß diese Thiere vorher keine Menschen gesehen hatten. Müllers Russische Sammlungen. Petersburg, 1758. 3. B. S. 233. Ebendaselbst, S. 244. wird erzählt, daß diese Reisenden auf der Durings-Insel gleichfalls dergleichen Füchse und Seeottern antrafen, welche nicht die geringste Furcht vor dem Menschen zeigten; doch, heißt es Seite 248, lernten die Ottern zuletzt, nachdem man eine große Menge von ihnen getödtet hatte, sich vor ihren Feinden fürchten. S. 358. wird von einem Seethiere, Momati oder Seekuh genannt, erzählt, daß es sehr schwer zu fangen war, weil es niemals an Land kam, sondern sich immer an den Küsten aufhielt. Die Jungen blieben zuweilen auf dem Trocknen liegen, wenn zur Ebbezeit das Wasser sie verließ, und dann konnte man sie tödten. Die Alten, sagt der Verfasser, welche vorsichtiger waren, und zur rechten Zeit mit der Ebbe fortgiengen, konnte man nicht anders als mit Harpunen fangen, von denen sie sich doch oft loßrissen.

2) Zordrager erzählt von den Wallrossen, daß auch sie gelernt haben, sich vor dem Menschen, ihrem Feinde, in Acht zu nehmen. Was die Wallrosse anbetrift, sagt er Seite 243., welche man ehemals auf dem Lande in großen Haufen versammelt fand, wo man sie tödtete, so fängt man sie zwar noch, aber nicht auf dem Lande, sondern auf Eisschollen und im Wasser, und auch hier trift man sie nur hie und da einzeln, nicht aber in Haufen an. An einigen, und zwar meistens ungewöhnlichen Orten, findet man sie zuweilen noch auf dem Lande, aber dies ist immer auf weit entfernten Untiefen und Sandbän-

ken, wo selten Schiffe hinkommen. Doch sind diejenigen, welche man so antrift, durch die langwierige und jährliche Jagd, so vorsichtig geworden, daß man selten etwas gegen sie ausrichtet, da die untersten gewöhnlich nahe am Wasser, und die andern nicht weit davon entfernt liegen, so, daß sie in der Geschwindigkeit die See erreichen können. Der Fang ist daher, sagt der Verfasser, itzt nicht so gut, als vorhin, da sie nicht so listig, und ganz unschuldig waren. In den ersten Zeiten des Fanges, ehe sie die Verfolgungen der Menschen kennen lernten, lagen sie ganz ruhig, wenn sie Leute und Böte landen sahen, und waren ohne alle Furcht. S. 246. Mit den Wallfischen verhält es sich eben so, sie sind durch unaufhörliche Verfolgungen furchtsam und vorsichtiger geworden. Als die Holländer zuerst anfiengen diesen Fang auf Spitzbergen zu treiben, schwammen die Wallfische auf das Schiff zu und um selbiges herum, und konnten ohne Mühe gefangen und getödtet werden. Aber sie lernten ihren Feind kennen und ihn fliehen. S. 287. Daher geschah es denn, daß die Wallfische sich immer weiter und weiter von den Stellen zurück zogen, wo ehedem der beste Fang war, bis man sie zuletzt mit großer Gefahr, mitten im Meere, zwischen dem Eise suchen muste. C. G. Zordragers alte und neue Grönländische Fischerey und Wallfischfang, u. s. w. Leipzig, 1723. 4.

3) In Cooks dritter und letzter Reise, findet man einige ähnliche Erfahrungen. So z. B. von den Seehunden, auf Kerguelens Eyland, welches unter 48°26′ südlicher Breite, zwischen dem Vorgebürge der guten Hofnung und Neuholland, liegt. Diese Thiere waren,

wie

wie Cook erzählt, so wenig schüchtern, daß er so viele von ihnen tödten konnte, als er nur immer wollte. Ihr Stillesitzen, war ein deutlicher Beweiß, daß sie selten, oder vielleicht niemals, von Menschen beunruhiget worden waren. Des Capitain Jacob Cooks dritte Entdeckungsreise in die Südsee und nach dem Nordpol — aus dem Englischen übersetzt von G. Forster. Berlin, 8. 1789. 1. B. S. 66. Von den Seebären wird Seite 90., eben dasselbe erzählt. So wird auch von einer Art Vögel, die sich in großer Menge auf dem Strande aufhielten, berichtet, daß sie sich so wenig vor Menschen fürchteten, daß man sie mit Stöcken todschlagen konnte.

4) Vaillant erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß seine Aeltern auf einer Plantage in Paramaribo, der Hauptniederlassung in dem holländischen Theil von Guiana, in Südamerika, wohnten. Eines Tages schoß er, auf einer von seinen Excursionen, einen weiblichen Affen von derjenigen Art, die in Surinam Babur genannt wird, deren Junges so fest an dem Rücken seiner Mutter hieng, daß Vaillant bey seiner Zuhausekunft einen Neger zu Hülfe nehmen mußte, um es davon loszureißen. Aber in demselben Augenblicke fuhr der junge Affe so schnell wie ein Vogel, auf einen Perükenstock zu, wo die Peräke von Vaillants Vater hieng, und hier klammerte er sich so fest an, daß man ihm drey Wochen lang an diesem Orte sein Futter reichen mußte, bis er endlich von selbst die Perüke verließ. Le Vaillant Reise in das Innre von Afrika, vom Vorgebürge der guten Hofnung aus. In den Jahren 1780 bis 85. Aus dem Französischen. Frankfurt am Mayn, 1790. in der Einleitung, S. 4.

§. 17.

Erfahrung lehrt, daß die sinnlichen Vorstellungen bey den Thieren auf eben die Weise hervorgebracht werden, und eben denselben Regeln folgen, wie bey dem Menschen. Wir wollen der Deutlichkeit wegen die Regeln anführen, die wir in dieser Kette mit Gewißheit zu entdecken im Stande sind.

A) **Wenn in den Sinnwerkzeugen der Thiere, oder, in einer, von den im Körper überall verbreiteten Nerven, eine Veränderung vorgeht, und dieselbe sich in das Gehirn verpflanzt, so folgt darauf allezeit eine Vorstellung von dieser Veränderung.**

Die Erfahrungen von Menschen und Thieren, stimmen in diesem Fall völlig mit einander überein. Man mishandle in menschlichen oder thierischen Körpern ein Glied, in welchem Nerven laufen, die durch den Eindruck, der auf sie gemacht wird, verändert werden können, und sowohl das Thier als der Mensch, empfindet augenblicklich die Würkung dieser Handlung. Ja, berührt man einen Körpertheil so leise, daß die in selbigem bewürkte Veränderung, den Nerven nicht stark genug bewegt, um die Bewegung weiter fortzupflanzen, so erfolgt freylich keine Vorstellung, und zwar darum, weil die Veränderung den Nerven im Gehirn nicht mitgetheilt wird; aber in jedem andern Falle folgt die Vorstellung unmittelbar auf den im Körper gemachten Eindruck. Die Bewegungen der Thiere, ihre veränderten Mienen, ihr Schreyen und Wehklagen bey den Mishandlungen des Menschen, sind eben so starke Beweisgründe,

gründe, daß diese Regel auch für sie gilt, als die Klagetöne des Menschen in ähnlichen Fällen beweisen, daß sie bey ihm statt findet.

B) Wenn die Sinnwerkzeuge der Thiere, oder, allgemein zu reden, ihre Nerven, in ihrem natürlichen Zustande und völlig in Ordnung sind, und die äußern Gegenstände sich dann in der Nähe befinden, daß sie auf ihre Sinne würken können, und würklich würken, so steht es nicht in der Gewalt des Thieres, die Vorstellung von den gegenwärtigen und auf den Körper desselben würkenden Dingen zu finden.

Man zeige hungrigen Hunden oder Katzen, Fleisch oder Milch, und man wird finden, daß die Vorstellung von dem würklichen Genusse dieser Dinge, bey dem Thiere nicht weniger lebhaft ist, als beym Menschen in ähnlichen Fällen. Man schieße in der Nähe eines Pferdes, das nicht daran gewöhnt ist vorm Schuße zu stehen, ein Gewehr ab, und obschon es für seine Bewegungen und Seitensprünge gestraft wird, wird es doch nicht verhindern können, daß der wiederholte Schuß dieselbe Erschütterung in seinen Ohren, dieselbe Vorstellung in seiner Seele, und dieselben Verändrungen in seinem Betragen veranlasse. Freylich, wenn man das Pferd weiter von dem Orte wegführt, wo geschoßen wird, so wird der Eindruck, den der Schuß auf sein Ohr macht, um so schwächer, und also die Vorstellung von demselben weniger stark und lebhaft seyn, als sie vorher war. Führt man es vollends so weit weg, daß es den Schuß gar nicht mehr hört, so hören auch die Verändrungen in seinem Betragen auf, weil die Bewegungen in seinem

Ohre, und die durch selbige in seiner Seele veranlaßten Vorstellungen, von denen jene Seitensprünge die Folge waren, nicht länger statt finden. Allein so lange das Thier sich in dem Zirkel befindet, in welchem es seyn muß, wenn es von den würkenden Objekten klare Vorstellungen erhalten soll, so lange muß es sich auch die Dinge deutlich vorstellen, die auf ihm würken; und ist das Thier gerade an dem Orte des Sinnenkreises, der von allen der bequemste ist, um von den Dingen die stärksten und unmittelbarsten Eindrücke zu erhalten, so wird es auch genöthigt seyn, die stärksten und lebhaftesten Vorstellungen von den würkenden Gegenständen zu haben, so lange es sich in diesem Punkte aufhält.

C) Die stärkern sinnlichen Empfindungen schwächen bey den Thieren die gleichzeitigen schwächeren.

Wie der volle Glanz der Sonne uns hindert das schwächere Licht der Planeten zu bemerken, so geht es auch mit den schwächern Empfindungen; sie werden nicht bemerkt, wenn stärkere Eindrücke auf unsre Sinne, gewaltsamere Empfindungen erregen, die sodann die ganze Aufmerksamkeit der Seele auf sich ziehen. Ein Mensch, der auf die Folter gespannt wäre, würde es nicht merken, wenn man ihn mit einer Feder kitzelte; indessen verursachte diese Feder doch gewiß eine Verändrung in den Nerven, welche der Mensch unter andern Umständen mit völlig deutlichem Bewußtseyn bemerkt haben würde; itzt aber bleibt sie unbemerkt, weil gewaltsamere sinnliche Empfindungen, sich gänzlich der Aufmerksamkeit der Seele bemächtigt haben. Ein Mensch, der unter heftigen Nervenkrämpfen leidet, wird sich durch die angenehmste Mu-

sik nicht erfreut finden, wie sehr er auch sonst davon eingenommen seyn mag. Aber gerade so verhält es sich auch mit dem Thiere, die stärkern sinnlichen Empfindungen desselben unterdrücken die schwächern. Das Pferd, welches scheu wird, und dem Gegenstande seines Schrekkens ausweichen will, fühlt unläugbar einen ziemlich hohen Grad von sinnlicher Furcht; aber wenn es nun durch Sporn und Peitsche gezwungen wird, auf dem bestimmten Wege fortzugehen (ob schon dies nicht der rechte Weg ist, es von seiner Schüchternheit zu heilen) und dies würklich thut, so überwiegen die auf diese Art erregten sinnlichen Empfindungen jene Furcht, welche zwar durch das Gehör, Gesicht oder Gefühl veranlaßt wurde, aber doch gröstentheils eine Würkung der Einbildungskraft war.

Anmerkung. Furcht vor dem Tode, und also Furcht vor dem Menschen, insonderheit aber Furcht vor dem mit Feuergewehr bewafneten Menschen, ist eine eben so natürliche als starke Empfindung bey den Thieren; daß aber Hunger und Durst noch stärkere, und zwar so heftige Empfindungen erregen, daß jene ihnen gänzlich weichen muß, beweiset folgende von Sparrmann angeführte Begebenheit. In einer sehr trocknen Gegend, bey der Quammedacka-Quelle in Afrika, waren die Vögel genöthigt, diese Quelle zu besuchen, um in der heißesten Tageszeit ihren Durst zu löschen; und ob schon, sagt er, einige von ihnen es nicht vermeiden konnten, durch mein Feuergewehr verwundet und verjagt zu werden, und den Schützen nur gar zu gut sahen, so kehrten sie doch nach und nach wieder zum Rande des Wassers zurück, um in gröster Eile ihren Schnabel hin-

ein zu tauchen, und ihren brennenden Durst zu löschen; wobey sie durch ihr unruhiges Zwitschern, nicht allein ihre gefährliche Lage zu klagen, sondern mir auch meine Grausamkeit zu verweisen schienen. Dieses an sich rührende Schauspiel hätte billig um so weniger seine Würkung auf mich verfehlen sollen, da die Hitze und das schlechte Wasser mich mit einem beynahe unaufhörlichen Fieberdurst peinigten. Sparrmanns Reise, Seite 405 - 6.

D) Die Vorstellungen, die das Thier durch unmittelbar gegenwärtige Eindrücke auf seine Sinnwerkzeuge erhält, unterdrücken gemeiniglich alle andre Vorstellungen, die nicht gleichfalls durch einen unmittelbar gegenwärtigen und würkenden Gegenstand veranlaßt werden.

Die vereinigte Reichsarmee und die französischen Truppen, deren Andenken die Schlacht bey Roßbach verewigt hat, hegten große Begriffe von ihrer eignen Macht, und der Geringfügigkeit des preussischen Heers; sie glaubten sich des Sieges so gewiß, daß sie es fast für eine Schande hielten, darum zu kämpfen; aber alle diese Vorstellungen, so lebhaft sie auch waren, verschwanden, als die preussischen Batterien zu spielen anfiengen, und Seidlitz mit seiner Kavallerie wie ein Blitz über sie herfuhr. Die Vorstellung von Ehre und Macht, wich den mächtigern Gefühlen, die das preussische Feuer und die preussischen Säbel, vermöge der Sinne, in ihren Feinden erregten. Der Delinquent mag sich noch so fest vorgesetzt haben, die Wahrheit zu verheelen, um der endlichen Strafe zu entgehen, die das Geständniß seines Verbrechens ihm zuziehen könnte; sein Vorsatz weicht gemeiniglich

glich der angebrachten Tortur, und den sinnlichen Schmerzen, welche dieselbe erregt. So aber geht es auch mit dem Thiere. Es mag für den Augenblick noch so große Lust bezeigen, eine gewisse Handlung vorzunehmen; sey es, daß es essen, spielen, oder sich auf eine willkührliche Art bewegen will; durch äußerlich angebrachte Zwangsmittel, durch Schläge u. dgl. werden in seiner Seele Empfindungen erregt werden, welche die andern Vorstellungen gänzlich verdrängen; und von denen es augenscheinlich ist, daß sie dieselben unterdrücken, indem das Thier auf eine ganz andre Art handelt, als es gehandelt haben würde, wenn es seinen ersten Vorstellungen, und der Neigung, die sich darauf gründete, gefolgt wäre. Und hier erinnere man sich nur daran, wie der Hund und das Pferd gezwungen werden, ihre herrschendsten Gewohnheiten und Neigungen abzulegen, wie man sie sowohl als den Bären nöthigt, das zu thun, wozu sie weder Lust noch Trieb haben; und dies gerade, weil die unmittelbaren sinnlichen Eindrücke, alle andre Gefühle und Begierden überwältigen, die sie sonst etwa haben mögten.

Anmerkung. Hiebey ist indessen wohl zu merken, daß, ob schon nach dem gewöhnlichen Gange der Seele, sowohl des Menschen als des Thieres, die gegenwärtigen sinnlichen Gefühle, alle andre Vorstellungen überwältigen, so hat doch diese Regel bey beyden ihre Ausnahmen. Es ist bekannt genug, wie sehr gewisse Amerikanische Völkerschaften sich gegen die grausamsten Qualen abgehärtet haben, und daß sie eine Ehre darin setzen, diese Qualen zu erleiden, ohne das geringste Zeichen von Schmerz blicken zu lassen. Gerade die tapfersten Krieger werden, wenn sie ihren Feinden in die

Hände

Hände fallen, zu den fürchterlichsten Martern bestimmt; und sie ertragen selbige mit einer Standhaftigkeit, die die Kräfte der menschlichen Natur zu übersteigen scheint. Sie reizen sogar, unter dem Gefühl der grausamsten Mishandlungen, ihre Henker, sie noch mehr zu peinigen, als diese zu thun im Stande sind; sie erzählen ihnen auf welche Art sie selbst ihre Gefangnen gemartert haben, und unterrichten sie also in den Martern, die sie selbst nicht zu erfinden vermogten.

So habe ich irgendwo von einem gefangnen Krieger gelesen, dem einer von seinen Feinden die Nägel abriß und sie in seine Pfeife stopfte, um sie unterm Taback zu rauchen. Der gebundne Gefangne verlangte zu schmecken, was für Würkung diese Nägel thäten, und nun steckte sein Henker ihm den glühenden Pfeifenkopf in den Mund: er zermalmte ihn zwischen den Zähnen, spie dem, der ihm die Pfeife gegeben hatte, die Stücke ins Gesicht und sagte: er selbst habe oft die Nägel des Volks geraucht, dessen Gefangner er itzt wäre, und ihre Nägel hätten einen bessern Geschmack als diese.

Hier siegte das Gefühl von Nationalehre über das heftigste Gefühl von gegenwärtigem sinnlichen Schmerz. Aehnliche Beyspiele hat man aber auch von Thieren. Man hat Pferde gesehen, die auf keine Weise dahin zu bringen waren, daß sie sich reiten ließen; und mir ist unter andern ein solcher Fall von einem National-Reuterpferde bekannt, das einem Prediger in Jütland gehörte, und in seiner Art wohl den Amerikanischen Wilden an die Seite gesetzt zu werden verdient. Das Pferd war schön und gut, und das Regiment wollte es ungerne verlieren; man versuchte daher alles mögliche, um es zu bändigen,

ja,

ja, man mißhandelte es sogar mit Grausamkeit; aber der Eigensinn des Pferdes war unüberwindlich. Es hielt zwo Musterungen aus, in welchen es alles mögliche litt, worauf man denn genöthigt war, es zu kassiren. Aber auch hier waren also die gewaltsamsten sinnlichen Eindrücke nicht vermögend, die Vorstellungen zu unterdrükken, welche in der Seele des Pferdes die herrschenden waren.

§. 18.

So wie die Thiere ihre Kenntnisse von äußern Dingen vermöge ihrer Sinne erhalten, so dienen diese Sinne den Thieren auch zu sichern Führern, um von der Natur der äußern Dinge, ihren Würkungen, und Verhältnissen gegen sie, die ihnen nöthigen Kenntnisse zu erhalten. Ihre Sinne täuschen sie nicht; diese Regel gilt in völlig gleichem Verstande und unter einerley Bedingungen, so wohl von den Sinnen der Menschen als der Thiere

Wenn wir Menschen durch das Gesicht eine völlig deutliche Vorstellung von den außer uns befindlichen Körpern erhalten sollen, wenn der Geruch uns die Ausdünstungen derselben soll empfinden lassen, wenn das Gehör uns Begriffe von Worten und Tönen geben soll; so ist dazu nicht genug, daß wir Augen, Nase und Ohren haben, nicht genug, daß Licht und Luft und Ausdünstungen und Körper, auser uns und um uns, sich in der Nähe befinden, daß sie auf unsre Sinne würken können; sondern unsre Sinnwerkzeuge müssen dabey auch in dem vollkommnen und unverdorbnen Zustande seyn, der sie fähig macht, mit Leichtigkeit die Einwürkung der Dinge anzunehmen. Dem Gelbsüchtigen scheint alles, was er sieht, eine gelbe

Farbe

Farbe zu haben; wer seine Nase durch häufigen Gebrauch von starkriechenden Dingen verdorben, oder seine Geruchsnerven dadurch verstimmt hat, daß er sich beständig unter stark irritirenden Ausdünstungen aufhielt; wer in der Struktur des Ohres diesen oder jenen Fehler hat, der ist natürlicherweise nicht im Stande, die feinern Ausdünstungen, oder die schwächern Töne zu vernehmen, die jeder andre mit vollkommnern und unverdorbnen Sinnen vernehmen würde.

Die Luft ist das Medium, durch welches, und vermöge dessen die Lichtstralen und Ausdünstungen und der Schall in die Sinne verpflanzt werden und auf selbige würken, woraus denn in unsrer Seele Vorstellungen entstehen. Wenn nun aber die Luft, die sich zwischen uns und den Körpern befindet, die Luft, welche die Lichtstralen und Ausdünstungen, die auf uns würken sollen, durchlaufen müssen, mit Nebel oder einer Menge andrer Ausdünstungen erfüllt ist, so folgt daraus ganz natürlich, daß wir gehindert werden die Dinge zu sehen, die wir in einer hellern Luft gesehen haben würden, die Ausdünstungen zu riechen, die wir in einer reinern Luft hätten riechen können. Wenn die Luft um uns her durch einen fliegenden Sturm, oder durch die Kanonade einer zahlreichen Artillerie in Aufruhr gesetzt ist, so werden wir schwerlich die Schläge einer Repetieruhr in der Entfernung von unserm Ohre zu hören im Stande seyn, in der wir sie sonst hätten hören können. Auch begegnet es dem Menschen oft, daß seine Gedanken und Aufmerksamkeit so fest auf einen gewissen Gegenstand geheftet sind, daß er nicht sieht, was um ihn her vorgeht, nicht hört, was gesprochen wird. Die Lichtstralen und der Schall

würken

würken nichts destoweniger sonder Zweifel auf seine Sinne; und die Schuld liegt nicht an diesen Organen, wenn die Seele von den Einwürkungen der Gegenstände auf sie nichts vernimmt; die Schuld liegt an der Seele selbst, deren Aufmerksamkeit gänzlich auf andre Dinge und Betrachtungen hingewandt ist. Auch das lehrt uns die Erfahrung, daß das Auge allein, uns eben so wenig einen vollkommnen deutlich bestimmten Begriff von der größern oder geringern Durchdringlichkeit der Gegenstände zu geben vermag, als das Gefühl allein uns in Stand setzen kann, über Höhe und Länge richtig zu urtheilen. Wir würden eben so oft irren, wenn wir die Härte der Körper blos nach dem Anschein beurtheilen wollten, als wenn wir den Geschmack der Dinge nach ihrer Farbe beurtheilten. Hier muß daher ein Sinn den andern leiten und berichtigen, so wie ein Sinn zum Behuf des andern da ist, und alle zusammengenommen, in der einzigen Absicht verliehen sind, uns richtige Vorstellungen von den äußern Dingen zu verschaffen, in dem sie sich vereinigen, um gegenseitig durch ihre sämmtlichen Erfahrungen über denselben Gegenstand, einander zu unterstützen und zu leiten.

Aber auf dieselbe Weise und in demselben Zusammenhange gilt eben die Wahrheit von den Thieren, die von dem Menschen gilt: ihre Sinne täuschen sie nicht. Laßt die Katze nur so nahe seyn, daß entweder ihre Ausdünstungen, oder die von ihr zurückgeworfnen Lichtstralen, von der Nase oder dem Auge der Katze, aufgefangen werden können; laßt diese Sinnwerkzeuge der Katze in ihrem natürlichen und unverdorbnen Zustande seyn; laßt keine stärkere Ausdünstungen von andern Kör-

pern

pern, den Sinnenkreiß angefüllt haben, wodurch jene zu schwach werden, um sich von diesen auszeichnen zu können; laßt endlich die Aufmerksamkeit des Thiers nicht auf einen andern Fang hingewandt, oder durch eine andre stärkere sinnliche Empfindung gefesselt seyn; und die Katze wird uns durch ihre Bewegungen und Betragen schon davon überzeugen, daß ihre Sinne sie nicht täuschen. Daß übrigens die Thiere einen Sinn durch den andern berichtigen, ist schon im Vorhergehenden bewiesen worden, so wie es überhaupt ausgemacht ist, daß verschiedene Thierarten in vielen Fällen, genauere und schärfere Vorstellungen von sinnlichen Dingen haben als der Mensch, weil ihre Sinne schärfer sind, als die seinigen.

Anmerkung. 1) Ob gleich die scharfen Sinne der Thiere ihnen insbesondre in Aufsuchung ihrer Nahrung zu einem sehr sichern Führer dienen, und sie unterscheiden lehren, was ihnen schädlich und was ihnen zuträglich ist; so ist es demungeachtet gewiß, daß sie, eben so wohl als der Mensch, auch in diesem Stücke irren, und zuweilen das essen, was ihnen tödtlich ist. Kalm erzählt von der weissen Nießwurz (veratrum album), die in Sümpfen und an seichten Orten über das ganze nördliche Amerika sehr gemein, und eine giftige Pflanze ist, daß das Vieh sie zwar gewöhnlich unberührt läßt; doch geschieht es zuweilen im Anfange des Frühlings, wenn die Weide gemeiniglich sehr mager ist, daß es sich von den schönen grünen und breiten Blättern derselben, die am zeitigsten hervorschießen, verführen läßt, und davon frißt. Aber sie müssen eine solche Mahlzeit gemeiniglich mit dem Leben bezahlen. Sowohl Schaafe als Gänse

sind

sind davon umgekommen. Man kocht die Wurzeln dieser Pflanze in Wasser ab, worin man, wenn es völlig kalt geworden ist, den Mays, der gesäet werden soll, hineinschüttet, damit er die Nacht über sich erweichen kann. Wenn denn die Maysdiebe, Krähen oder andre dem Mays schädliche Vögel, die ausgesäeten Körner aufhakken und aufpflücken wollen, so werden sie von einem oder zweyen Körnen so wüste im Kopf, daß sie umtaumeln, wodurch die andern in Furcht gerathen, und sich nicht mehr dahin wagen. Ein Beweiß, daß diese Thiere sich die Erfahrungen andrer von ihrer Art zu Nutzen machen. Wenn dahingegen diejenigen, welche von den Körnern gegessen haben, sich wieder erholen, so eilen sie gleich von dem Maysslande weg, und bekommen weiter keine Lüsternheit, neue Besuche daselbst abzulegen. Bey einer solchen Zubereitung des Mays muß man sehr sorgfältig seyn, daß keine Thiere etwas von den eingeweichten Körnern genießen; denn wenn Hüner oder Enten ein oder zwey Körner verschlucken, werden sie sehr krank; haben sie aber Gelegenheit, mehr zu essen, so schlafen sie öfters so ein, daß sie nicht wieder erwachen können. Wenn die Wurzel roh ausgeworfen wird, so bleibt sie von den Thieren unberührt liegen; wenn man sie aber gekocht auswirft, werden die Thiere durch ihren süßen Geschmack verleitet, sie zu essen. Man hat Hunde gesehen, die, wenn sie auch nur etwas weniges davon genossen haben, dadurch krank geworden sind. Sie haben sich aber doch wiederum erholt, nachdem sie sich durchs Erbrechen des Schädlichen entledigt haben. Denn wenn die Thiere sich nicht auf eine solche Art davon befreyen können, setzen sie öfters das Leben zu. Kalms Reise, 3. Th. S. 60-61.

2) In Pensylvanien ist ein Baum, den die dortigen Schweden den Löffelbaum genannt haben, weil die Wilden in diesen Gegenden ihre Löffel und Kellen daraus zu verfertigen pflegten (Kalmia latifolia Lin.) Die Blätter desselben sind für einige Thierarten ein Gift, andern aber dienen sie zum Futter. Indessen irren sich doch zuweilen die Thiere, die diese Blätter nicht vertragen können, und essen von selbigen. Vielfältige Erfahrungen haben gelehrt, daß die Schaafe, wenn sie von diesem Laube essen, entweder gleich sterben, oder doch sehr krank werden, und mit vieler Mühe erst zu retten sind. Die noch zarten Schaafe dürfen nicht viel davon essen, da sie schon das Leben einbüßen. Die ältern aber können wohl etwas mehr vertragen. Doch wird dies Futter ihnen gleichfalls tödtlich, wenn sie das Maas überschreiten. Ich weis selbst, sagt Kalm, daß im Sommer des Jahres 1748 einige Kälber von den Blättern gegessen hatten, und darnach ganz krank wurden: so, daß sie aufschwollen, ihnen der Schaum vor dem Munde stand, und sie nahe waren, umzufallen. Man brachte sie aber doch durch Schießpulver und andre Heilungsmittel, die man ihnen eingab, wieder zurechte. Die Schaafe sind der Gefahr, durch dieses Laub verführt zu werden, insbesondre im Winter ausgesetzt, wenn man sie heraus läßt indes noch alles mit Schnee bedeckt ist. Sie sind alsdann auf alles, was grün ist, sehr begierig, und können sich daher nicht enthalten, von diesen ihnen giftigen Blättern zu essen. Es haben auch Pferde, Rinder und Kühe, die über sie gerathen sind, sich sehr übel darnach befunden. Sie waren zwar nicht davon gestorben, doch glaubte man allgemein, daß auch diese größern Thiere, wenn sie von dem Laube ein wenig zu

viel

viel essen sollten, gewiß davon umkommen würden. Denn man hatte bemerkt, daß es ihnen schon übel genug bekommen war, wenn sie nur etwas geringes davon genossen hatten. Hingegen sind die Blätter des Löffelbaums ein Futter für die Hirsche im Winter, wenn der Schnee den Boden bedeckt, und sie sonst nichts zu ihrem Unterhalte vorfinden. Wenn sie daher um diese Zeit geschoßen werden, so sind ihre Gedärme mit solchem Laube angefüllt. Man hat dies Eingeweide den Hunden vorgeworfen, und sie sind davon ganz wild, und gleichsam trunken, zuweilen auch so krank geworden, daß es allen Anschein hatte, als ob sie das Leben darüber verlieren würden. Die Leute hingegen, welche das Fleisch solcher Hirsche aßen, in denen dergleichen Laub angetroffen worden, spürten keine Ungelegenheit davon. Diese Blätter dienen auch den ganzen Winter über gewissen Vögeln zur Speise, welche die Schwedischen Amerikaner für Haselhüner (Hierper) erklärt haben. Kalms Reise, 2. Th. S. 478-80.

Sparrmann erzählt in seiner Reise, daß die Hottentotten es für unschädlich halten, reines Schlangengift zu trinken, und daß sie es sogar für ein Gegengift wider den Schlangenbiß ansehen. Sie bedienen sich auf ihrer Jagd oft vergifteter Pfeile, um Löwen und andre Thiere zu tödten, und essen hernach das Fleisch ohne den geringsten Nachtheil davon zu verspüren. Sparrm. Reise. S. 168. 189. 191. Auch Paterson bestätigt dies in seiner Reisebeschreibung S. 56. und an mehrern Orten. Die Sache ist, wie Professor Forster in einer Note S. 169. bemerkt, daß das Schlangengift nur dann schädlich seyn soll, wenn es unmittelbar ins Blut kommt, und dies thut es nicht in dem Falle, wenn man das Fleisch verzehrt, das mit vergifteten Pfeilen geschoßen ist. Diese Bemerkung war auch den Alten nicht unbekannt, man findet sie beym Lucanus L. IX. v. 613-616.

Ne dubita miles tutos haurire liquores:
Noxia serpentum est admisto sanguine pestis,
Morsu virus habet, et fatum dente minantur;
Pocula morte carent. — — —

Die Soldaten, in Lybien von Hunger und Durst geplagt, fanden eine Quelle, deren Wasser sie nicht zu trinken wagten, weil sie Schlangen in und um selbige sahen. Und nun muntert der Anführer sie durch die Versichrung dazu auf, daß das Schlangengift nur dann gefährlich und tödtlich sey, wenn es durch ihren Biß ins Blut komme; daß man aber nicht davon sterbe wenn man es trinke. Und der Dichter setzt hinzu, daß die Soldaten auf das Wort ihres Anführers tranken. Indessen muß man nicht glauben, daß die Hottentotten auch andre Gifte ohne Schaden trinken könnten. Paterson redet von einer Art Euphorbium, einer Pflanze, die man für die giftigste in Afrika hält, und sie dort dazu gebraucht, die Quellen zu vergiften, um auf diese Art die Thiere zu fangen, welche daraus trinken. Die Eingebohrnen schneiden von den Zweigen dieser Pflanze so viele ab, als sie zu ihrer Absicht hinlänglich glauben; sie leiten hierauf das Wasser in ein zu dem Ende, einige Ellen von dem Ausfluß der Quelle, gegrabnes Loch, und hierin legen sie dann diese giftigen Zweige. Die Quelle selbst decken sie sorgfältig zu, so daß das Wild, welches Wasser sucht, keine Wahl hat. Die Einwohner erzählten Hrn. Paterson, daß jedes Thier, welches von diesem Wasser tränke, unfehlbar das Leben einbüssen müste. Er selbst sah einen Zebra (eine Art von Eseln) welcher eine halbe Viertelmeile vom Wasser gestürzt war; aber selten legt das Thier tausend Schritt, von der Quelle an, zurück, ehe es stirbt. Wilhelm Patersons Reise in das Land der Hottentotten und der Kaffern, während der Jahre 1777-78-79. Aus dem Englischen übersetzt, von J. R. Forster. Berlin, 1790. 8. S. 60 und 169.

3) Noch einen Erfahrungs-Beweiß für die Wahrheit, daß die Thiere in der Wahl ihrer Nahrung irren

irren könten, will ich hier herſetzen. Vor ein paar Jahren geſchah es im Friedrichsberger Schloßgarten, daß zwey Pferde, die daſelbſt eggten, plötzlich niederſtürzten. Es war im Aprill, und gegen Abend; der Kutſcher hatte den Zaum an der Egge feſtgebunden, um die Pferde ruhen zu laſſen, indes er auf einen Augenblick zur Seite gieng. Sie zogen die Egge mit ſich nach einigen Taxbäumen hin, die in der Nähe ſtanden, und aßen von den Blättern dieſer Bäume; der Kutſcher kam zurück und fieng wieder an zu eggen; aber es währte kaum fünfzehn Minuten, ſo fielen ſie um und ſtarben. Im Neuen Schauplatz der Natur, 8. B. S. 823. wird angemerkt, daß Pferde, Kühe und Ziegen ſterben, wenn ſie von dem Laube dieſes Baumes eſſen. So trug es ſich in Holland zu, daß einige Kühe, welche im Frühlinge wegen der Menge von Schnee, womit die Triften bedeckt waren, nicht hinlängliche Nahrung fanden, das Laub von einer Taxus-Hecke, die einen Garten einſchloß der in der Nähe lag, aßen, und die größere Anzahl derſelben ſtarb. An eben dem Orte wird geſagt, daß Pferde davon geſtorben ſind, wenn ſie von dieſen Blättern, welche zufälligerweiſe bey Beſchneidung der Hecken unter das Heu gekommen, und mit ihm zugleich geborgen waren, genoſſen haben. Man weiß nicht eigentlich mit Gewißheit, auf welche Art dieſe Blätter würken, indeſſen vermuthet man, daß ſie ſo ſtarke und konvulſiviſche Bewegungen im Nervenſyſtem verurſachen, daß der Tod darauf erfolgt. Die oben erwähnten Pferde im Friedrichsberger Garten, ſchwollen, nachdem ſie todt waren, über den ganzen Körper auf. Noch verdient es bemerkt zu werden, daß die zahmen Kreaturen in Afrika ſehr gerne die Blätter eines überaus giftigen Zwiebelgewächſes (Amaryllis

distica) essen, solange diese Blätter noch jung sind, ob schon sie sich dadurch den plötzlichsten Tod zuziehen. Daher suchen die Landleute aufs sorgfältigste zu vermeiden, daß das zahme Vieh nicht in Gegenden komme, wo sie vermuthen können, daß diese Pflanze wächst. Patersons Reise. S. 168.

Zweytes Kapitel.

Von der Fortsetzung und Entwickelung der Vorstellungen der Thiere.

§. 19.

Aus den bisher angeführten Beobachtungen wird es sonder Zweifel so einigermaaßen erwiesen seyn, daß die Thiere mit dem Menschen darin völlig übereinstimmen, daß sie sinnliche Vorstellungen haben, und diese Vorstellungen auf eben die Weise und nach eben den Regeln erhalten, wie der Mensch, das heißt, durch Einwürkung der äußern Gegenstände auf ihren Körper und auf ihre Sinne. Wir gehen itzt weiter fort um zu untersuchen, in wiefern die Thiere diese ihre sinnlichen Vorstellungen fortsetzen, entwickeln, verbinden und veredeln können. Hier aber muß wieder die Erfahrung, verbunden mit dem, was wir in ihrem Betragen und Handlungen Uebereinstimmendes mit dem menschlichen entdecken können, uns zum Wegweiser dienen.

§. 20.

§. 20.

Erfahrung lehrt, daß die Thiere nicht allein diejenige sinnliche Vorstellung von den Dingen haben, welche durch die unmittelbare Einwürkung dieser Dinge auf sie, erregt wird, sondern daß es in der Gewalt des Thieres steht, unter mehrern gleichzeitigen Vorstellungen, eine insbesondre fortzusetzen, und sich dadurch genauere Kenntniß von dem Gegenstande zu verschaffen, durch welchen diese Vorstellung erregt wurde. Dies heißt denn mit andern Worten: **Das Thier ist fähig, auf ein Ding mehr, als auf ein andres, Aufmerksamkeit zu zeigen.**

Wir dürfen nur die Hausthiere betrachten, die wir täglich zu beobachten Gelegenheit haben, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen. Die Katze und der Hund sind, besonders in ihrer Jugend, sehr neugierig. Sobald ihnen Dinge vor die Augen kommen, die sie nicht vorher schon gesehen haben, und Furcht oder andre Ursachen sie nicht daran hindern, ihrer vorwitzigen Neugierde zu folgen, so nähern sie sich selbigen, und betrachten sie von allen Seiten; ich habe sogar selbst mehr als einmal bemerkt, daß eine junge Katze, die ich noch habe, neue und ungewöhnliche Gegenstände, die sie gewahr wurde, nicht allein besah und betrachtete, sondern sie warf auch mit ihren Pfoten jedes Ding um, das sie umwerfen konnte, und man ihr umzuwerfen erlaubte, damit sie es desto genauer betrachten könnte. Ich habe mehr als einen Hund gesehen, der, wenn er einen ungewöhnlichen Lärm auf der Straße hörte, ans Fenster wollte, um zu sehen, was es draussen gäbe; und wenn man ihnen hierin nicht willfahrte, so pfiffen und bellten sie. Be-

weisen aber nicht diese Erfahrungen, daß die Thiere eine einzelne Vorstellung vor andern, die sich zugleich in ihrer Seele befinden, fortsetzen können; daß sie **Aufmerksamkeit** haben und zeigen. Wie sollten sich wohl die Kunstfertigkeiten erklären lassen, woran wir die Thiere gewöhnen, wenn sie nicht im Stande wären, die Vorstellungen von den Zeichen die wir machen, und von den Bewegungen, die wir auf diese Zeichen von ihnen fordern, besonders auszuzeichnen und auf die Weise näher bekannt mit dem Betragen würden, das wir von ihnen fordern, und der Art, wie wir unsre Forderungen zu erkennen geben.

Dinge, die neu und unbekannt sind, machen gemeiniglich stärkern Eindruck auf den Menschen, **erregen stärkere sinnliche Empfindungen**, als bekannte und gewöhnliche Gegenstände; so aber verhält es sich auch mit dem Thiere. Dies ist die Ursache, warum das schüchterne Pferd die Ohren spitzt, zur Seite springt, und oft nicht dahin gebracht werden kann, auf dem Wege weiter vorwärts, oder vor der Stelle vorbey zu gehen, wo ein unbekannter Gegenstand ihm Furcht einjagte. Aber aus eben dieser Ursache kann man auch das Pferd von dieser Widerspenstigkeit dadurch heilen, daß man es nahe zu den Dingen hinführt, die es in Schrecken setzten, oder diese Dinge ihm so nahe bringt, daß es sie besehen und beriechen kann. Sie sind ihm nun nicht länger neu und unbekannt; und können also in Zukunft die Aufmerksamkeit des Thieres in keinem sonderlichen Grade mehr auf sich ziehen.

Diese Erfahrungen beweisen denn nun auch nicht allein, daß die Thiere eine einzelne Vorstellung unter mehre-

mehreren andern Vorstellungen, dergestalt fortsetzen können und würklich fortsetzen, daß in jedwedem Zeitpunkte immer die Vorstellung von einem gewissen Gegenstande in ihrer Seele die herrschende ist; sondern auch, daß sie im Stande sind, sich eine vollständigere Kenntniß von den Dingen zu erwerben, als der erste Anblick ihnen giebt. Sie sind fähig ihre Vorstellungskraft auf die einzelnen Theile des Gegenstandes hinzulenken, diese Theile von einander abzusondern, und Vorstellungen von den Beschaffenheiten derselben, und der Verschiedenheit dieser Beschaffenheiten zu erwerben. Sie erwerben sich also nicht blos eine dunkle und verwirrte, sondern klare, und, wenn gleich sinnliche, doch in einem gewissen Grade **deutliche Vorstellung** von den äußern Gegenständen. Das Pferd und der Hund erhalten durchs Gesicht, ebensowohl als der Mensch, Vorstellung von dem Hause, worin sie sich aufhalten; und diese Vorstellung ist nicht bloß dunkel und verwirrt, sondern begreift würklich die verschiednen Theile des Hauses in sich, insofern diese Theile mit den Bedürfnissen des Thieres in Verbindung stehen. So wird es dem Pferde niemals einfallen, durch die Fenster zu gehen, oder durch eine Pforte oder Thür, die nicht zu dem Hause gehört, wo es hinein soll, wenn auch die Eingänge dicht neben einander lägen. Eben so wenig wird der Hund, wenn er neugierig ist zu sehen, was auf der Straße vorgeht, diese Aussicht unterhalb der Fenster, an der Mauer oder auf dem Fußboden suchen. Das Thier hat also nicht allein Vorstellung von Licht und Eingang, sondern auch Vorstellung von dem Orte wo dieser Eingang zu suchen ist, und wo das Licht hinein fällt; es hat also nicht blos verwirrte Vorstellung von dem ganzen Hause, sondern auch klare Vorstellung

von den einzelnen Theilen des Hauses und ihrem Gebrauche. Der Herr Doktor und Professor Abildgaard hier in Koppenhagen, besitzt einen großen Hund, der, wenn er ausgewesen ist, und bey seiner Rückkehr die Pforte zugemacht findet, sich auf den Hinterbeinen aufrichtet, das Glockenseil mit dem Maule anpackt, und darauf läutet, um eingelassen zu werden. Hier sehn wir denn nicht allein Vorstellung von Haus und Pforte, sondern von diesem individuellen Theil des Hauses, diesem Glockenseile und seiner Anwendung. Hier ist also ein gewisser Grad von Deutlichkeit in der Kenntniß; denn hier ist Vorstellung von den Theilen des Gegenstandes und ihrer Verschiedenheit; und diese Deutlichkeit in der Kenntniß der Thiere, könnte man die anschauende nennen; sie ist von der symbolischen Deutlichkeit in den Kenntnißen der Menschen in so ferne verschieden, als der Mensch sich die Theile der Dinge unter Bildern, Zeichen und Tönen vorstellt, welche allgemeine Begriffe enthalten und bezeichnen.

§. 21.

Und nun stehn wir denn wohl ungefähr an der Gränzscheide der menschlichen und thierischen Kenntniß, soweit selbige sich mit einem Grad von wahrscheinlicher Gewißheit bestimmen läßt. Der Mensch hat nicht allein sinnlich deutliche Vorstellungen, seine symbolische Kenntniß umfaßt auch allgemeine Begriffe; und diese hat der Mensch hauptsächlich der Sprache zu danken. Ich sage, der Mensch verdankt seine allgemeinen Begriffe hauptsächlich der Sprache; denn wenn man behaupten wollte, daß die Menschen ohne Sprache gar keine allgemeine Begriffe haben würden, so müste man auch

behaup-

behaupten wollen, daß taubstumme Menschen, die es nämlich von Mutterleibe an waren, keiner allgemeinen Begriffe fähig wären; und es würde sehr schwer, man mögte wohl sagen, unmöglich seyn, diese Behauptung zu beweisen. Allerdings aber formt der Taubstumme seine allgemeine Begriffe auf eine andre Weise und mit Hülfe von andern Vehickeln, als derjenige, der reden und hören kann, und dem die Sprache zu Gebote steht. Vielleicht enthält selbst der allgemeinste Begriff des Taubstummen doch immer eine gewisse Individualität von einem sinnlichen Gegenstande, woran sein Gedanke sich heftet, und worin er sich die Aehnlichkeiten der Individuen vereinigt denkt, statt daß wir uns diese Aehnlichkeiten mit Hülfe von Worten und Tönen vorstellen, ohne daß wir nöthig haben, uns ein einziges Individ zu denken, in welchem die abgesonderten Eigenschaften, die wir uns unter Worten und Tönen vorstellen, würklich vorhanden seyn sollten. Wenn nun gefragt wird: ob den Thieren irgend eine Art von abstrakter symbolischer Kenntniß zugeschrieben werden könne, und in welchem Grade man ihnen solche zuschreiben kann, so läuft die Beantwortung dieser Frage darauf hinaus, folgende andre Frage aufzulösen: Kann man annehmen daß die Thiere Sprache haben, und in wie fern haben sie Sprache?

§. 22.

Ziehen wir hier, wie in andern Fällen, die Erfahrung zu Rathe, so wird sie uns lehren, daß die Thiere ihre eigne Sprache haben, worin sie ihre Gedanken und Gefühle ausdrücken, und wodurch sie andern von ihrer Art verständlich werden. Man wird sich um so weniger befugt finden dies zu läugnen, wenn man nur

erwägt,

erwägt, daß die Thiere sehr gut eine Sprache haben können, ohne daß diese Sprache darum in allen ihren Theilen und Stücken, nothwendig dieselbe Beschaffenheit haben muß, als die menschliche. Denken wir einmal darüber nach, was wohl die Gegenstände der Worte und Töne sind, die wir unsre Kinder in ihrer esten Kindheit aussprechen lehren, und was für Gedanken und Vorstellungen, sie dann wohl mit diesen Tönen verbinden mögen. Wir zeigen ihnen einen Stuhl, einen Tisch, eine Bank, das Tageslicht und andre sinnliche Dinge, und sagen ihnen den Namen dieser Dinge vor. Die Kinder hören diese Töne, erinnern sich ihrer, und lernen sie nach und nach aussprechen. Aber was denken sie wohl bey diesem Laute, wenn sie ihn zum erstenmal hören, und lange, nachdem sie selbst gelernt haben ihn hervorzubringen? Ganz gewiß den individuellen Stuhl, Tisch u. s. w. den sie vor sich sehen, und bey dessen Anblick sie gewohnt waren, diese oder jene bestimmte Sammlung von Tönen zu hören. Daß es mehrere Stühle, Tische u. s. w. in der Welt giebt, fällt ihnen eben so wenig ein, als es ihnen einfallen kann, daß die Welt größer ist wie die Stube ihrer Amme. Diese Worte, welche einer ausgebildeten Denkkraft allgemeine Begriffe bezeichnen, bezeichnen ihnen, und in ihrer Vorstellung, weder mehr noch weniger als die Individua, die einzelnen Dinge, die sie um sich her sehen und fühlen, und aller Wahrscheinlichkeit nach, können sie ihnen auch nichts weiter bezeichnen. Ungefähr nun auf eben die Weise muß es sich auch wohl im Allgemeinen und größtentheils mit der Sprache der Thiere, und mit den Vorstellungen verhalten, die sie mit diesen oder jenen Tönen verbinden.

§. 23.

Man ist sich allgemein darüber einig geworden, anzunehmen, daß der artikulirte Laut dem Menschen ausschließlich vor den Thieren eigen sey; nur in den Tonsammlungen, die der Mensch heraus bringt, soll jeder einzelne Ton eine bedeutende Verschiedenheit haben. Allerdings ist es ausgemacht, daß der Mensch in der Struktur seiner Sprachorgane, eine Vollkommenheit besitzt, welche alles übertrift, was wir bis itzt von den Sprachwerkzeugen der Thiere wissen oder muthmaaßen; und diese den menschlichen Sprachorganen besonders eigne Einrichrichtung, macht, daß wir auf so mannigfaltige Weise unsre Töne abwechseln können. Mag es denn immerhin seyn, daß die Thiere, der Natur ihrer Organen zufolge, ihre Vorstellungen und Gefühle nicht mit der Verschiedenheit in den Tönen auszudrücken im Stande sind, als der Mensch; — und sie bedürfen in ihrem eingeschränkteren Würkungskreise, dieser Mannigfaltigkeit von Tönen nicht, da der Umfang und Inbegrif ihrer Vorstellungen nicht von der Mannigfaltigkeit ist, und seyn kann, als beym Menschen; — so können sie doch je nach ihren verschiednen Gefühlen und abwechselnden Bedarf, verschiedne Töne von sich geben, und diese Verschiedenheit muß unausbleiblich von jedem bemerkt worden seyn, der die Thiere der geringsten Aufmerksamkeit würdigte. So sind die Töne des Hundes anders, wenn er freundlich thut, als wenn er böse ist. Die Töne der Henne anders, wenn sie ihre Brut zu sich ruft, als wenn sie um Futter schreyt. Und wiederum anders, wenn sie ihre Jungen vor Gefahren warnet. Die Taube girrt anders, wenn sie sich paaren will, als wenn sie aufgebracht und

eifer-

eifersüchtig ist, und wiederum anders, wenn sie ihre Jungen im Neste liebkoset. Bey jeder Thierart wird man diese Verschiedenheit in den Tönen, deren sie sich bedient, wahrnehmen; und können wir uns gleich keinen Begriff davon machen, wie jeder einzelne Ton das seinige dazu beyträgt, die völlige Vorstellung von dem, was das Thier ausdrücken will, zu bezeichnen, so sind wir doch eben so wenig durch gültige Gründe berechtigt, zu läugnen, daß diese Töne eine bedeutende Verschiedenheit haben, als derjenige, der weder Noten noch Musik versteht, zu läugnen berechtigt wäre, daß Sinn in den Tonfolgen ist, die der Spielende ausdrückt.

§. 24.

Aber wir können, wie oben bemerkt worden, uns nicht denken, daß diese Töne in der Vorstellung des Thieres etwas bezeichnen sollten, das sich über den Begriff von Individuen und individuellen Begebenheiten erhöbe. Wir dürfen nur die wilden Nationen betrachten, die sich nur sehr wenig von dem ursprünglichen Naturzustande entfernt haben, und wir werden sehen, wie arm ihre Sprache ist, und wie sie fast einzig nnd allein sinnliche Dinge ausdrückt, die diese Menschen um sich her sehen und vernehmen. Bey sehr rohen Völkern ist die Sprache fast aus lauter Ausrufungswörtern und Substantiven zusammengesetzt, die mit einander verbunden werden, ohne daß man die übrigen Theile der Rede antrift, welche sonst in allen ausgebildeten Sprachen vorkommen. Die Wörter, welche die Sprache dieser Völkerschaften ausmachen, bezeichnen insgesammt sinnliche Dinge und Gegenstände; und wenn nun endlich ein solches Volk, durch die Fortschritte der Kultur, zu abstrak-

ten

ten und transcendentalischen Betrachtungen hingeführt wird, und sich also genöthigt sieht, Worte zu suchen, um diese Ideen zu bezeichnen; so kann die primitive und ursprüngliche Bedeutung dieser Worte dem Denker zum Leitfaden dienen, dem Gange der menschlichen Seele nachzuspüren, und zu erfahren, wie sie von sinnlichen Gegenständen zur Betrachtung der unsinnlichen allmählig fortgeschritten ist. Eine Nation kann in ökonomischer Hinsicht auf einer ziemlich hohen Stufe der Kultur stehen, und es können ihr doch viele allgemeine Ausdrücke, also viele allgemeine Begriffe fehlen, welche nicht unmittelbar aus der Betrachtung sinnlicher Dinge hergenommen werden können. So kann man die Peruaner, wie sie bey der Ankunft der Spanier waren, in Rücksicht auf ihre Industrie und Staatsverwaltung, immer zu den kultivirten Nationen zählen, und doch hatten sie in ihrer Sprache kein Wort, das die Idee von Zeit, Raum, Fortdauer, Wesen, Tugend, Gerechtigkeit, Freiheit u. s. w. bezeichnete. Vermuthlich hatte es damit folgende Bewandniß: Diese Menschen waren im Abstrahiren nicht so weit gekommen, daß sie sich die allgemeineren Begriffe, welche wir mit den angeführten Benennungen verbinden, dachten; und natürlicherweise hatten sie sich also auch nicht darum bekümmert, Benennungen für Dinge zu suchen, die ihnen gewissermaaßen unbekannt waren. Diese Begriffe waren ihnen, sage ich, gewissermaaßen unbekannt, da sie sich selbige nicht mit Deutlichkeit gedacht hatten. Denn daß sie, jeder nach dem Maaße seiner Einsichten, ein mehr oder weniger klares Gefühl von den Wahrheiten hatten, die durch diese Worte bezeichnet werden, daran findet kein Zweifel statt.

§. 25.

§. 25.

Der Mensch, wenn er auch nur auf einer niedrigen Stufe der Kultur steht, hat also gewisse allgemeine Begriffe, und es fehlen ihm andre. Damit wir diese Begriffe um so leichter von einander unterscheiden mögen, wollen wir ferner bemerken, daß die **symbolische Kenntniß**, welche nemlich diejenigen Vorstellungen in sich begreift, die der Mensch, vermittelst der Bilder, Zeichen und Töne von den Gegenständen hat, entweder **unmittelbar** von sinnlichen Objekten abstrahirt ist, und dann bezeichnet das Wort, unter welchen wir uns einen solchen Begriff vorstellen, zunächst und unmittelbar den sinnlichen Gegenstand, von dem wir diesen Begriff abgesondert haben; der aber demohngeachtet eine gewisse Allgemeinheit hat, in sofern er eine mehrere Zahl von Gegenständen eben der Art in sich begreift. Oder aber, die symbolische Kenntniß ist nur **unmittelbar** von sinnlichen Gegenständen abstrahirt, und zwar nicht von den Gegenständen selbst, sondern von ihren unmittelbaren Symbolen, das heißt, von den Worten und Ausdrücken der Sprache, deren Bedeutung man versteht und weiter darüber nachdenkt, ohne sich dabey eigentlich die sinnlichen Gegenstände selbst zu denken. Dies vorausgesetzt, können wir denn wohl behaupten: daß jedweder Mensch, auch im rohsten Naturzustande, **unmittelbare symbolische Kenntniß** von den Dingen hat, welche durch die Worte in seiner Sprache bezeichnet werden, und also eine gewisse Allgemeinheit in seinen Begriffen, insofern diese Worte und Töne mehrere Gegenstände eben der Art einbefassen, und insofern der Mensch, je nach dem Grade seiner Aufklärung, sich bey diesen Tönen, ein bestimmtes

Indi-

Individ, oder die Aehnlichkeit mehrerer Individuen denkt. Ohngefähr auf eben die Weise kann man aber auch den Thieren eine Art von allgemeinen Begriffen zuschreiben, insofern sie nemlich durch ihre Töne sich nicht allein dies oder jenes bestimmte Individ, sondern auch zugleich mehrere Individuen von eben der Art und Beschaffenheit vorstellen können. So könnte vielleicht die Henne, bey den warnenden Tönen die sie äußert, wenn sie den Habicht wahrnimmt, sich nicht allein diesen gegenwärtigen Raubvogel denken, sondern dabey auch eine Art von allgemeiner Vorstellung von andern und mehreren ihrer fliegenden Feinde haben. Die Allgemeinheit dieser Begriffe wird nun größer oder geringer seyn, je nachdem die Töne wodurch sie veranlaßt werden, und mit welchen sie verbunden sind, Vorstellungen erregen, welche die Aehnlichkeiten einer größern oder geringern Zahl von sinnlichen Gegenständen in sich fassen. Aber blos auf sinnliche Gegenstände ist die Vorstellungskraft der Thiere eingeschränkt: ihre Töne können, insofern sie äußerliche Empfindungen ausdrücken, nichts anders als sinnliche Dinge, und diejenigen Eigenschaften dieser Dinge bezeichnen, die sie durch die Sinne zu empfinden fähig sind. Wenn gleich in den Vorstellungen der Thiere eine gewisse Allgemeinheit statt findet, so ist es darum nicht gesagt, daß diese Vorstellungen diejenige Bestimtheit haben, wodurch Art und Gattung deutlich von einander unterschieden wird; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die allgemeinen Begriffe der Thiere ihrem Inhalt nach, eben so unbestimmt, als eingeschränkt in ihrem Umfange sind. Nur den vollkommensten und klügsten Thierarten, z. B. dem Pferde, dem Hunde, dem Elephanten, könnte man vielleicht einen größern Umfang und genauere Be-

stimtheit von Begriffen beymessen; aber selbst die Sprache dieser Thierarten kann darum doch nichts anders, als **unmittelbares sinnliches Symbol** seyn.

§. 26.

Aber, wird man vielleicht einwenden, wenn die Thiere eine Sprache und Töne hätten, womit sie einzelne Vorstellungen verbänden, so müßten sich ihre Fähigkeiten weiter entwickeln, und wir müßten sie zu einem merklichern Grade von Vollkommenheit steigen sehen, als sie, unsrer Erfahrung nach, itzt erreichen. Hier frägt es sich aber: wodurch wird die Sprache und der Verstand ausgebildet? geschieht es nicht vorzüglich durch **den gesellschaftlichen Umgang**, welcher die Bedürfnisse vermehrt, die Vorstellungskraft anstrengt, und solchergestalt durch neue Bedürfnisse und neue Verbindungen die Sprache mit neuen Ausdrücken bereichert. Wir kennen die Thiere nicht genug, und können sie vielleicht in der gegenwärtigen Verbindung der Dinge, nicht hinlänglich genug kennen lernen, um mit einigem Grade von Gewißheit zu erfahren, ob sie die neuen Gegenstände, mit denen sie bekannt werden, die neuen Bedürfnisse, die der Umgang mit dem Menschen ihnen giebt, durch neue bestimmte Töne bezeichnen. Dem sey indessen wie ihm wolle, so wird doch jeder, der die Thiere aufmerksam beobachtet, es durch viele überzeugende Erfahrungen bestätigt finden, daß ihre Intelligenz würklich über den gewöhnlichen Grad von Vollkommenheit ausgebildet werden kann, den wir sonst gemeiniglich bey dieser oder jener Thierart wahrnehmen. Man gebe sich nur von ihrer Jugend an viel mit der Katze, dem Hunde und dem Pferde ab, und man wird sehr viele Veränderungen in ihrem Betragen bemer-

bemerken, die von einer mehr als gewöhnlich ausgebildeten Intelligenz zeugen. Die Thiere gewinnen durch Umgang mit Menschen gar sehr an Entwicklung ihres Verstandes, und zwar so sehr, daß sie Neigungen und Gewohnheiten ablegen können, die ihnen sonst natürlich sind. So hatte ich einmal einen jungen Hasen, der mir gebracht wurde als er noch ganz klein war, und den ich in meinem Hause aufzog; er wurde so zahm, und war so ganz ohne alle Besorgniß, daß er in der Stube neben Udeis und einer großen Katze herumspazierte, ohne sie zu fürchten; wie denn auch diese Thiere dem Hasen nichts zu Leide thaten. Indessen sind doch der Hund und die Katze natürliche Feinde des Hasen, und wenn dieser Hase sich nicht vor ihnen fürchtete, so ist dies wohl ein Beweiß, daß er durch seinen Aufenthalt unter Menschen an intellektueller Vollkommenheit gewonnen habe. Ich hatte vor mehreren Jahren eine Taube, die nicht allein so zahm wurde, daß sie alle Furcht vor Menschen verlor, sondern auch mich und meine Familie von Fremden, die etwan im Hause kamen, zu unterscheiden wuste, und dies dadurch zu erkennen gab, daß sie, wenn ein Fremder sie streicheln, oder ihr mit der Hand nahe kommen wollte, mit ihrem Schnabel nach ihm hackte und ihn biß. Sie kam zu mir wenn ich sie rief. Des Nachts sas sie in einem Gange, der zu meinem Zimmer führte, und wenn ich nun etwa des Abends im Dunkeln zu Hause kam, und sie durch meine Stimme, oder dadurch, daß ich die Thür aufmachte, geweckt wurde, so fieng sie gemeiniglich an zu girren, gerade als ob sie mir einen guten Abend bieten wollte, und flog zu mir hin. Hier erkennt man denn aber auch ohne Zweifel Spuren einer mehr als gewöhnlichen Entwicklung der Intelligenz des Thieres.

§. 27.

Man hat die Thiere noch nicht genug beobachtet, um bestimmt darüber urtheilen zu können, was diejenigen Gattungen von Thieren, die unter sich in gesellschaftlicher Verbindung leben, dadurch von Zeit zu Zeit an Entwicklung ihrer Fähigkeiten gewinnen mögen. Die Oekonomie des Bibers ist bewundernswürdig, so lange er nur mit seiner Gattung in Gesellschaft ist und arbeitet. Aber merkwürdig ist es auch, daß man eben diesen künstlichen Biber, in Deutschland und andern südlichern Ländern, wo man ihn einzeln und einsam antrift, fast nicht wieder erkennen kann; auch findet man ihn in nördlichern Gegenden nicht, wenn er genöthigt war einsam zu leben, entweder, weil die Jäger seine Wohnung und Dämme gänzlich zerstört hatten, oder weil er, andrer Ursachen wegen, sich von dem Umgange mit seines Gleichen absondern mußte. Dieser einsame Biber baut nun keine künstliche Hütten mehr, sondern er wohnt in langen Höhlen, die er sich unter der Erde, und oft weit vom Wasser entfernt, ausgräbt. Hier finden wir denn verschiedne entgegengesetzte Erfahrungen von einem und ebendemselben Thiere; wer aber wagt es wohl zu entscheiden, welche Vollkommenheit der Biber anfangs seinem Gebäude gab, und wie er seine Bauart von Zeit zu Zeit verändert und verbessert haben mag; denn wenn man sagt, es sey immer so gewesen, und es sey Instinkt bey dem Thiere, daß es so und nicht anders bauet und handelt, so heißt dies mit andern Worten sagen, man wisse nicht, was man davon denken oder sagen solle. Man bildet sich selbst und andern ein, daß man etwas zur Erklärung der Natur der Thiere gesagt habe, wenn man von Instinkt,

Trieb

Trieb u. s. w. redet, und gerade dann hat man gemeiniglich gar nichts gesagt.

§. 28.

Die Entwicklung der Seelenfähigkeiten bey den Thieren ist allerdings in vielen Stücken sehr eingeschränkt, und das vollkommenste Thier steht in dieser Hinsicht weit unter den Menschen; aber wenn das Thier nicht so hoch steigen kann als der Mensch, so folgt daraus noch nicht, daß eine Gattung von Thieren nicht weiter fortschreiten könne als die andre, ein Individ nicht weiter, als ein andres von eben der Gattung. Jedermann weis, wie sehr in Rücksicht der Entwicklung der Seelenkräfte, der Mensch vom Menschen verschieden ist; wenn einige mit der größten Leichtigkeit Alles lernen, wenn ihr ganzes Wesen sich durch Thätigkeit und Lebhaftigkeit auszeichnet, so giebt es dahingegen andre, die schläfrig und träge sind, wenig oder nichts begreifen können, und vom Menschen nicht viel mehr als die äußre Gestalt zu haben scheinen. Und doch sind die Seelen dieser Menschen insgesammt von einerley Natur; der Grund von der Verschiedenheit, die wir in der Entwicklung und Würksamkeit dieser einander völlig ähnlichen Seelenkräfte wahrnehmen, läßt sich daher in nichts andern suchen, als in der verschiednen Weise, wie diese Körper, insonderheit das Gehirn, und also die Werkzeuge der Seele, organisirt sind. Und was heißt es denn nun, daß das Thier an Intelligenz den Menschen nicht erreichen kann, wenn ein Mensch in Entwicklung und Anwendung der Seelenkräfte, so tief unter dem andern steht? Sowohl das eine als das andre läßt sich sehr gut aus der Verschiedenheit der Organisation erklären; und wie nun ein Mensch eine glücklichere Organisation haben

kann als ein andrer, so ist es auch keinesweges ungereimt, anzunehmen, daß ein Thier vielleicht glücklicher organisirt seyn kann, als ein andres von eben der Gattung; und also ein Individ einen merklichern Grad von Intelligenz besitzen und äußern könne als das andre. Die Erfahrung scheint dieser Vermuthung zu entsprechen. Es ist z. B. unwidersprechlich gewiß, daß die Pudelhunde im Allgemeinen weit klüger und gelehriger sind, als jede andre Gattung von Hunden; selbst unter erstern aber findet man einen merklichen Unterschied in der Intelligenz der Individen; und ein jeder, der das Betragen der Thiere beobachtet hat, wird sich leicht mehrerer Beyspiele erinnern, welche die obige Vermuthung näher erläutern und bestätigen.

Anmerkung. 1) Unter verschiednen andern Beweisen, die es bestätigen, daß die Thiere ihre Erfahrungen und Gefühle einander mittheilen können, will ich hier eine sehr merkwürdige Erzählung aufzeichnen, welche Kalm nach dem berühmten Franklin anführt. In den Häusern der Stadt Philadelphia findet man eine Menge von kleinen schwarzen oder dunkelrothen Ameisen, welche, wie die Ameisen in andern Ländern, auf Süßigkeiten sehr begierig sind. Franklin war, wie Kalm sagt, sehr geneigt zu glauben, daß diese Thiere einander ihre Gedanken oder ihr Verlangen, auf eine oder andre Art entdecken könnten; und er berief sich deswegen auf einige Erfahrungen. Wenn eine Ameise etwas Zucker in einem Schranke findet, so läuft sie sogleich unter die Erde, oder nach ihrer Höhle hin. Kaum hat sie sich daselbst ein wenig verweilt, so kriecht eine ganze Schaar daraus hervor, welche vereinigt, gerade nach dem Schranke hinzieht,

wo

wo der Zucker anzutreffen ist, und sogleich anfängt denselben stückweise wegzuschleppen. Wenn eine von diesen Ameisen auf ihrem Wege eine todte Fliege findet, die sie nicht allein fortbringen kann, so eilt sie gleich nach ihrer Wohnung zurück. Und nach einigen Augenblicken sieht man mehrere zugleich hervorkriechen, die ihren Lauf nach der todten Fliege nehmen, und sie gemeinschaftlich wegführen. Nur einige Zeit vorher, ehe Kalm mit ihm sprach, hatte Franklin ein kleines irdenes Gefäß mit Syrup in einem Schranke stehen gehabt. Eine Menge von Ameisen war hineingeschlichen, und verzehrte diesen Syrup ganz gemächlich. Da er es aber wahrnahm, schüttelte er sie heraus, und band den Topf mit einem dünnen Faden an einen Nagel, den er in die Decke des Zimmers schlug, so, daß das Gefäß an dem Stricke herunter hieng. Nun hatte es sich von ohngefähr zugetragen, daß eine einzige Ameise darin zurückgeblieben war. Diese aß sich satt; da sie aber weg wollte, befand sie sich in keiner geringen Verlegenheit. Sie lief lange unter dem Boden des Gefäßes, und fast überall herum: allein vergeblich. Endlich fand sie doch, nach vielen Versuchen, den rechten Weg, an dem Stricke hinauf bis an die Decke. Nachdem sie diese erreicht hatte, lief sie längst derselben hin, und so weiter die Wand herunter auf den Boden. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so brach ein großer Schwarm hervor, zog nach der Decke hinauf, und gerade auf die Schnur zu. An selbiger krochen sie weiter in das Geschirr, und fiengen wieder an zu essen. Dies setzten sie so lange fort, als noch etwas vom Syrup da war. Indessen lief der eine Haufe am Stricke hinauf, und der andre hinunter,

und dies währte den ganzen Tag. Kalms Reise, 2. Th. Seite 443 = 44.

2) Als ein sehr auffallender Beweiß, daß die Thiere, und selbst diejenigen unter ihnen, von denen man es am wenigsten vermuthen sollte, vermögend sind, artikulirte Töne hervorzubringen, verdient eine Begebenheit bemerkt zu werden, welche der Philosoph Leibnitz in den Schriften der Pariſischen Akademie der Wissenschaften, für das Jahr 1751 anführt. Leibnitz erzählt nemlich, daß er in der Gegend von Zeiz einen Hund angetroffen habe, den ein Bauernknabe abgerichtet hatte, und der einige und dreißig Worte sehr deutlich nachsprechen konnte, wenn man sie ihm vorsagte. Aber der Hund that dies nicht gutwillig, und man sah ihm sehr deutlich Zwang und Unluſt bey dieſem Auftritte an. Neuer Schauplatz der Natur, 4. B. S. 148.

3) Daß die menschliche Sprache gerade durch Umgang mit Menschen erlernt, ausgebildet und erhalten wird; daß die geſelſchaftliche Verbindung insonderheit, worin der Mensch mehr als alle andre Thiere lebt, die Mutter der menschlichen Sprache, und seiner durch selbige beförderten größern Entwicklung ist, davon giebt uns der Schottländer Alexander Selkirk einen sehr auffallenden Beweiß. Dieſer Mensch war Steuermann auf einem engliſchen Schiffe, und wurde von Kapitaine Pradling, einiger Zwiſtigkeiten wegen, die er mit ihm hatte, auf der Insel Juan Fernandez, ans Land geſetzt, wo er, ohne allen Umgang mit Menschen, vier Jahre und eif Monate zugebracht hatte, als Kapitain Rogers den 1ten Februar 1709 daſelbſt landete. Wie Selkirk

auf

auf dieser unbewohnten Insel ausgesetzt wurde, gab man ihm seine Kleider, seine Hängematte, seine Flinte, einige Pfund Pulver, Kugeln, Toback, ein Beil, einen Kessel, eine Bibel, einige Andachtsbücher, so wie auch seine Instrumente und Seemannsbücher mit. In den ersten acht Monaten kostete es ihm große Mühe, seine Schwermuth zu überwinden. Er baute sich zwo Hütten von Baumzweigen, in einiger Entfernung von einander. In der einen schlief er, sang geistliche Lieder und betete, und nie war er vorher so andächtig gewesen. Als sein Pulver verbraucht war, fieng er die Ziegen dadurch, daß er ihnen nachlief und sie einholte. Durch die beständige Uebung hatte er sich eine solche Fertigkeit erworben, daß er mit unglaublicher Geschwindigkeit durch Wälder und über Klippen laufen konnte. Dies erfuhren die Engländer, wenn sie mit ihm auf die Jagd giengen. Sie hatten im Schiffe einen Bullenbeisser und einige gute Spürhunde, aber Selkirk lies sie alle insgesammt hinter sich; weder Menschen noch Hunde konnten ihm folgen.

Nachdem er über seine Schwermuth Herr geworden war, vertrieb er sich oft die Zeit damit, seinen Namen und die Zeit, da er auf die Insel kam, in den Bäumen einzuschneiden. Auch richtete er wilde Katzen und junge Ziegen ab, welche mit ihm tanzen musten. Anfangs machten die Katzen und die Ratzen ihm viel Verdruß; aber er machte die erstern zahm, indem er ihnen Ziegenfleisch gab; dadurch gewöhnte er sie an sich, und sie lagerten sich haufenweise um seine Hütte. Die Sprache hatte er in dem Grade verloren, daß er die Worte nur zur Hälfte aussprach, und man Mühe hatte, ihn zu verstehen.

Selkirk hatte also in seiner Einsamkeit grösstentheils seine Muttersprache zu reden vergessen, und doch kann es wohl nicht fehlen, daß er während seines Aufenthals auf der Insel, nicht oft mit lauter Stimme geredet haben sollte — er betete, er sang geistliche Lieder, sagt die Erzählung von ihm, in beyden Fällen aber bediente er sich wahrscheinlicherweise seiner Bücher, und wenn man auch behaupten wollte, daß er schweigend betete, so konnte er doch nicht singen, ohne Töne von sich zu geben. Er richtete Katzen und Ziegen ab, mit welchen er tanzte; aber auch bey dieser Gelegenheit bediente Selkirk sich höchstwahrscheinlich seiner Gabe zu reden, da der Mensch sich so gerne andern mittheilen will, und diese Thiere, die ihn so liebgewonnen, die einzigen Wesen waren, welche er in seiner Lage, auf gewisse Weise, an seinen Empfindungen konnte Theil nehmen lassen. Selkirk hatte also in seiner Einsamkeit Veranlassung von mehr als einer Art, zu reden.

Aber gesetzt nun, dieser Mensch hätte entweder gar keine Bücher gehabt, oder sich ihrer nicht bedient, oder die Abrichtung jener Thiere und der Umgang mit ihnen, hätten ihm keine aufmunternde Veranlassung gegeben, Worte und Töne hervorzubringen; oder er wäre einige Jahre länger in dieser Wüste geblieben, sollte er denn nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, völlig unfähig geworden seyn, irgend eine menschliche Sprache zu reden; hätte er nicht von neuen seine Muttersprache lernen müssen, und würde er nicht vielleicht, seines Alters wegen, größere Schwierigkeit gefunden haben, sie zum zweyten Male zu lernen, als in seiner Kindheit, da die Organe biegsamer waren. Hieraus aber folgt nun die sehr natürliche

türliche Wahrheit: daß, so wie die Sprache des Menschen ein Hauptmittel ist, seine Entwicklung und Vervollkommnung zu befördern, so ist auch der gesellschaftliche Umgang mit Menschen, ein unentbehrliches Hülfsmittel, um die menschliche Sprache auszubilden. Allgemeine Geschichte der Reisen zu Wasser und zu Lande. XII. Band. Leipzig, 1734. 4. S. 68-71.

Auch Pauw hat die obige Begebenheit in seinen philosophischen Untersuchungen über die Amerikaner. 8. Berlin, 1769. 1. B. S. 239. angeführt, und einige Betrachtungen darüber angestellt. Indessen hat dieser Verfasser die historische Genauigkeit in seiner Erzählung nicht gehörig beobachtet. Er sagt unter andern: Selkirk habe alle moralische Begriffe verloren gehabt; davon aber steht im Texte nicht ein Wort. Im Gegentheil zeigte Selkirk sich überaus menschlich, gesellig, und wohlwollend gegen die Schiffsmannschaft; seine Seele und sein moralisches Gefühl hatten also bey weiten nicht so sehr gelitten, als seine Sprache.

Vielleicht wäre es nicht zu viel gewagt, wenn man annähme, daß die Stimme der Thiere, wenigstens einiger Thierarten, sich durch gesellschaftlichen Umgang, insonderheit durch den Umgang mit Menschen, auf verschiedne Weise modificirt, und eine vermehrte Verschiedenheit von Tönen annimmt. Der Schackal, eine Art von Fuchs, der in Kleinasien zu Hause gehört, und in seinem Betragen große Aehnlichkeit mit dem Hunde hat, scheint, sowohl wie der Hund, diese Vermuthung zu bestätigen. Der Schackal läßt sich leicht zähmen, wenn man ihn jung fängt, und wird sehr einschmeichelnd, wenn man ihn gehörig füttert. Er ist gerne in Gesellschaft des Menschen, und wedelt

mit

mit dem Schwanze, um sein Vergnügen zu bezeigen; er wälzt sich mit einem frohen Knurren auf dem Rücken herum wie der Hund; er kennt seinen Herrn sehr gut; horcht, wenn man seinen Namen ruft, springt auf den Tisch wenn man ihn lockt; rollt sich wie eine Kugel zusammen, wenn er schläft; schlürft sein Getränk in sich; und lebt in gutem Verständniß mit dem Hunde. Seine Kühnheit ist so groß, daß er nicht allein, wie der Wolf und der Fuchs, bewohnte Orte besucht, sondern daß er sich, sowohl bey Tage als bey Nacht, den Reisenden nähert, wenn sie unter ihren Zelten schlafen, und ihnen lange nachfolgt.

Das Geschrey des Schackals gleicht nicht dem Bellen des Hundes, aber man kann sicher annehmen, daß das Bellen des Hundes nur eine Folge von seiner Häuslichkeit ist, da er aus Neigung zu seinem Herrn, um ihn zu warnen u. s. w. bellt. Daher bellt der Schackal nicht, weil er keine Veranlassung zu dieser Modification der Stimme hat; daher bellen die kleinen Hunde, welche beständig um den Menschen sind, weit mehr als die großen, welche sich nicht so oft in seiner Gesellschaft befinden, und daher auch seltner bellen. Endlich versichern die Reisenden, daß die Hunde im heißen Erdgürtel, und in den nördlichsten Himmelsgegenden still sind und gar nicht bellen, da diese Hunde nur wenig Umgang mit dem Menschen haben; dahingegen heulen sie, wenn Hunger oder Liebe sie in Bewegung setzt. Ueberdem bellen die Viehunde am wenigsten, und diese haben die meiste Aehnlichkeit mit dem Schackal. Wie groß der Einfluß sey, den der häusliche Umgang auf die Stimme des Thieres hat, davon kann der zahme Schackal, den

Pallas

Pallas in London sah, zum Beweise dienen; denn der Laut, den dies Thier von sich gab, hatte, nach seinem Zeugnisse, sehr viel Aehnlichkeit mit dem Bellen eines Hundes. Müllers Magazin für Natur- und Thiergeschichte, 1. B. 1. St. S. 29-34.

§. 29.

Wir haben bisher von der Intelligenz der Thiere gehandelt, insofern ihre Seele das Vermögen hat Vorstellungen zu erzeugen, deren ursprüngliche Veranlassung die Einwürkung von äußern Dingen auf ihre Sinnwerkzeuge war. Wir haben diese Vorstellungen blos insofern betrachtet, als sie für einmal da sind; und hier geht es denn mit dem Thiere, wie mit dem Menschen; die eine Vorstellung folgt auf die andre, die eine verdrängt die andre; die vorhergehenden Vorstellungen verschwinden, um den folgenden Platz zu machen; aber sie verschwinden nicht auf immer, und zwar eben so wenig aus der Seele des Thieres, als des Menschen. Im Gegentheil lehrt Erfahrung uns in diesem Stücke, von dem Thiere ebendasselbe, was sie uns vom Menschen lehrt.

Das Thiere besitzt das Vermögen, sich die Vorstellungen zurückzurufen, die es einmal hatte, das Vermögen, sich von neuen die Dinge und Gegenstände vorzustellen, die es einmal vernommen hat, wenn sie gleich nicht gegenwärtig sind, und unmittelbar auf dasselbe würken; das heißt, die Thiere haben Einbildungskraft.

Es ist bekannt, daß man zuweilen Rebhüner, die man gefangen hat, in Gegenden hinführt, wo diese Vogelart nicht zu finden ist, sie eine Zeitlang im Hause füttert

tert, und ihnen darauf, wenn die Jahrszeit es erlaubt, ihre Freyheit giebt. Sie bleiben nunmehr in dieser neuen Gegend und vermehren sich daselbst. Aber man weis auch aus Erfahrung, daß die alten Rebhüner, die einmal gefangen worden, sich nur mit der größten Schwierigkeit von neuen fangen lassen. Sie lassen sich zwar nach dem aufgestellten Garne hintreiben, lagern sich auch wohl mit ihren Jungen um das Garn herum; aber die Jungen gehen nicht darin hinein, wenn nicht die Alten vorangehn; und wenn man nun glaubt sie hineintreiben zu können, so fliegen die Alten gemeiniglich davon, und die Jungen folgen ihnen nach. Der Anblick des Garns, das man aufgestellt hat, um sie zu fangen, erregt hier unläugbar die Vorstellung von jenem Garne, in welchem sie ehemals gefangen wurden; und so kehrt die vormals gehabte, aber verschwundne Vorstellung in ihre Seele zurück. Der Fuchs, der sich einmal aus dem Eisen gerettet hat, worin er gefangen war, hütet sich aufs sorgfältigste, daß er nicht zum zweytenmal darin gefangen werde; die Vorstellung der vergangnen Gefahr aber ist es, die ihn die gegenwärtige vermeiden lehrt. Eben dies ist der Fall mit dem Affen. Der Hund und das Pferd, wenn man sie mit Stock oder Peitsche gezüchtigt hat, fürchten sich nachher vor dem Anblick und dem Schall dieser Werkzeuge, und richten ihr Betragen nach dem Willen des Menschen ein; wie liesse sich dies aber erklären, wenn nicht die vorhin gehabten Vorstellungen von Stock und Peitsche, und die ehemaligen Eindrücke, welche selbige auf ihren Körper machten, in ihre Seele zurückkehrten und ihr Betragen bestimmten. Als das Rebhuhn zum erstenmale das Garn sah, fürchtete es sich nicht und ward gefangen. Der Hund und das Pferd,

wenn

wenn sie nie Schläge gekriegt haben, werden bey dem Anblick von Stock oder Peitsche nicht erschrecken; nun aber erregt der Anblick dieser Dinge in der Seele des Thieres die Vorstellung von ehemals gehabten Empfindungen. Jene Vorstellungen, welche, einen längern oder kürzern Zeitraum hindurch, verschwunden und gleichsam abwesend waren, kehren itzt wieder zurück. Diese Wahrheit wird überdem noch durch die Bemerkungen bestätigt, die wir im Vorhergehenden, insonderheit über diejenige Fähigkeit bey den Thieren angeführt haben, vermöge deren sie einen Sinn durch den andern berichtigen, und durch Erfahrung klüger werden. Und was soll man von den Träumen unsrer Hausthiere sagen? Wer, wenn er mit der geringsten Aufmerksamkeit den Hund betrachtet hat, sollte nicht bemerkt haben, wie er im Schlafe bellen und allerley Bewegungen vornehmen kann, die man sonst bey dem wachenden Hunde zu sehen gewohnt ist. Wie aber, allgemein zu reden, unsre Träume Wiederholungen vorhergehender Vorstellungen sind, so kann man wohl auch als ausgemacht annehmen, daß die Träume der Thiere Wiederholungen von den Vorstellungen sind, die sie wachend hatten. *)

§. 30.

*) Daß unsre Träume auch oft in der zufälligen Einwürkung der äußern Gegenstände auf unsern Körper ihren Grund haben, davon bin ich durch verschiedne persönliche Erfahrungen überzeugt worden. Mir träumte einmal, meine Hand wäre abgehauen; ich fühlte Schmerzen dabey, und diese nahmen so sehr zu, daß ich darüber aufwachte. In den ersten Augenblicken konnte ich mich noch nicht recht fassen; aber ich fand bald die wahre Ursache, sowohl des Traums als der Schmerzen, da meine

Hand,

§. 30.

Das Thier hat Vorstellungen, und vermag die Vorstellungen, die es vorher gehabt hat, zu erneuern und zurückzurufen; aber seine Seele beschäftigt sich nicht einzig und allein mit individuellen Vorstellungen, und den besondern Eigenschaften individueller Gegenstände. Das Thier besitzt auch die Fähigkeit, diese verschiednen Dinge und Vorstellungen mit einander zu vergleichen, das Uebereinstimmende oder Nichtübereinstimmende derjenigen Dinge, die es sich vorstellt, zu bemerken; und mit Hülfe solcher Vergleichungen sich neue Vorstellungen zu bilden, wonach es sein Betragen einrichtet. Dies heißt mit andern Worten: **Die Thiere haben die Fähigkeit zu urtheilen und zu schließen.** Und die Uebereinstimmung welche wir, auch in diesem Stücke, zwischen der Handlungsweise des Thiers und des Menschen wahrnehmen, bestätigt abermahls diese Wahrheit.

Wenn wir ein Kind, das noch nicht reden kann, oder einen Wilden, von dessen Sprache wir nichts verstehen, gegen diese oder jene Speise oder Getränk, die man ihnen darbietet, Abscheu bezeigen sehen, und wenn sie bloß bey dem Anblick derselben diesen Abscheu äußern, glauben wir denn nicht, daß sie diese Speise und dies Getränk mit dem vergleichen, was sie gewöhnlich genießen, oder mit etwas, das sie vorher gekostet haben, und das eben so aussah. Wir glauben, sie verabscheuen das, was man ihnen itzt darbietet, darum, weil sie schließen, es müsse, vermöge der Aehnlichkeit mit dem, was sie vorher

Hand, gerade in dem Gelenke, über die Bettstelle hin aus hieng.

vorher genoßen haben, ihnen eben so unangehme Empfindungen verursachen, als dasjenige thut, dem es ähnlich sieht; oder auch darum, weil es ihrer gewöhnlichen Nahrung nicht gleicht, und sie aus dieser Ungleichheit auf eine verschiedne und ekelhafte Würkung schließen. Daß aber das Kind und der Wilde in diesem Falle vergleiche, urtheile und schließe, glauben wir darum, weil sie sich eben so betragen, als wir selbst unter ähnlichen Umständen uns betragen würden, und wir uns bewust sind, daß wir selbst in solchen Fällen, unsre Handlungen nach vorhergegangnen Vergleichungen, Urtheilen und Schlüßen bestimmen. Wir sind uns bewust, daß unsre Handlungen sich nur aus der Würksamkeit dieser unsrer Fähigkeiten erklären lassen; wir fühlen, daß keine andre Erklärung derselben denkbar und richtig ist, und wir schließen daher aus sehr vernünftigen Gründen, daß auch die Handlungen des Kindes und des Wilden, auf eben die Weise erklärt werden müssen, da sie von eben der Natur und Beschaffenheit sind, als unsre eignen. Könnte das Kind reden, und könnten wir die Sprache des Wilden verstehn, so würden sie uns selbst das Räthsel auflösen, und uns auf diese Weise nur noch mehr davon überzeugen, daß wir in unsern Vermuthungen Recht hatten. Aber niemand von uns wird darauf fallen, diesen Beweiß zu fodern, da sowohl persönliche Erfahrungen, als Erfahrungen an unzähligen andern Menschen, deren Sprache wir verstehn, uns völlig berechtigen, von einerley Würkung auf einerley Ursache zu schließen.

Wir verstehen von der Sprache der Thiere wenig oder nichts; nur auf ihre Handlungen allein gründet sich der größte Theil der Kenntniße, die wir von ihren Seelenkräf-

lenkräften haben. Läßt sich nun aber eine Menge von diesen Handlungen auf keine vernünftige oder wahrscheinliche Weise erklären, wenn man nicht annimmt, daß die Thiere urtheilen und schließen, so gebietet Vernunft und Erfahrung uns, ihnen das Vermögen zu urtheilen und zu schließen, beyzulegen. Die letztere stellt uns Handlungen in Menge dar, welche ohne obiges Vermögen völlig unerklärbar seyn würden. Wir wollen nur einige von den auffallendsten anführen.

Anmerkung. 1) In den Ländern, wo man für die Vermehrung des Vogelwildprets Sorge trägt, giebt man sich alle mögliche Mühe, die Elstern auszurotten, weil sie die Eyer andrer Vögel zerstören, und also ihre Fortpflanzung hindern. Man merkt sich daher genau die Nester dieser Raubvögel, und sucht, zu der Zeit, wenn sie ihre Eyer ausbrüten, die Mutter sammt den Jungen zu vertilgen. Einige von diesen Elstern sind so unruhig, daß sie das Nest verlassen, ehe man demselben nahe kommt. Man baut daher an dem Fuße des Baums, in welchem das Nest sich befindet, eine Art von Hütte, worin ein einzelner Mensch sich verbergen kann; aber man wartet vergebens darauf, daß die Elster wiederkommen soll, wenn sie einmal erfahren hat, daß aus dieser Hütte, wo sie einen Menschen hineingehen sah, ein Schuß geschehen kann. Zwar hält die mütterliche Zärtlichkeit das Auge des Vogels an das Nest gefesselt, aber die Furcht scheucht ihn davon zurück, bis er mit Einbruch der Nacht sich vor dem Jäger sicher glaubt. Um diesen unruhigen Vogel zu hintergehn, ist man darauf gefallen, zween Menschen nach der Hütte hinzuschicken, wovon einer sich darin verbarg und der

andre

andre vorbey gieng. Aber die Elster bemerkte diesen Kunstgrif und blieb nach wie vor, weg. Wenn aber endlich fünf bis sechs Menschen sich auf einmal dahin begeben, so wird sie irre, und da es ihr scheint, als ob sie alle vorbey giengen, so begiebt sie sich ruhig wieder in ihr Nest. Diese Erfahrung gilt von den Elstern allgemein. Mannigfaltigkeiten, eine gemeinnützige Wochenschrift. Erster Jahrgang. Berlin, 1770. 8. Seite 149=50.

Wie soll man aber dies Betragen des Vogels erklären, wenn man nicht bey ihm Erinnerung vorheriger Gefahr voraussetzt, verglichen mit dem gegenwärtigen und einem oder mehreren vorhergegangnen Fällen, und dem daraus gezognen Schluß, daß der Tod die Folge davon seyn würde, wenn er auf dem Neste bliebe, so lange der Mensch sich unten am Baume aufhält. Auf diese Art muß man nothwendig die verschiednen Vorstellungen, wodurch das Betragen der Elster bestimmt wird, auflösen und auseinandersetzen; ob schon daraus noch nicht folgt, daß sie sich dies alles mit der Deutlichkeit und auf eben die Weise denkt, wie wir uns diese Fälle denken und uns darüber erklären.

Von dem Ueberlegten in den Handlungen der Thiere, will ich nach Sparrmann einige merkwürdige Erfahrungen anführen.

2) Man findet in Afrika einen Vogel, der der Bienenkukuk (Cuculus indicator) genannt wird, weil er den Reisenden die Wohnungen und Vorrathsörter der Bienen anzeigt. Dieser Vogel ist etwas größer, als ein gewöhnlicher Sperling. Eigentlich, sagt Sparrmann, ist es wohl nur der Eigennutz, der ihn antreibt,

den Bienenschwarm zu verrathen. Denn Honig und die Eyer der Bienen sind seine liebste Speise, und er weis, daß, wenn die Nester der Bienen geplündert werden, immer etwas verschüttet wird, das in sein Loos fällt, oder daß man zur Belohnung seiner Dienste, etwas für ihn zurück läßt. Dem sey indessen wie ihm wolle, so setzt doch die Art, wie er seine Verrätherey ausführt, sehr viel Ueberlegung voraus, und ist in der That bewundernswerth. Der Morgen und der Abend scheinen insbesondre seine Eßzeiten zu seyn; wenigstens zeigt er dann den größten Eifer, um die Aufmerksamkeit der Hottentotten und Stinkthiere durch sein schnarrendes Cheer-Cheer-Cheer, zu erregen. Nun nähert man sich dem Vogel, der, unter immerwährendem Rufen, seinen Flug in derjenigen Richtung fortsetzt, in welcher der nächste Bienenschwarm anzutreffen ist. Indem man ihm folgt, muß man sich wohl hüten, daß man ihn nicht durch Lärmen, oder durch ein gar zu zahlreiches Gefolge erschreckt, sondern man antwortet ihm lieber mit einem leisen Flöten, zum Zeichen, daß man auf seiner Spur ist. Ich habe bemerkt, daß der Vogel, solange das Bienen-Nest noch weit weg war, lange Flüge that, und dann wieder inne hielt, um auf den Jäger zu warten, und ihn durch sein Rufen von neuem aufzufodern; so wie er aber dem Neste näher kam, flog er in kürzern Absätzen, und wiederholte sein Geschrey heftiger und öfter. Wenn er endlich das Nest erreicht hat, es mag nun in der Spalte eines Berges, oder in einem holen Baume, oder in einem unterirrdischen Gange seyn, so schwebt er einige Augenblicke über selbiges, setzt sich hierauf in einen Busch oder Baum, der in der Nähe ist, so, daß man ihn nicht sehen kann, hält sich ganz stille,

und

und sieht zu, was vorgeht und was für Beute wohl für ihn zu machen seyn mögte; und man kann sich immer sicher darauf verlassen, daß ein Bienen-Nest in der Nähe ist, wenn er gänzlich schweigt An einem Orte, wo wir uns einige Tage aufhielten, wurden meine Hottentotten von einem Bienenkukuk, welcher sehr schüchtern war, verschiedene Mal nach eben derselben Gegend hingelockt, ehe sie den Vogel gewahr wurden, und unter seiner Anführung das Nest aufsuchten. Wenn mann nun nach der Anweisung dieses Vogels, ein Nest gefunden und ausgeplündert hat, so pflegt man ihm einige von den schlechtern Waben, worin die jungen Bienen sitzen, zu überlassen; und vielleicht hat er gerade diese Waben am liebsten, wie denn auch die Hottentotten sie keinesweges für die schlechtesten halten. Man sagte dem Verfasser, wenn man eigentlich darauf ausgienge, Honig zu sammeln, so müsse man beym ersten Fange nicht zu freygebig gegen den Vogel seyn, sondern ihm nicht mehr überlassen, als eben hinlänglich wäre, um seinen Appetit zu reizen, wodurch er genöthigt würde, noch einen Bienenschwarm aufzusuchen, wenn anders einer in der Nähe zu finden wäre. In der Gegend der **Kapstadt**, sagt der Verfasser, war dieser Vogel gänzlich unbekannt, und er fand ihn erst tiefer im Lande; wo er es, wie er S. 482 bemerkt, diesem Vogel oft zu verdanken hatte, daß es ihm in wüsten und unbewohnten Gegenden, nicht an Honig fehlte. **Sparrmanns Reise**, S. 487. Von diesem Bienenkukuk, dessen Existenz und Geschicklichkeit **Sparrmann**, als er zuerst davon reden hörte, für eine Fabel hielt, findet man eine ähnliche Nachricht in des **Pater Lobas Reise nach Abyssinien**, herausgegeben von **le Grand**, 1728; ob schon er, wie **Sparrmann**

bemerkt, schwerlich diese Honigjagd selbst gesehen hat. Die Bestätigung hievon findet man auch in Vaillants Reise, 1. Th. S. 295-96.

Man hat keine gegründete Ursache, die Glaubwürdigkeit der obigen Erzählung zu bezweifeln; aber nun frage man sich denn selbst, ob man, wenn man sich in eben dem Fall befände, als der Bienenkukuk, schlauer zu Werke gehen könnte, um seine Absicht zu erreichen. Seine Absicht ist, Honig zu bekommen; die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß, wenn Menschen oder Stinkthiere den Vorrath der Bienen plündern, immer auch für ihn etwas übrig bleibt; er ruft daher den Menschen, zeigt ihm den Weg, führt ihn zum Raube hin: und sowohl der Mensch als der Honigkukuk, erhalten auf diese Weise die Befriedigung ihrer Wünsche. Hat er nicht Honig genug bekommen, so macht er einen neuen Versuch. Entweder müssen wir aber, um dies zu erklären, annehmen, daß Erinnerung ans Vergangne, Vergleichung des gegenwärtigen Falls mit dem vorigen, und Schluß auf einen ähnlichen Erfolg in der Seele des Thieres statt finde, oder aber, wir müssen den Entschluß gefaßt haben, daß wir vorsetzlich die Wahrheit von uns stoßen, daß wir bey diesen Handlungen gar nichts denken wollen. Indessen sind diese Handlungen dadurch noch um so merkwürdiger, weil wir das Thier in seinem natürlichen Zustande erblicken, ohne daß Umgang mit Menschen und Zwang von Menschen den geringsten Einfluß auf sein Betragen hätte äußern können.

3) In Afrika giebt es eine Art von Stinkthier, welches Sparrmann Viverra Ratel nennt, und das mit dem Wiesel oder Dachs einige Aehnlichkeit hat. Dies

Thier

Thier ist ein natürlicher Feind der Bienen, und soll ihnen insonderheit bey dem Auf- und Untergange der Sonne nachgehen. Man erzählt, daß dies Thier besonders beym Untergange der Sonne geschäftig ist; es sitzt alsdann, und hält eins von seinen Vorderbeinen vor den Augen, so, daß die Sonnenstralen diejenige Richtung bekommen, welche zur Absicht des Thieres erforderlich ist. Wenn es nun zu beyden Seiten gegen die Sonne sieht, und einen Bienenschwarm wahrnimmt, so weis es, daß sie itzt gerade nach Hause fliegen, und nimmt daher denselben Weg, um sie aufzusuchen. Sparrmanns Reise, S. 482. Hier mögte man wiederum fragen: Woher weis dies Thier, daß die Bienen beym Untergange der Sonne zu Hause fliegen, wenn es nicht durch Erfahrung davon unterrichtet ist, und sich dieser Erfahrung zu erinnern weis? Was bewegt es dazu, sie auf ihrem Fluge zu verfolgen, wenn es nicht aus vorhergegangnen Erfahrungen, verglichen mit gegenwärtigen Fällen, auf einen ähnlichen Erfolg schließt?

4) Mehrere Reisende, worunter auch Sparrmann, reden von einer Art wilder Hunde, welche man in Afrika findet, und die von Sparrmann unter die schädlichsten Raubthiere gerechnet werden. Sie begnügen sich nicht daran ihren Hunger zu stillen, sondern tödten alles, was sie habhaft werden können. Es sind stets mehrere dieser Hunde zusammen, und sie streifen Tag und Nacht nach Raub umher. Man behauptet, daß sie sich sogar erdreisten, die größeren, sowohl wilden als zahmen Thiere anzugreifen; und daß einige von ihnen es einmal wagten, einen reitenden Jäger zu verfolgen, der erst sie gejagt, aber einen Fehlschuß gethan hatte. Man hat bemerkt, daß

sie ihre Jagd mit großer Einigkeit und List anstellen, und sich wechselsweise die größte Mühe geben, das Wild einzuholen oder ihm entgegen zu kommen, bis sie es endlich alle fangen.

5) Der Tigerwolf, die gefleckte Hyäne, ist ein in diesen Gegenden gewöhnlicheres und eben so schädliches Thier; es verräth sich immer selbst durch seine unangenehme Stimme; doch hat es zugleich die besondre Eigenschaft, daß es die Stimme andrer Thiere nachahmen kann, wodurch es ihm zuweilen gelingt, Kälber, Füllen, Lämmer und andre dergleichen Thiere, zu sich zu locken. Landleute in diesen Gegenden haben versichert, die List des Tigerwolfs gehe so weit, daß er bloß zum Schein sich bald wehrt, bald flieht, um nur alle Hunde zu verleiten, den Hof zu verlassen und ihn einige Büchsenschüße weit von demselben zu verfolgen, da indessen die andern Tigerwölfe aus ihrem Hinterhalt hervorkommen, und ohne Hinder, sowohl für sich selbst, als für den Flüchtenden plündern. Sparrmanns Reise. Seite 152 - 155.

6) Der Schlangenesser (Sekretairvogel) scheint von der Natur dazu bestimmt, die Schlangen auszurotten, die in Afrika so zahlreich sind. Er ist größer als unsre Kraniche, seine Beine sind ungefähr drittehalb Fuß lang, der Körper aber ist verhältnißmäßig kleiner als bey dem Kranich. Die Art, wie er sich der Schlangen bemächtigt, ist sonderbar. Er nähert sich ihnen mit Behutsamkeit, und zwar so, daß er die Spitze seines einen Flügels vor sich hält, um ihrem giftigen Bisse zu entgehen. Zuweilen wartet er die Gelegenheit ab, um sie mit den Füßen zu treten, und vor sich hin zu stos-

sen,

sen, oder auch, er nimmt sie mit seinen Schwungfedern auf, und schleudert sie hoch hinauf in die Luft. Wenn sie nun auf diese Weise endlich matt, und gleichsam fühllos werden, so tödtet und ißt er sie ganz gemächlich und ohne Gefahr. Herr Sparrmann war zwar nicht Augenzeuge von diesem Betragen des Schlangenfressers, aber er erklärt, daß er an der Würklichkeit desselben nicht zweifle, da viele, sowohl Hottentotten als Christen, ihm es versichert haben; wie man denn auch in der Menagerie in Holland bemerkt hat, daß dieser Vogel eben diese Uebungen mit einem Strohhalm vornahm. Herr Forster erzählt ebenfalls, er habe, indem er dies schreibe, zween solche Vögel, und sie hätten die Gewohnheit, daß sie alles, was ihnen vorgesetzt würde, erst mit den Füßen träten und zerquetschten, bevor sie es zu essen wagten. Sparrmanns Reise, S. 149-150.

7) Kalm erfuhr auf seiner Reise in Amerika folgende Begebenheit, die er für glaubwürdig erklärt. Ein paar Schwalben führten in einem Stalle ihr Nest auf, worin das Weibgen nachher ihre Eyer legte, und sich auf selbige setzte. Einige Tage darauf sah das Gesinde, daß das Weibgen zwar die Eyer noch unter sich hatte, das Männgen aber bisweilen neben dem Neste herum, ab und zuflog, sich auf einen Nagel zur Seite niederlies, und beständig einen Laut von sich gab, der Unruhe verrieth. Nach einer genauern Untersuchung, fanden sie das Weibgen auf den Eyern todt liegen, und warfen es darauf weg. Nun flog das Männgen zum Neste, und setzte sich eine Weile auf die Eyer. Da es aber daselbst ein paar Stunden gelegen hatte, flog es weg, und kam den Nachmittag mit einem Weibgen nach Hause, wel-

ches nicht allein über den Eyern lag, und sie ausbrütete, sondern auch die Jungen bis sie groß wurden, und sich selbst versorgen konnten, ernährte. Kalms Reise, 3. Th. S. 110=111.

8) In Nordamerika giebt es eine Menge von der Art Schlangen, welche Kalm und Catesby die schwarze Schlange (Anguis niger) nennen; sie ist die geschwindeste unter allen, die man daselbst antrift; denn sie fährt mit solcher Heftigkeit hin, daß ein Hund sie kaum einholen kann. Es ist daher ein Glück, daß ihr Biß nicht giftig oder gefährlich ist. Sie verursacht sonst keinen Schaden, ausgenommen im Frühling, wenn sie in ihrer Brunst ist. Kommt man ihr dann im Wege, so wird sie so erboßt, daß sie dem Menschen aus allen Kräften nachsetzt; und hat sie alsdenn einen Furchtsamen vor sich, so geräth er in große Noth. Ich habe, sagt Kalm, verschiedne gekannt, welche bey einer solchen Gelegenheit ihr so stark zu entlaufen gesucht haben, daß sie glaubten, ihnen würde der Othen vergehen, indem die Schlange, so geschwind wie ein Pfeil, hinter ihnen herjagte. Kann man sich aber nur so gut fassen, daß man, wenn entweder die Schlange zuerst im Rennen ist, oder indem man aus dem Wege läuft, mit einem Stock oder sonstigen Dinge, sich zur Gegenwehr setzt, so kehrt sie gerne um, und ergreift selbst die Flucht. Bisweilen aber ist sie doch so kühn, daß sie demohngeachtet ganz auf einen zurennt, und nicht eher stehen bleibt, bis man ihr einen guten Streich versetzt hat. Wenn sie dahingegen denjenigen einholt, der von ihr weglauft, und nicht Muth hat, sich zur Gegenwehr zu setzen, so schlingt sie sich um seine Füße, so, daß der Fliehende nicht mehr laufen

kann,

kann, sondern umfallen muß. Alsdann beißt sie ihn einigemal, wo sie ihn fassen kann, und fährt hernach wieder von dannen. Verschiedne glaubwürdige Leute versicherten Herrn Kalm, daß man auch außer der Brunstzeit, diese Schlange reizen könne, sich zu verfolgen, wenn man etwas auf sie werfe, und dann weglaufe; aber Kalm selbst konnte sie nicht dazu bewegen, ob schon er mehr als einmal den Versuch machte. Kalms Reise, 3. Th. S. 173-176.

9) Der Spottvogel (Mockingbird) ist einer der schönsten Singvögel in Nordamerika. Man hat ihm diesen Namen deswegen gegeben, weil er die Geschicklichkeit besitzt, die Stimme der meisten andern Vögel nachzuahmen; aber auch in Absicht seines übrigen Betragens ist dieser Vogel merkwürdig. Man erzählt von ihm, daß er sein Nest in Gebüschen und Bäumen mache, dabey aber so eigensinnig sey, daß, wenn jemand dahin kommt und seine Eyer betrachtet, er dieselben oft ganz verläßt, und sich nie wieder einfindet. Die Jungen wollen bey ihrer Auferziehung überaus gewartet seyn. Wenn man sie von der Mutter wegnimmt und in einen Käfig setzt, so füttert sie selbige zwar drey bis vier Tage über; wenn sie aber merkt, daß man sie nicht wieder losgeben werde, so flieht sie davon. Zuweilen geschieht es alsdann, daß die Jungen gleich darauf sterben: vermuthlich, weil sie sich nicht daran gewöhnen können, das zu essen, was man ihnen giebt. Doch glauben viele, daß die Mutter ihnen das letztemal eine Art von Gift zugeführt habe, um dadurch ihrer Gefangenschaft bald ein Ende zu machen. Kalms Reise, 2. Th. S. 361.

10) Eine Art von wilder Katze, welche in Nordamerika sehr gemein ist, und von Catesby, Putorius Americanus striatus genannt wird, ist besonders wegen des Vertheidigungsmittels merkwürdig, dessen sie sich gegen ihre Feinde und Verfolger bedient. Wenn sie entweder von Hunden oder Leuten gejagt wird, so braucht sie zwar, um ihnen zu entkommen, gemeiniglich zuerst ihre Füße und Klauen. Sie läuft so sehr sie kann, oder klettert auf einen Baum hinauf. Nachdem sie aber von ihren Verfolgern so eingeschränkt ist, daß sie keinen Ausweg ihnen zu entfliehen, mehr vor sich sieht, so wendet sie noch ein Mittel an, welches ihr übrig ist, und spritzt ihnen ihren Urin entgegen. Dies soll sie, wie einige wollen, dadurch thun, daß sie ihren Schweif damit anfeuchtet, und denselben zurückschlägt; und Herr Kalm findet dies wahrscheinlich, da glaubwürdige Leute ihm erzählt haben, daß sie mit dieser Feuchtigkeit in einer Entfernung von neun Ellen, von der Katze besprützt worden sind. Dieser Urin hat einen so unerträglichen Geruch, daß kein schlimmerer gedacht werden kann; und ist man nahe bey der Katze, wenn sie ihn von sich wirft, so kann man kaum Othen schöpfen, und es ist einem zu Muthe, als ob man ersticken sollte. Kommt etwas von dieser Feuchtigkeit in die Augen, so ist man nicht ohne Gefahr, das Gesicht zu verlieren. Viele Hunde, welche die Katze aufs eifrigste verfolgten, laufen eben so eilig davon, sobald dieser Guß sie trift. Sind sie aber rechte Fänger, so hören sie nicht eher auf, der Flüchtigen nachzusetzen, bis sie ihr das Leben genommen haben, und reiben sich die Schnautze unter dem Jagen zuweilen ein wenig an die Erde. Diese Katzen lassen sich zähmen, so, daß sie wie andre Hausthiere, unter den Menschen leben,

und

und dann geben sie diese Feuchtigkeit nicht von sich, es sey denn, daß sie sehr geängstigt oder geschlagen würden. Kalms Reise, 2. Th. S. 412-17.

Merkwürdig ist es, daß die Natur mehreren Thierarten solche Flüßigkeiten zu ihrer Vertheidigung gab.

Paterson erwähnt einer Schlange, welche von den Eingebornen die speyende genannt wird, weil man sagt, daß sie ihr Gift einige Ellen weit von sich werfen oder sprützen kann, und es sollen Leute, die davon getroffen wurden, blind geworden seyn. Die Schlange selbst hat Paterson nicht gesehen, aber Forster macht bey dieser Gelegenheit folgende Anmerkung: „Ungeachtet es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß eine Schlange „ihren Speichel einige Ellen weit sollte werfen können, und daß „Leute, die davon getroffen worden, das Gesicht verloren haben sollten, (es mögte denn seyn, daß sie ihn gerade nach den „Augen würfe, und immer richtig zu treffen im Stande wäre) „so habe ich doch in der Gegend der Kapstadt eine andre Erfahrung gehabt, wobey ich würklich ein Auge zu verlieren fürchtete. Ich gieng 1772 mit meinen Freunden, den Kapitains „Cook und Fourneaux, westlich von der Stadt spazieren, und „hatte das nöthige Geräthe, um Insekten zu fangen, bey mir. „Ich sah einen großen Carabus (Erdkäfer, Torbist) und hob „ihn auf, um ihn auf eine große Nadel zu setzen. Er lag schon „auf dem Küssen, als er auf einmal mir einen Tropfen eines „überaus beissenden Safts in die Augen sprützte. Dies brannte „und schmerzte so heftig, daß ich würklich glaubte, ich würde „blind werden, da der Schmerz überdem so sehr zu nahm, daß „ich fast sinnlos wurde. Indessen verlor er sich wieder, und „ich warf meinen Feind in die Schachtel. Ich fand noch ein „Thier von eben dieser Gattung, und es warf seine Bombe mit „eben der Präcision mir ins Auge. Nachher fieng ich mehr „dergleichen Thiere, aber ich hielt immer meinen Hut vor den „Augen, wenn ich sie spießen wollte, um ihrem beissenden „Safte zu entgehen. Ich erfuhr übrigens von den Einwohnern, daß dies Thier sich immer auf diese Art gegen seine

„Feinde

„Feinde wehrt, wie es denn auch wahrscheinlicherweise sich dieses Kunststücks mit Nutzen gegen die Vögel bedient. Patersons Reise, S. 163 : 65.

11) Die grauen Eichhörner in Amerika bauen gewöhnlich ihr Nest in holen Bäumen, wohin sie Moos, Stroh und andre weiche Dinge schleppen. Ihre hauptsächlichste Nahrung besteht aus allerley Arten von Nüssen und Eicheln, insonderheit aber sind sie auf den Mays begierig. Von diesen Dingen sammeln sie einen guten Vorrath zur Winterzehrung, graben sich Löcher, und verwahren einen Theil hier, den andern dort. Doch tragen sie auch eine Menge davon in ihre Nester. Wenn der Winter da ist, und Schnee und Kälte einfallen, liegen sie oft mehrere Tage über ganz still in ihrer Wohnung, und zehren indessen von dem Vorrath, den sie hier zusammengebracht haben. Sobald aber das Wetter etwas gelinder wird, kommen sie aus ihren Nestern herab, und graben einen von den verscharreten Haufen aus. Davon essen sie einen Theil gleich auf der Stelle, und tragen das Uebrige in ihr Nest. Herr Kalm bemerkte oft in den folgenden Wintern, die er in Nordamerika zubrachte, daß die Eichhörner, wenn die Witterung gelinde gewesen war, und hernach eine strenge Kälte darauf folgte, einen Tag vorher, häufiger als gewöhnlich im Walde herumliefen: theils um sich recht satt zu essen, theils um ihre Nester bey der bevorstehenden strengen Kälte mit einem neuen Vorrath zu versorgen. Man konnte daher, wenn sie in dieser Jahrszeit, in einer ungewöhnlich großen Zahl, die Wälder überall durchstreiften, ziemlich sicher vorher wissen, daß eine starke Kälte einfallen würde. Die Nüsse, die man in ihren Nestern findet, sind gemeiniglich

glich die ausgesuchtesten, und nicht nur völlig reif, sondern auch von keinem Wurm durchstochen. Von eben der Beschaffenheit sind auch die Eicheln und Nüsse, welche die Waldmäuse im Herbste zusammenschleppen. Man kann diese Thiere leicht zahm machen, so lange sie noch jung sind; und wenn man ihnen denn mehr zu essen giebt, als sie auf einmal verzehren können, so tragen sie es in ihr Häusgen, und verwahren es bis sie hungrig werden, da sie es denn wieder hervorsuchen. Ob schon sie nicht sehr scheu sind, so ist es doch nicht leicht sie zu schießen, denn sobald sie jemanden sehen, klettern sie auf einen Baum, und wählen hiezu gemeiniglich den größten, den sie in der Nähe finden können. Hier suchen sie sich zu verbergen, damit der, der sie schießen will, sie nicht im Gesichte habe. Wenn etwa zween Aeste eine Krümmung gegen einander machen, so legt das Thier sich mitten in diese, und klemmt sich so stark an, daß es kaum zu sehen ist. Man mag den Baum schütteln, oder mit Stöcken und Steinen nach der Stelle werfen, so liegt das Eichhorn doch gemeiniglich stille und regt sich nicht. Laufen drey Aeste zusammen, so flüchtet es zwischen sie, und schmiegt sich so sorgfältig daran, als es nur möglich ist. Und dann ist es genug gesichert. Bisweilen entflieht es auf einen Baum, auf dem noch alte Nester von Eichhörnern oder großen Vögeln anzutreffen sind. Dann schlüpft es in selbige hinein, und kann auf keine Art wieder heraus gebracht werden, man mag dahin werfen, schießen, oder sonst anfangen was man will. Kalms Reise, 2. Th. S. 451-55.

12) Durch Paterson haben wir eine neue und merkwürdige Gattung von Vögeln kennen lernen, welche

in

in ihrer Art zu bauen und in ihrem Kunstfleiße, es den Bienen fast gleich zu thun scheinen. Diese Vögel bauen ihre Nester in einen Baum (Mimosa) der nicht allein durch seine ungewöhnliche Größe, sondern auch der mannigfaltigen Absichten wegen, wozu die Natur ihn bestimmt zu haben scheint, die Bewundrung der Reisenden erregt. Dieser Baum trägt viel Gummi, welches den Einwohnern des Landes eine angenehme Speise ist. Seine Blätter und die Enden der Zweige, scheinen die wichtigste Nahrung des Kameloparden zu seyn. Die ausgebreiteten Zweige und der glatte Stamm desselben, dienen den obenerwähnten Vögeln zum Schutz, und sie versammeln sich schaarenweise in diesem Baume, um den Schlangen und andern Ungeziefer zu entgehen, welche sonst ihre Eyer vernichten würden. Die Art, wie diese Vögel ihre Nester bauen, ist höchst merkwürdig. In einem Neste, das Paterson abgezeichnet hat, waren nicht weniger als achthundert bis tausend Vögel unter einem und ebendemselben Dache. Dieses Ausdrucks aber bedient man sich hier mit Recht, da das ganze Nest wie ein mit Stroh gedecktes Haus aussieht, und der Rand desselben, einen über den Eingang zu den Nestern ruhenden Winkel bildet, welcher so scharf ist, daß es allem Ungeziefer unmöglich gemacht wird, sich ihnen zu nähern.

Diese Vögel beschäftigen sich den ganzen Tag damit, eine Grasart zu holen, welche den wesendlichsten Bestandtheil ihres Baues ausmacht, und womit sie ihn ausbessern und zu Stande bringen. Obgleich Paterson nicht mit eignen Augen gesehen hat, daß diese Vögel ihre Nester erweitern, je nachdem ihre Anzahl jährlich

lich zunimmt, so glaubt er doch, daß sie dies würklich thun, da er viele Bäume sah, welche sich unter dieser Last beugten, und andre, deren Zweige gänzlich von solchen Nestern bedeckt waren. Wenn der Baum, welcher diese schwebenden Nester trägt, der vermehrten Last nachgeben muß, so folgt es von selbst, daß die Vögel sich nicht länger dahin begeben können, und nothwendig in einem andern Baume bauen müssen.

Paterson nahm eins von den verlaßnen Nestern aus, um den innern Bau desselben zu untersuchen, und fand ihn eben so künstlich, als die Außenseite. Ein solches Nest hat viele Zugänge, deren jeder eine regelmäßige Gasse bildet, worin sich an beyden Seiten Nester befinden, die ungefähr zwey Zoll von einander entfernt liegen.

Das Gras, dessen diese Vögel sich zu ihrem Baue bedienen, wird Buschmannsgras genannt; und Paterson glaubt, daß der Saame desselben ihre hauptsächlichste Nahrung ausmacht, obschon er bey Untersuchung ihrer Nester, die Flügel und Beine von verschiednen Insekten fand. Das Nest, welches er zerlegte, war, wie es schien, seit einigen Jahren nicht bewohnt worden. Einige Theile desselben waren vollständiger als andre, und dies kann also beynahe für einen Beweiß gelten, daß diese Thiere zu verschiedenen Zeiten ihre Wohnung vergrößert haben, je nachdem sie es bey dem Anwachs der Familien oder der Gesellschaft nöthig fanden. Patersons Reise, S. 135-36. Hier sehen wir also unter den Vögeln eine Thierart, deren gesellschaftliches Leben, dem der Bienen unter den Insekten, und des Bibers unter den Säugthieren entspricht.

13) Die Gemse (Capra Rupicapra) ist eine von den wichtigsten Merkwürdigkeiten der Alpen, und ihre Geschichte liefert uns wesentliche Beyträge zur Lehre von der Intelligenz der Thiere. Sie hält sich im Sommer in den höchsten Felsengegenden auf, und zwar an den unzugänglichsten Stellen, insonderheit sucht sie stets in der Nähe von Schnee und Gletschern zu seyn. Sobald der Tag anbricht, grasen sie, und nähren sich von den wohlschmekkendsten Alpenkräutern; und auf diese Weise hat der Schöpfer dafür gesorgt, daß diese unzugängliche Berggrasung, die dem Menschengeschlechte sonst unnütz seyn würde, einer zahlreichen Thierfamilie zur Nahrung dienen mögte, welche hinwiederum dem Menschen zum Nutzen gereicht. Da aber bey weitem nicht alle Weiden, wo die Gemsen ihre Nahrung suchen, unzugänglich sind, so ziehen sie sich, sobald die Sonne etwas höher steigt, in entlegne, wilde, rauhe, aber immer schattige Bergthäler zurück, insonderheit suchen sie sich an solchen Stellen zu lagern, wo Schnee liegt. Es ist ihre größte Freude, sich im Schnee und auf den Gletschern herumzuwälzen, da sie von sehr hitziger Natur sind. Sobald der Abend anbricht, begeben sie sich wieder nach ihren Grasungen hin, und die Nacht über halten sie sich unter hohlen Felsen oder eingestürzten Felsenstücken auf, denn Höhlen oder Nester haben sie nicht. So bringen sie den Sommer und Herbst zu; wenn aber die Natur auf den höchsten Gipfeln der Berge erstirbt, ziehen sie sich immer näher nach den Wäldern hin, bis endlich der Winter sie nötigt, dort ihren Aufenthalt zu suchen. Dann wählen sie die dickſten und wärmsten Wälder zu ihrer Winterwohnung, und vorzüglich die Stellen, wo sie vor Schneelavinen und Felsenstürzen am sichersten sind. Am

liebsten

liebsten lagern sie sich unter einer Art von Fichtenbäumen, deren niedrige und ausgebreitete Zweige ihnen wider Schnee und Kälte zum Schutz dienen. Auch wählen sie gern die Sonnenseite des Waldes zu ihrem Aufenthalt, theils weil es da wärmer ist, theils auch, weil an diesen Stellen das Gras zeitiger hervorkeimt. Der Frühling ist ihnen die beschwerlichste und unangenehmste Jahrszeit; sie verlassen dann gewöhnlich die Wälder um das junge Gras zu genießen. Um aber dies zu erhalten, müssen sie sich in bewohnte Gegenden wagen, wie sie denn auch nicht selten den Häusern ganz nahe kommen, so wild und menschenscheu sie sonst sind. Sehen sie eine solche neue Grasung an einem Orte, der gegen die Sonne liegt, so fällt der Weg dahin gewöhnlich durch den Schnee, welcher um diese Jahrszeit beydes weich und tief ist. Nichts ist beschwerlicher für diese Thiere, als durch den Schnee zu setzen, da ihr Körper nicht darnach gebaut ist, daß der Schnee ihn tragen könnte, und sie daher immer einsinken. Einer von den glaubwürdigsten Jägern erzählte dem Verfasser folgende Begebenheit, welche er mit eignen Augen gesehen hatte. Als er einmal im Frühjahre sieben Gemsen antraf, ergriffen selbige die Flucht, sobald sie ihn gewahr wurden, musten aber über eine Stelle hin, wo der Schnee sehr hoch lag und dabey weich war. Da sie nun sahen, daß es mit ihrer Flucht nur langsam gieng, weil sie immer einsanken, sprang die letzte auf den Rücken derjenigen, welche ihr zunächst voran gieng, und so weiter über den Rücken aller übrigen, worauf sie sich an die Spitze stellte; die nächstletzte folgte dieser auf eben die Weise, welches auch die übrigen thaten, und solchergestalt in einem Augenblick über den Schnee weg setzten.

Es ist bekannt, daß diese Thiere in Gesellschaft mit einander leben; man hat sogar ihrer sechzig auf einmal beysammen gesehen. Sie grasen mit einander, ziehen zusammen von einem Orte zum andern, und fliehen, wenn sie einen Feind gewahr werden, alle zugleich. Daß sie, indes sie grasen, zur gemeinschaftlichen Sicherheit eine Wache ausstellen, ist falsch; wahr aber ist es, daß die Gemsen ein musterhaftes Beyspiel von Aufmerksamkeit geben. Die eine verläßt sich nicht auf die andre, sondern jede ist wachsam, und richtet jeden Augenblick den Kopf in die Höhe, um die Gegend auszuspähen, oder schnaubt die Luft in sich, um dadurch die etwanige Gefahr zu entdecken, und die Erste von ihnen, welche das geringste verdächtige wahrnimmt, warnet die übrigen mit einem durchdringenden Pfeifen, und in einem Nu entfernt sich die ganze Heerde. Wenn sie sich gelagert haben, halten sie immer den Kopf in die Höhe, und man kann von keinem Thiere mit größerm Rechte sagen, daß es mit ofnen Augen schlafe. Eben so betragen sie sich, wenn sie trinken, oder an etwas lecken, da sie sich jeden Augenblick umsehen.

Der Gemsbock bekümmert sich nicht um seine Jungen, sondern überläßt es gänzlich der Mutter für selbige zu sorgen. Bis die Jungen gelernt haben über Felsen und Abgründe zu springen, sucht diese ihnen die entlegensten und sichersten Grasungen auf, und strengt beständig alle ihre Sinne an, um schon von weiten ihren Feind auszuspähen, und bey Zeiten ihre Jungen retten zu können. Man hat oft mit Bewundrung gesehen, wie sie mit mütterlicher Stimme ihnen ruft, wenn sie über eine Klippe gesetzt hat, und der Junge zwey oder dreymal vergeblich

den

den Sprung wagte, und wieder zurückfiel. Die Mutter kehrt alsdann zurück, und wiederholt den Sprung so lange vor ihm, bis er ihn nachmachen kann. In solchen Fällen geben sie einen Laut von sich, der ungefähr dem Mäckern einer Ziege ähnlich ist; denn sie pfeifen nur dann, wenn sie etwas verdächtiges wahrnehmen und die Gesellschaft warnen wollen.

Die Natur hat diese Thiere mit unendlich feinen Sinnen begabt. Sie sehen und hören sehr weit; das bewundernswürdigste aber ist ihr Geruch, welcher so fein seyn soll, daß sie ihren Feind, insonderheit das Schießpulver, in der Entfernung von einer Viertelmeile riechen können. Dabey sind sie außerordentlich behende, und wer es nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von der Schnelligkeit machen, mit der sie laufen, oder von den verwegnen und schrecklichen Sprüngen, die sie von einer Klippe auf die andre machen. Man muthmaaßt, daß diese Thiere fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre leben. Trift es sich, daß sie, wie oft geschieht, von den Jägern an einem Orte überrascht werden, wo ihnen kein andrer Ausweg bleibt, als der, durch welchen er zu ihnen kam, so ist der Jäger verloren, wenn er nicht ausweichen, oder sich an den Felsen anklammern kann. Denn sie stürzen alsdenn auf diesen Ausgang zu, um zu entfliehen, und der Jäger wird ein Opfer ihrer blinden Furcht und Verzweiflung, indem sie würklich suchen, ihn in den Abgrund hinabzustoßen. Magazin für die Naturkunde Helvetiens, herausgegeben von D. A. Höpfner. Zürch, 8. 1788. 2. B. Seite 112. u. f.

14) Von dem Steinbock (Capra Ibex Lin.) welcher sich an Größe und Behendigkeit von der Gemse

unterscheidet, nur die beeisten Gipfel der höchsten Berge bewohnt, und in den letzten Jahrhunderten so selten geworden ist, daß man vermuthen muß, die ganze Race werde bald aussterben, kann man Girtanners Beobachtungen in Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik, 4. B. 2. St. S. 27. u. f. nachsehen. In Höpfners Magazin für d. Naturkunde Helvetiens, 4. B. S. 334-390. findet man eine Sammlung von Nachrichten über den Steinbock, die gleichfalls verdienen nachgelesen zu werden.

15) So ungeschickt der Bär auch aussieht, so ist er doch behende; er kann einen Baum hinanklettern wie eine Katze. Bey stillem Wetter nehmen die jungen Bären gerne diese Uebung vor, wenn sie aber wieder hinabsteigen sollen, halten sie sich sehr sorgfältig an den Zweigen fest, und äußern große Furcht zu fallen. Man hält dafür, daß der Bär hauptsächlich deswegen auf die Bäume klettre, weil er die Gewohnheit hat, die Gegend, wo er plündern will, zuvor auszuspähen; und dies thut er auch dann, wenn er etwa nur einen Hügel findet, der ihm zu diesem Zweck behülflich seyn kann. Wenn Linnee sagt, daß der Bär seine Jungen auf einen Baum hinaufjagt, ehe er sich in den Kampf begiebt (ante pugnam pullos ascendere arbores cogit) so scheint die folgende Begebenheit, welche in der Schweitz allgemein bekannt seyn soll, zu beweisen, daß er nicht Unrecht habe. Im Jahre 1787 schoß ein Jäger eine Bärin, worauf er auf einer Fichte, die in der Nähe stand, einiges Geräusch hörte; er erblickte bey näherer Untersuchung, zween junge Bären auf dem Baum, die er denn ebenfalls herunterschoß. Wenn der Bär auf Raub ausgeht, so besteigt

er

er entweder einen Baum, oder sonstigen hohen Ort; und da sein Gesicht eben nicht das vorzüglichste ist, so gebraucht er sich seines vortreflichen Geruchs und Gehörs desto besser. Entdeckt er nun irgendwo eine Gelegenheit zum Rauben, so fängt er mit Einbruch der Nacht seinen Zug an, und durchstreift alle Gegenden, wo sich Heerden aufhalten. Auf solchen Alpen, wo man das Vieh die Nacht über in Hütten einsperrt, und wo keine Ziegen sind, untersucht er die Beschaffenheit des Landes, wählt sich einen Ort zum Hinterhalt, von wo er die Heerde nicht aus den Augen läßt, sobald sie aufs Gras kommt, und hält damit an, bis er entweder Gelegenheit findet eins davon wegzuschnappen, oder bis der Hirt sie verlassen hat, da er sie anfällt und solange herumjagt, bis er entweder ein Stück davon fängt, oder nöthigt, sich in einen Abgrund hinab zu stürzen.

Die Art, wie der Bär bey seinem Angriff verfährt, ist ebenfalls ein Beweiß seiner Vorsichtigkeit. Selten greift er das Hornvieh von vorne an, es sey denn, daß es sehr kraftlos aussähe. Gewöhnlich springt er ihm auf den Rücken, und schlägt seine Tatzen in dasselbe, so, daß es in kurzer Zeit matt wird und umfällt. Scheint das Thier ihm zu stark, so ermüdet er es erst durch Herumjagen, oder treibt es an einen gefährlichen Ort hin, wo es hinabstürzt, und dadurch verwundet wird oder stirbt, und dann springt er darauf los, und reißt es in Stücken. Hat er Ruhe zum Essen, so ißt er sich erst satt, und vergräbt das, was er übrig läßt, in die Erde, bis auf ein andermal. Wird er hingegen in seiner Mahlzeit gestört, so ißt er soviel er kann, und nimmt so viel mit sich, als er fortzubringen vermag. Wenn der Bär sehr hungrig

ist, greift er auch Pferde an; da diese aber, wenn sie anders nur einigermaaßen bey Kräften sind, sich muthig wehren, so wagt er sich nicht so leicht an sie, als an andre Thiere. Dem Menschen traut er am wenigsten, fürchtet ihn am meisten, und setzt sich gegen ihn nicht zur Wehre, wenn er nicht verwundet ist, oder Junge hat. Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 2. B. S. 134. u. f.

Noch verdient das bemerkt zu werden, was Kalm nach Bertram von dem Bären in Nordamerika berichtet. Wenn der Bär ein Stück Hornvieh gefangen hat, soll er es dadurch umbringen, daß er ihm ein Loch in die Haut beißt, und hierauf aus allen Kräften so lange hineinbläßt, bis das Thier davon entsetzlich aufschwillt und stirbt. Kalms Reise, 2. Th. S. 265. Wahrscheinlicher ist es indessen, daß der Tod des Thieres in diesem Fall daher rührt, weil das Blut desselben durch dies Blasen in eine heftige und plötzliche Entzündung geräth. Man kann ja in sehr kurzer Zeit ein Pferd umbringen, wenn man ihm eine Ader öfnet, und mit Hülfe eines Rohres hineinbläßt; und auf eben die Art ließe es sich also erklären, wie das Thier davon sterben könne, wenn der Bär in das Loch bläßt, das er ihm in die Haut gebissen hat.

§. 31.

Bey allen diesen Begebenheiten, womit wir uns nun eine Zeitlang unterhalten haben, muß man merken, daß sie nicht allein aus bekannten glaubwürdigen Verfassern hergenommen sind, sondern auch die Handlungsweise der Thiere in ihrem Wildheitszustande zeigen, auf welchen weder häuslicher Umgang mit Menschen, noch

Zwang

Zwang von Menschen, einigen Einfluß hatte. Laßt uns auf einen Augenblick in die Lage dieses oder jenes von den genannten Thieren versetzen; laßt uns annehmen, wir sollten diese oder jene Handlung ausführen, die wir sie haben ausführen sehn; würde uns dies wohl möglich seyn, ohne Vorstellung von vorhergegangnen Fällen, ohne Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangnen, und ohne den daraus abgezognen Schluß, welcher die Richtschnur unsers Betragens wäre? Wenn wir wilde Menschen, wenn wir Kinder so handeln sehn, wie diese Thiere handeln, glauben wir denn nicht, daß sie eine Absicht haben, die sie zu erreichen suchen, daß sie ihre Erfahrung bey der Wahl der Mittel zu Rathe ziehen, die wir sie gebrauchen sehen; glauben wir nicht, daß sie urtheilen und schließen, ungeachtet sie sich uns nicht verständlich machen können? wir glauben dies, weil wir von uns selbst auf sie schließen; und wir sehen bey den Thieren Handlungen von eben der Natur, wie wir unsre eignen zu seyn wissen, wie wir die ähnlichen Handlungen von Kindern und wilden Völkern zu seyn glauben; wir fühlen, daß solche Handlungen sich auf keine vernünftige Weise erklären lassen, wenn wir nicht annehmen, daß diese Kinder und diese Wilden urtheilen und schließen, wie wir; — und dennoch sollten wir den Thieren das Vermögen, zu urtheilen und zu schließen, abläugnen? Doch was hat man nicht alles geläugnet? Konnte man eine Zeitlang in vollem Ernste läugnen, oder sich doch so stellen, als läugnete man, daß die schwarzen und kupferfarbnen Bewohner Afrikas und Amerikas, Menschen wären, weil sie wolligtes Haar und nicht dieselbe Farbe hatten, wie die Europäer, warum sollte man denn nicht auch den Thie-

ren alle Urtheils- und Schließungskraft absprechen können, weil sie nicht denselben Körperbau haben, wie der Mensch? Eins ist eben so vernünftig als das andre. Und doch hat man bis hiezu von den Fähigkeiten und Anlagen der Seele des Thieres gewöhnlich nicht anders geurtheilt. Aber Erfahrung und Analogie widerspricht dieser Meynung; beyde nötigen uns zu glauben, daß **die Thiere das Vermögen besitzen, zu urtheilen und zu schließen**; weil wir sonst für so manche Handlungen derselben, keinen vernünftigen oder auf irgend eine Weise annehmlichen Grund anzugeben im Stande sind.

Anmerkung. Es mögen hier noch einige merkenswerthe Erfahrungen über die Thiere Platz finden, da sie die enge Verbindung darthun, welche zwischen den Vorstellungen derselben statt findet, und man von der Richtigkeit dieser Erfahrungen jede wahrscheinliche Gewißheit hat.

1) Einer von meinen Freunden, der in dem östlichen Theile von Norwegen gebohren war, und seine Jugendjahre daselbst bey seinen Aeltern zubrachte, lieh zum öftern ein Pferd, von einem in der dortigen Gegend wohnenden Bauern, und ritt dies Pferd seines guten Ganges wegen, sehr gern. Nachdem er verschiedne Jahre aus seinem Vaterlande entfernt gewesen war, besuchte er einmal seine Familie wieder. Bey dieser Gelegenheit sprach er auch den obengenannten Bauern, und fragte nach seinem Pferde. Der Bauer sagte ihm, das Pferd wäre tod, und weinte, indem er es sagte. Da nun mein Freund sich nach der Ursache seiner Betrübniß über den Tod des Pferdes erkundigte, gab der Bauer die folgende davon an. Er war nemlich auf diesem

Pferde

Pferde eines Tages zur Stadt geritten, und dort so gut bewirthet worden, daß ihm der Kopf für den übrigen Theil des Körpers zu schwer war, daher er denn auf dem Rückwege nicht sonderlich fest im Sattel sas. Das Pferd richtete seinen Gang soviel möglich nach den Umständen des Reiters ein; da es aber zu einer leimigten Anhöhe kam, welche, weil es geregnet hatte, glatt und schlüpfrig war, konnte es keine so sichre Schritte mehr thun, und der Mann fiel seitwärts herab, wobey er mit dem einen Fuße im Steigbügel hangen blieb. Das Pferd stand gleich stille, und machte verschiedne Wendungen mit dem Körper, um seinem Herrn loszuhelfen; aber vergebens. Endlich, nachdem es eine Weile den Mann betrachtet hatte, welcher mit dem Kopf auf der Erde lag, und sich selbst nicht helfen konnte, bückte es sich, und faßte den Schlag seines Huts, den es auch würklich mit dem Munde aufhob, da er denn dem Manne vom Kopfe glitt, und dieser nach wie vor, liegen blieb. Zuletzt packte das Pferd mit seinen Zähnen den Rock des Mannes in der Gegend des Halses an, und hob ihn soweit in die Höhe, daß er den Fuß aus dem Steigbiegel ziehen konnte, und wieder auf die Beine kam. Aus Erkenntlichkeit für diesen Dienst, hatte der Bauer das Pferd solange leben lassen als es konnte, pflegte es in seinem Alter aufs beste, und da es zuletzt gewöhnliches Pferdefutter nicht mehr kauen konnte, gab er ihm eine Art von Grütze oder Suppe, die aus Mehl und Wasser zubereitet wurde.

2) Hr. Konfessionarius Bastholm hat mir eine ähnliche Begebenheit erzählt, welche sich, wie er mit bestimmter Gewisheit weis, in Jütland zugetragen hat,

hat, wo ein Pferd ebenfalls suchte, dem Reiter, der von ihm herabgefallen war, wieder aufzuhelfen.

3) Der Herr Buchhändler Aary hatte vor einigen Jahren einen Hund, der ihm einmal zwey Meilen weit, von Kopenhagen bis Ballerup, nachgefolgt war. Einige Zeit nachher fuhr Hr. Aary eben dahin und hatte den Hund mit sich im Wagen. Der Hund, welcher auf der Landstraße einen Mann zu Pferde in vollem Gallopp gewahr wurde, sprang aus dem Wagen und verfolgte den Reiter, wie er dies immer bey solchen Gelegenheiten zu thun pflegte. Hr. Aary setzte seine Reise fort, und verlor den Hund aus dem Gesichte. Dies geschah des Nachmittags, und der Hund kam nicht eher als am Nachmittage des folgenden Tages, zwischen drey und vier Uhr, nach Ballerup. Als Hr. Aary hernach wieder zu Hause kam, erfuhr er, daß der Hund an eben dem Tage, da er ausfuhr, um fünf Uhr Nachmittags, in seinem Hause gewesen wäre und nach ihm gesucht hätte, welches denn Gelegenheit gab, daß man Hrn. Aary fragte, wo er sich an diesem Tage aufgehalten hätte. Der Hund war nemlich, wie es sich zeigte, den ersten Tag von einem Orte zum andern gegangen, wo sein Herr zu kommen pflegte, und darauf des Abends zu Hause gekommen. Den Tag darauf setzte er sein Suchen fort, und endigte es an dem Orte, wo sein Herr zu Mittage zu essen pflegte. Als er ihn da nicht fand, nahm er den Weg nach Ballerup.

4) Da Hr. Holst, itziger erster Prediger, an der Trinitatiskirche zu Kopenhagen, sich in dem Kirchspiele Stoud in Norwegen, aufhielt, begab es sich, wie er mir erzählt hat, daß eines Sonntags, um die Zeit,

da

da man den Prediger von seiner Kirchspielreise zurück erwartete, ein Hund, welcher ihn zu begleiten pflegte, im Vorwege gelaufen kam, woraus man schloß, daß er selbst nicht fern mehr seyn müsse. Indessen war der Hund sehr unruhig, und lief von der Frau des Predigers zur Thür hin und wieder, ohne daß jemand begreifen konnte, was ihm fehlen mögte. Sie schickte ihrem Manne Boten entgegen, aber er war auf dem Wege nirgends zu sehen. Endlich, da die Unruhe und das seltsame Betragen des Hundes fortdauerten, fieng sie an zu besorgen, daß ihm etwa ein Unglück begegnet seyn mögte. Sie befahl daher ein paar Leuten auszugehn um nach ihm zu suchen, und ließ zugleich den Hund mitgehn; dieser lief voran, und führte nun diese Leute, welche ihm nachfolgten, zu einem Graben hin, worin der Mann mit Kariole und Pferd, hinabgestürzt lag, und sich selbst nicht wieder aufhelfen konnte.

5) Delacroix beruft sich auf den Prinzen Ludwig von Rohan, und mehr als zweyhundert Personen, als Augenzeugen von folgender Begebenheit, welche sich im Septembermonat 1776 zu Mutzig im Elsaß zutrug. Bey einer daselbst angestellten Jagd, sprang ein vortreflicher Hünerhund in einen Kanal, der mit Steinen eingefaßt war, und verfolgte eine Gans. Die Heftigkeit des Hundes konnte nicht ermangeln, die Aufmerksamkeit der Jäger auf sich zu ziehen; doch schien dies ihnen anfänglich nur eine gewöhnliche Begebenheit zu seyn, aber bald verwandelte sie sich in einen sehr bewundernswürdigen Zweykampf. Die Gans floh aus allen Kräften, ihr Feind holte sie aber bald wieder ein. In dieser Verlegenheit setzte die Gans sich zur Wehre, gab

ihm

ihm verschiedne Hiebe mit dem Schnabel, und besprützte den Hund, indem sie mit den Flügeln ins Wasser schlug, dermaaßen, daß sie ihn auf einige Augenblicke blind machte. Dann benutzte sie den Aufschub, den sie dadurch erhielt, und fieng von neuem an zu fliehen. Der Hund verfolgte sie von neuem, kaum aber war er ihr nahe gekommen, so gebrauchte sie wieder ihre Flügel im Wasser um ihn abzuhalten. Dieser Streit dauerte eine gute Stunde, dann verließ der Hund auf einmal die Spur seines Feindes, ward einen Sandhügel im Wasser gewahr, und begab sich dahin. Jeder von den Zuschauern glaubte, daß das Gefecht nun geendigt wäre, legte der Gans die Ehre des Sieges bey und bewunderte den Hund, daß er so lange aushalten können. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Hund auf dem Hügel sich erheben, mit einem lebhaften und abgemeßnen Satz seinem Feind auf den Rücken springen, ihn beym Hals anfassen und erwürgen sahen. Des Herrn Delacroix Taschenbuch für Naturliebhaber, oder Anekdoten von den Handlungen und Sitten der Thiere. St. Petersburg, bey Logan. 1782. S. 100-101.

6) Der Herr von Segonsac, Generalprocurator der Münze in Paris, hatte einen Kutscher, der dem Trunk sehr ergeben war, und einen Hund, der gewöhnlich mit auf dem Bocke saß. Dieser Hund merkte es immer, wenn der Kutscher sich betrunken hatte. Dann bellte er während des Fahrens unaufhörlich, um gleichsam die Fußgänger vor der Gefahr zu warnen, womit die Unfähigkeit des Kutschers ihnen drohte. Dies that der Hund regelmäßig allemal, wenn der Kutscher einen Rausch hatte, und niemals, wenn er nüchtern und bey Sinnen war.

war. Mehr als einmal geschah es, daß Madame Segonsac eine Ausfahrt aufgab, und nach ihrem Zimmer zurückkehrte, wenn das Bellen des Hundes ihr anzeigte, daß der Kutscher zu viel getrunken hatte. *Hiſtoire Critique de l'ame des Bêtes, contenant les ſentimens des philoſophes anciens et ceux des modernes ſur cette Matiere.* par *M. Guer*, Avocat à Amſterdam. MDCCXLIX. Tom. 2. p. 58.

7) Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde ein Kaufmann, welcher in Begleitung ſeines Hundes in der Schweitz reißte, nahe bey Genf von zween Räubern angefallen, wovon einer ſeinem Pferde in den Zügel griff, indeß der andre ſein Gewerbe vortrug. Der Hund rettete ſeinen Herrn ohne langes Bedenken aus dieſer Verlegenheit. Anfangs hatte er ſich begnügt, dieſe Schurken murrend zu beobachten; aber da er die Piſtole auf der Gurgel ſeines Herrn ſah, that er einen heftigen Sprung auf denjenigen, der ſie hielt, und lähmte ihm die Fauſt. Darauf kehrte er ſich wüthend gegen den andern Räuber, warf ihn zu Boden, faßte ihn bey der Kehle, und brachte ihn um. Merkwürdig iſt es bey dieſer Begebenheit, daß der Hund ſeinem Herrn erſt von demjenigen Räuber befreyte, welcher ihm der gefährlichſte war. Delacroix Taſchenbuch, S. 103.

8) Ich glaube, ſagt Montagne, daß jeder ſich über die Künſte wundern muß, welche die Gaukler ihre Hunde lehren. Sie tanzen nach dem Ton den ſie hören, ohne in einem einzigen Takt zu irren u. ſ. w., allein ich bemerke mit wahrer Verwundrung, das ſehr gewöhnliche Bezeigen der Hunde, deren ſich die Blinden ſowohl auf dem Lande als in den Städten bedienen. Ich

habe

habe Acht darauf gegeben, wie sie bey gewissen Pforten, wo ihren Herren gewöhnlich Allmosen gereicht werden, stille stehen, wie sie den Wägen ausweichen, auch dann, wenn sie selbst Platz genug haben vorbey zu kommen. Ich habe gesehen, daß ein Hund einen breiten und ebnen Fußsteig längst einem Stadtgraben, liegen lies, und einen schlechtern erwählte, bloß, um seinen Herrn von dem Graben zu entfernen. Auf was Art hatte man diesem Hunde begreiflich machen können, daß es seine Pflicht wäre, bloß für die Sicherheit seines Herrn zu sorgen, und seine eigne Bequemlichkeit hintanzusetzen? Und woher hatte er die Kenntniß, daß der Weg zwar breit genug für ihn seyn könnte, aber es darum noch nicht für seinen Herrn wäre? Kann man dies alles begreifen, ohne dem Hunde Beurtheilungskraft beyzulegen? Delacroix Taschenbuch, S. 104.

9) Folgende Begebenheit, welche sich 1782 auf dem Jahrmarkte von St. Germain zugetragen, und wie Delacroix versichert, in ganz Paris allgemein bekannt ist, verdient auch hier angeführt zu werden. Ein gewisser Pächter wollte in Begleitung seines Hundes, das Vauxhall des Jahrmarktes sehen; man sagte ihm aber, sein Gefährte könnte nicht mit hinein gehn. Dem zufolge bat er die Schildwache, ihn in Bewahrung zu nehmen, und versicherte, das Thier würde nicht weglaufen. Hierauf ward unser Pächter hineingelassen. Nachdem er nun seine Neugierde auf dem Jahrmarkte befriedigt hatte, kehrte er zu seinem Hunde zurück, ward aber gleich darauf gewahr, daß er seine Uhr eingebüßt habe. Er klagte sein Noth der Schildwache, und sagte, wenn der Dieb auf dem Jahrmarkte wäre, so zweifle er nicht daran,

daß

daß sein Hund ihn erkennen würde. Die Schildwache erlaubte ihm, den Versuch zu machen. Er rief seinen Hund, gab ihm zu verstehen, daß er seine Uhr verloren habe, und befahl ihm, sie zu suchen. Nachdem das Thier seinen Herrn berochen hatte, lief es auf den Marktplatz hin; es währte nicht lange, so kam es mit Bezeugungen von Freude und Unruhe wieder zurück, machte ein leichtes Gebelle, zog seinen Herrn beym Rock, lief einige Schritte vorwärts, und kehrte dann gleich wieder um, als wenn es ihm gleichsam sagen wollte, daß er ihm folgen mögte. Man folgte ihm würklich, und sah den Hund vor einem gewissen sehr wohlgekleideten Herrn stille stehn, der seine Augen in allen Buden herumgehen lies. Man rief den Hund, aber vergebens; weder Stöße noch Drohungen waren vermögend ihn von seinem Standorte zu treiben; er widersetzte sich dem Vorbeygehn blos dieser einzigen Person, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Die Schildwache erfuhr diese so außerordentlichen Umstände, und berichtete sie einem Polizeybedienten. Man nahm nun diesen Herrn in Verhaft, und brachte ihn vor einen Kommissair. Der Hund und sein Herr begleiteten ihn dahin, und blieben an der Thüre stehen. Inzwischen durchsuchte man seine Taschen, und fand acht Uhren und zwölf Dosen darin. Diese Sachen wurden bey Seite gesetzt. Der Pächter wurde hereingerufen; er gab von seiner Uhr eine genaue Beschreibung; und bat den Kommissair, seinen Hund noch einmal handeln zu lassen. Auf seine Bitte wurden nun die Uhren in eine nahgelegne Kammer getragen. Darauf befahl er seinem Hunde, die seinige herzuholen; und der Hund brachte würklich diejenige zurück, die er vorhin bezeichnet hatte. Delacroix Taschenbuch, S. 162-165.

10) Vor ein paar Jahren fand man in den Englischen Zeitungen eine Anzeige eingerückt, wodurch zugleich die folgende Begebenheit bekannt wurde. Ein paar Freunde, wovon der eine seinen Hund mit hatte, waren zusammen ausgeritten. Der Herr des Hundes wettete mit dem andern, daß sein Hund einen Englischen Schilling aufsuchen und wiederbringen würde, den er, ohne daß der Hund es sähe, irgendwo hinlegen wollte. Das Geldstück wurde der Abrede gemäß, weggelegt, und sie ritten weiter. Nach Verlauf von einiger Zeit gab der Herr seinem Hunde ein Zeichen, er solle das Verlohrne aufsuchen. Der Hund lief seiner Wege, und sie setzten ihren Weg fort. Sie kamen zu Hause, und zur großen Verwundrung des Eigenthümers blieb sein Hund aus. Den Tag darauf kam er angelaufen, und brachte seinem Herrn ein paar Beinkleider, in deren Taschen eine Uhr und Geld waren, und unter diesem Gelde fand man auch den obigen Schilling. Der Mann lies hierauf in den Zeitungen bekannt machen, daß der Hund diese Beinkleider gebracht habe, und berief den Eigenthümer, sich zu legitimiren, und sie abzuholen. Dies geschah, und es ergab sich bey dieser Gelegenheit, daß ein Pächter an dem Orte vorbey gekommen war, wo das Geldstück lag, welches er gewahr wurde und zu sich steckte, ehe der Hund dahin kam. Dieser verfolgte, da er das Geld nicht an der Stelle fand, wo sein Geruch ihn es suchen hieß, die Spur des Pächters, erreichte ihn, schmeichelte ihm, und begleitete ihn in sein Nachtquartier. Hier fuhr er fort sich an ihn zu halten, und der Pächter erlaubte ihm, die Nacht in seinem Zimmer zuzubringen, wodurch er denn Gelegenheit fand, die Beinkleider zu erhaschen, und mit ihnen davon zu laufen.

11) Die Art, wie die Wölfe sich mit einander vereinbaren, um Beute zu machen, und die List, welche sie dabey zeigen, ist besonders merkwürdig, und wird durch folgende, von mehreren Philosophen erwähnte Begebenheit, ins Licht gesetzt. Ein Mensch, der übers Feld gieng, ward einen Wolf gewahr, der einer Heerde Schaafe aufzulauern schien. Er gab dem Hirten Nachricht davon und rieth ihm, ihn durch seine Hunde verfolgen zu lassen. Der Hirt antwortete, er würde dies wohl bleiben lassen, da er aus Erfahrung wisse, daß ein andrer Wolf in der Nähe wäre, der nur auf den Augenblick lauerte, wo er seine Hunde fortschicken würde, um ihm ein Schaaf wegzuholen. Der Rathgeber wollte gerne wissen, ob sich dies würklich so verhielte, und machte sich anheischig, das Schaaf zu bezahlen, das der erwartete Wolf etwa holen mögte. Es gieng so, wie der Hirte es voraus gesehn hatte. Die Hunde verfolgten den Wolf, der sich gezeigt hatte, und mittlerweile kam ein andrer aus seinem Hinterhalt hervor, und schnappte ein Schaaf weg, ohne von den Hunden daran gehindert zu werden. Diese Thatsache erzählt der Jesuit Bougeant, im *Amusement Philosophique sur le langage des Bêtes.* Paris, MDCCXXXIX. 8. p. 90.

12) In der im Höpfnerschen Magazin eingerückten Beschreibung des Steinbocks, auf den Savoyischen Alpen, findet man folgende Bemerkungen über einen jungen Steinbock, welchen der Verfasser bey dem Gouverneur von Aigle, im Pays de Vaud, sah. Ich sah, sagt der Verfasser, mit Verwundrung, in einem der innersten Schloßhöfe von Aigle, diesen Steinbock in zween Sätzen eine Mauer hinanklettern, und zwar in

gerader Linie, ohne daß er sich an etwas anders festhalten konnte, als an den kleinen Unebenheiten der Mauer, die durch Abfallen des Kalks entstanden waren; und von da schwung er sich in einem dritten Satze auf eine andre Mauer, welche senkrecht auf der erstern stand. Zuerst stellte er sich gerade vor das Ziel, das er treffen wollte, parallel mit der Mauer, und untersuchte dieselbe genau. Hierauf fieng er an, mit kurzen Schritten in dem Schloßhofe herumzulaufen, wo er eingesperrt war; von Zeit zu Zeit kehrte er nach seinem Ziele zurück, nahm wieder seine vorige Stellung, warf sich einigemal auf seinen Beinen vor und rückwärts, als ob er ihre Geschmeidigkeit untersuchen wollte, und nachdem er dies Spiel ziemlich lange getrieben hatte, bestimmte er sich endlich, sprang hinauf, kletterte längst der gedachten Mauer, und war da, wo er hin wollte. Man sah ihn, sich an der scharfen Kante von dem obersten Theil einer Thurmfahne festhalten; und sein gewöhnlicher Aufenthalt war unter dem Dache des höchsten Schloßthurms. Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 4. B. S. 345.

Jeder Leser wird zweifelsohne selbst fühlen, daß dies Betragen des Thiers sich nicht erklären läßt, wenn man nicht annimmt, daß es sich auf Vergleichung von mehreren Fällen, und auf daraus abgezogne Schlüße gründet. Auch das Willkührliche in der Handlungsweise des Thiers ist unverkennbar; und, wenn gleich, wie der Verfasser S. 358 versichert, der Steinbock sich nicht ohne Schaden auf seinen Hörnern in den Abgrund stürzen kann, (wodurch Boswells Nachricht von dem Corsicanischen Muffoli, ebenfalls zweifelhaft wird, da dieser vielleicht mit dem Steinbock ein Thier ist) so giebt doch

das

das Angeführte mehr als hinlänglichen Beweiß, von dem Willkührlichen in den Handlungen desselben.

13) Das Murmelthier hält sich nur in den höchsten und unzugänglichsten Gebürgen auf, und wählt vorzüglich die kleinen engen Thäler zu seinem Wohnort, welche zwischen den steilen Bergen und den nadelförmigen Felsenspitzen liegen. Es wählt am liebsten die südliche und westliche Seite des Bergs, die der Sonne am meisten ausgesetzt ist, und vermeidet mit der größten Sorgfalt alle feuchte Oerter. Wenn der Frühling herannaht, verläßt es sein Winterlager, wo es den Winter über in Betäubung gelegen hat, und begiebt sich nach mildern Gegenden hin, um seine Nahrung zu suchen; im Sommer aber sucht es wieder die Höhe der Berge, um einsam zu seyn, und einen Steinhaufen oder eine Höhle in der Nähe zu haben, wo es sich gegen alle unvermuthete Gefahren, in Sicherheit setzen kann.

Wenn das Murmelthier zahm ist, so isset es alles, was man ihm giebt, doch hat es großen Abscheu vor Fleisch. Wenn es trinkt, hebt es bey jedem Schluck den Kopf in die Höhe, ungefähr so, wie die Hühner, und sieht sich dabey, aus Furchtsamkeit, nach allen Seiten um. In der Morgendämmerung gehen die alten Murmelthiere aus ihren Löchern hervor, und fangen mit Aufgang der Sonne an zu grasen. Später am Tage lassen sie ihre Jungen ausgehen. Diese springen sodann allenthalben herum, jagen einander, setzen sich auf die Hinterbeine, und bleiben in dieser Stellung, gegen die Sonne gekehrt, eine Zeitlang sitzen, mit einer Mine, die einiges Vergnügen zu erkennen giebt. Ehe sie anfangen das Gras, sowohl zu ihrer Nahrung als zum Win-

tervorrath, abzubeissen, setzen sie sich insgesammt auf ihren Hinterbeinen in einen Kreis und drehen den Kopf nach allen Seiten. Der erste, der etwas verdächtiges bemerkt, oder zu bemerken glaubt, unterrichtet die ganze Gesellschaft davon, durch ein sehr helles Pfeifen. Die übrigen beantworten dies in eben dem Ton, der Reihe nach, und darauf nehmen alle augenblicklich die Flucht, ohne diesen Laut zu wiederholen. Der Jäger kann daher wissen, wie viele von diesen Thieren sich an einem Orte beysammen finden, wenn er nur Acht giebt, wie viel Mal nach einander gepfiffen wird. Die große Schüchternheit dieses Thieres macht es sehr schwer, sich ihm zu nähern ohne bemerkt zu werden. Insonderheit, da sie stets auf einer Klippe oder hohem Steine, eine Schildwache auszustellen pflegen. Ihr Gesicht ist so scharf, daß sie schon in weiter Ferne einen Menschen oder Hund erkennen, der sich ihnen nähert. Das Murmelthier thut keinem andern Thiere Schaden; verfolgt man es, so nimmt es die Flucht, oder sucht sich wohl gar einen andern Wohnort auf, wenn es sich sonst keine Ruhe verschaffen kann; bringt man es aber aufs äußerste, und benimmt ihm alle Auswege zur Flucht, so wehrt es sich durch Kratzen und Beissen gegen Hunde und Menschen, so gut es kann.

Die Murmelthiere leben in Gesellschaft, und man findet immer eine größre oder geringre Anzahl von ihnen beysammen, welche eine Art von Familie ausmachen. In der Nähe ihrer Wohnung findet man verschiedne, bald größere, bald kleinere Löcher, und viele unter Steinen oder kleinen Hügeln ausgegrabne Höhlen. Indessen hat jede einzelne Familie, nicht mehr als eine einzige Winterwohnung;

wohnung; alle übrige Löcher sind nichts weiter als Schlupflöcher, wohin sie ihre Zuflucht nehmen, wenn sie verfolgt werden, oder das Wetter schlimm ist. In diesen Sommerwohnungen, wie sie von den Jägern genannt werden, findet man niemals Heu, und man hat überdem noch andre Kennzeichen, woran man sie von den Winterwohnungen unterscheidet. Man findet nemlich, daß bey diesen Sommerwohnungen immer viele lose, ausgekratzte Erde liegt, welche sich mit jedem Jahre vermehrt, so wie sie, bey dem Anwachs der Familie mehrere Kammern anlegen. In einigen von diesen Kammern findet man eine große Menge von Unreinlichkeiten, da hingegen andre, so wie auch das Winterlager, völlig leer sind. Dies ist denn ein Beweiß von der Richtigkeit der Behauptung verschiedner ältern Schriftsteller, daß das Murmelthier die Reinlichkeit sehr liebe, und jene Löcher zu diesem Gebrauche bestimmt sind.

Das Murmelthier hölt die Erde mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Geschindigkeit aus. Es wirft die abgelößte Erde nur zum Theil heraus, und braucht den Ueberrest dazu, mit Hülfe seiner breiten Pfoten, die Wände des Hauptganges zu futtern, welche dadurch einen solchen Grad von Festigkeit und Dichte erhalten, daß sie nicht leicht einstürzen können. Die Thüre zu diesem Hauptgange, ist so enge, kaum sechs bis sieben Zoll im Durchschnitt, daß es fast unbegreiflich ist, wie das Thier durch selbige kommen kann. Wenn das Murmelthier unter dem Graben auf einen Stein oder eine Klippe stößt, und also nicht in gerader Linie weiter fortarbeiten kann, so weicht es diesem Hinderniß aus, und treibt den Gang in einer andern Richtung;

daher bilden diese Gänge zuweilen ein Zickzack; gewöhnlich aber halten sie die gerade Linie. Voigts Magazin für das Neuste aus der Physik, 4. B. 2. St. Seite 17. u. f.

§. 32.

Aus dem bisher angeführten, erhellt zweifelsohne mit hinlänglicher Deutlichkeit, daß die Thiere sich des Vergangnen erinnern, es mit gegenwärtigen Fällen vergleichen, und sich durch diese Vergleichung neue Vorstellungen bilden, von dem, was sie zu thun und zu lassen haben; das heißt mit andern Worten: sie urtheilen und schließen. Es frägt sich nun noch, **ob wir vernünftigen Grund haben, ihnen Urtheils- und Schliessungskraft in eben dem Grade, und von eben dem Umfange beyzulegen, als der Mensch sie hat.** Zur Beantwortung dieser Frage sind wir einigermaaßen durch dasjenige vorbereitet, was im Vorhergehenden über die allgemeinen Begriffe der Thiere bemerkt worden ist, und in wie fern man ihnen solche zuschreiben kann.

Der Mensch glaubt von sich, daß er sowohl aus seinen allgemeinen Begriffen, als aus individuellen Fällen schließe, welche er auf zweyerley Weise mit einander vergleicht: entweder **unmittelbar**, indem er geradezu, und ohne Zwischenbegriff, aus den bekannten Begriffen, die er bereits hat, einen neuen Begriff herleitet, oder er nimmt einen dritten Begriff zu Hülfe, vergleicht ihn mit zween vorher bekannten, und schaft sich nun vermittelst der Gleichheit oder Ungleichheit dieses dritten Begriffs, mit den zween andern, einen neuen Begriff. Die auf diese letztere Art erworbnen neuen Begriffe, nennt man

unmit-

unmittelbare Schlüße. Hiebey aber muß man merken, daß, wenn wir mit Hülfe des dritten Begriffs, diese so genannten **mittelbaren Schlüße** machen, so geschieht dies nur in solchen Fällen, wo wir die Wahrheit, die wir suchen, nicht mit Leichtigkeit finden können, wo also die Seele mit derjenigen Langsamkeit würken muß, welche dazu erfordert wird, wenn sie völlig klares Selbstbewußtseyn von sich und von der Art, wie sie würket, haben soll. Anders verhält es sich, wenn wir über Dinge und Wahrheiten nachdenken, die uns sehr wohl bekannt sind; dann überhüpfen wir oft die Zwischenglieder in der Gedankenreihe, und gehen Zwischenwahrheiten vorbey, aus welchen der Schluß eigentlich folgt, und worauf die Wahrheit desselben beruht; **indessen scheint es doch nur, als ob wir dies thäten.** Im Grunde schweben doch diese Zwischensätze vor unsrer Seele, wir haben ein mehr oder weniger dunkles Gefühl von ihnen, und übersehen also mit der Schnelligkeit, welche der Seele so eigen ist, wenn sie über bekannte Dinge nachdenkt, die Folge und den Zusammenhang der Wahrheiten, ohne uns deutlich bewust zu seyn, daß diese Zwischenwahrheiten mit in Betracht kamen, indem wir diese oder jene Folgerung herausbrachten. Daher rührt es denn nun auch, daß wir uns in unsern Untersuchungen so oft übereilen, weil wir aus Mangel an gehörigem Nachdenken, auf Sätze fallen, die wir ohne Bedenken als richtige Folgen von andern uns bekannten Wahrheiten annehmen, ohne diese Wahrheiten deutlich genug durchdacht zu haben, um gewiß davon zu seyn, daß der Satz, den wir daraus folgern, auch würklich in ihnen enthalten ist, und natürlich aus ihnen hergeleitet werden kann. Die Seele gebraucht also Zwischenbegriffe, selbst

in ihrem raschesten Fluge, obschon sie sich nicht immer deutlich bewust ist, daß sie sie gebraucht. Eben so aber geht es auch mit den sogenannten **unmittelbaren Schlüssen**, die wir zu machen glauben; in der That, und der Natur der Seele zufolge, giebt es dergleichen gar nicht, da wir immer einen dritten Begriff zu Hülfe nehmen, um die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der beyden gegebnen Begriffe ausfindig zu machen; diesen Begriff aber glauben wir oft nicht zu haben, wir glauben, wir gebrauchen ihn nicht, weil die Seele in bekannten Fällen mit einer solchen Schnelligkeit würkt, daß wir uns nicht deutlich bewust sind, auf was Art sie würke. Und nun schließen wir denn, aus vernünftigen Gründen, von dem, was wir von ihrer Verfahrungsart in ihrem ruhigern Zustande wissen, auf das, was sie unter veränderten Umständen sich vornimmt. Diese aber nötigt uns anzunehmen, daß alle unsre Schlüße an und für sich, **mittelbare Schlüße** sind, wenn gleich ein großer Theil derselben auf den ersten Anblick unmittelbar zu seyn scheint.

Wenden wir diese Bemerkungen auf die **Kraft zu urtheilen und zu schließen** an, welche wir bey den Thieren entdeckt haben, so folgt, daß, wenn die Thiere **schließen**, ihre Schlüße alle insgesammt, an und für sich, **mittelbare Schlüße** seyn müssen, welche mit Hülfe eines dritten Begriffs gebildet werden, obschon daraus noch nicht folgt, daß die Thiere in allen Fällen ohne Ausnahme, oder doch in den meisten Fällen sich bewust sind, auf was Art ihre Seele würkt, um diese Schlüße zu bilden. Vielleicht sind sogar die Fälle selten, wo man annehmen kann, das Thier sey sich bewust, daß es einen dritten Begriff gebrauche, um eine neue Regel

für

für sein Betragen ausfindig zu machen; vielleicht ist es dies nur in solchen Fällen, wo es darauf ankommt, auf eine andre Weise zu handeln, als die ihm gewöhnliche, wozu es durch allgemeine und oft wiederholte Erfahrungen gestimmt war. In allen andern Fällen würkt die Seele mit der ihr eigenthümlichen Schnelligkeit, vermöge deren, die weniger klaren oder dunkeln Vorstellungen, welche doch würklich zu Bestimmung der Handlung beytragen, nicht bemerkt werden, wiewohl die Seele deshalb um nichts weniger durch sie bestimmt wird. Wenn der Hund durch den Geruch die Ankunft seines Herrn entdeckt, und durch seine Bewegungen zu erkennen giebt, daß er ihn erwartet; so vergleicht er zweifelsohne diese Ausdünstungen mit denen, die er vorhin vernommen hat, und schließt daraus, daß es sein Herr ist, der sich nähert; aber die einzelnen Vorstellungen von den Ausdünstungen seines Herrn, von der Aehnlichkeit seiner gegenwärtigen Empfindungen mit vorhergehenden von eben der Art, von der Identität der Person, von der sie ausgehen, diese Vorstellungen denkt er vermuthlich nicht deutlich jede für sich, noch sondert er sie so von einander ab, daß er klares Selbstbewustseyn von ihrer Verschiedenheit hat. Die Gewohnheit macht, daß die Seele gleichsam auf einmal die ganze Kette von Vorstellungen übersieht, und ihren Schluß macht, ohne auf eine einzelne Vorstellung besonders zu merken; darum aber sind sie doch in der Seele, und tragen jede für sich dazu bey, den Schluß zu bilden. Und so geht es dem Menschen in unzähligen Fällen. Wir hören einen Laut, und augenblicklich fühlen und sagen wir, da ist diese oder jene Person. Beym ersten Anblick scheint es, als ob wir diesen Schluß unmittelbar aus dem Laute zögen; und doch geschieht es durch

inter-

intermediaire Vorstellungen von den Tönen, die wir vorhin bey dieser Person bemerkten, und die uns aus den gegenwärtigen ähnlichen Tönen, auf die Nähe derselben Person schließen lassen.

Aus dem obigen scheint nun zu folgen, daß, da die Thiere das Vermögen zu urtheilen und zu schließen besitzen, ihre Schlüße auch alle ohne Ausnahme im eigentlichsten Verstande **mittelbare** Schlüße seyn müssen; nur mit dem Unterschiede, daß die Thiere in den meisten Fällen schließen und handeln, ohne sich mit einiger Deutlichkeit bewust zu seyn, daß sie einen dritten Begriff gebrauchen, um ausfindig zu machen, was sie thun oder lassen sollen. Die Schlüße der Thiere scheinen daher in den meisten Fällen unmittelbare Schlüße zu seyn, ob schon sie im Grunde mittelbar sind.

§. 33.

Und hier stehn wir denn auf dem Punkte, wo die Gränzscheide zwischen der Schließungskraft der Thiere und der menschlichen Seele bestimmt werden muß. Wir haben im Vorhergehenden bemerkt, daß die Thiere, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Art von allgemeinen Begriffen haben, solchen nemlich, welche unmittelbar von sinnlichen Gegenständen abstrahirt sind; wir haben angenommen, daß diese Begriffe zwar etwas, aber doch nicht viel mehr in sich befassen, als die Vorstellung von Individen und individuellen Fällen; und in so fern der Mensch und das Thier einander darin ähnlich sind, daß sie verschiedne solche allgemeine Begriffe mit einander gemein haben, gleicht auch das Thier dem Menschen darin, daß es aus dergleichen allgemeinen, aus den sinnlichen Gegenständen

unmit-

unmittelbar abstrahirten Begriffen, Folgerungen ziehen kann.

Wie aber dahingegen das Absonderungsvermögen des Menschen sehr viel weiter geht, da er nicht bey den unmittelbar von sinnlichen Gegenständen abgesonderten, allgemeinen Begriffen stehen bleibt, sondern diese Begriffe mit einander vergleicht, und daraus neue allgemeine Begriffe erfindet; aus allgemeiner Wahrheit, allgemeine Wahrheit erspäht, und sich vollends von sinnlichen Dingen und Gegenständen zur Vorstellung von unsinnlichen Dingen erhebt; so reicht auch **die Schließungskraft des Menschen unendlich weiter als der Thiere**, deren Würkungskreis hauptsächlich auf sinnliche Dinge, und auf diejenigen Vorstellungen eingeschränkt wurde, welche mit ihnen im nächsten und unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Ich sage, die **Vorstellungen, Urtheile und Schlüße** der Thiere sind auf solche Dinge eingeschränkt, welche zunächst und unmittelbar mit ihren sinnlichen Bedürfnissen im Verhältnis stehen, aber darum behaupte ich nicht, daß sie als Wesen aus Körper und Geist zusammengesetzt, keine eigenthümliche Nothdurft haben sollten. Wir werden in der Folge sehen, daß sie in ihren Vorstellungen und durch ihre Vorstellungen, sich freuen und leiden können, wenn gleich kein unmittelbar gegenwärtiges sinnliches Gut oder Uebel auf ihren Körper würkt. Aber selbst diese Fälle stehen doch in enger und unmittelbarer Verbindung mit ihrem Wohl oder Weh als sinnliche Wesen, mit der Erhaltung ihres Lebens, und mit ihrem Glücke hier auf Erden; und alles, was wir an ihnen wahrnehmen und erfahren, läuft doch am Ende mittelbar oder unmittelbar auf ihre Bedürfnisse als sinnliche Wesen hinaus.

aus. Zwar können sie dadurch mehr oder weniger zu einer künftigen höhern Entwicklung vorbereitet werden, aber es ward ihnen nicht gewährt, diese Entwicklung diesseits der Gränzen der Zeit zu erreichen. Sie stehn immer, was Allgemeinheit der Begriffe, Deutlichkeit und Umfang der Kenntnisse betrift, tief unter dem Menschen, wiewohl sie auf der andern Seite weit größere Intelligenz haben, als man ihnen bisher gewöhnlich zugetraut hat.

§. 34.

Die Thiere bilden sich neue Vorstellungen, worin sie durch Vergleichung des Vergangnen mit dem Gegenwärtigen ihr Betragen bestimmen; sie richten ihr Betragen nach Schlüßen ein, welche auf eine solche Vergleichung beruhen; aber sie **schließen** zugleich, und auf dieselbe Weise, von dem Vergangnen und Gegenwärtigen aufs Zukünftige; **sie haben in vielen Fällen Vorstellungen**, nicht allein von dem was war, und ist, **sondern auch von dem, was nach der natürlichen Verbindung der Dinge geschehen wird und muß**; und mannigfaltige Erfahrungen bestätigen dieses.

Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir im Vorhergehenden zum Beweise dieser Wahrheit angeführt haben. Nur müssen wir noch bemerken, daß die Thiere in ihren Vorstellungen von einem bevorstehenden Gut oder Uebel, wohl nicht immer sich den Fall bestimmt denken, der sich ereignen soll, so wie er allen seinen Umständen nach seyn wird, und wahrscheinlich seyn muß. Gar oft haben sie vermuthlich nur eine dunkle und verwirrte Vorstellung, von dem bevorstehenden Gut oder Uebel,

welche

welche durch die Aehnlichkeit gegenwärtiger Umstände mit ehemaligen in ihnen erregt wird. Und so muß man sich wohl die meisten Fälle erklären, wo die Thiere, vermöge ihrer feinen Sinnenwerkzeuge, bevorstehende Veränderungen in der Natur vorempfinden. Hieraus lassen sich denn auch verschiedne von den Begebenheiten erklären, welche bey dem Erdbeben in Kalabrien 1783, mit den Thieren vorfielen. Ein Kaufmann in Messina besas zwo Katzen, die er selbst aufgezogen hatte; noch ehe der erste Stoß des Erdbebens geschah, waren diese Thiere schon in solches Schrecken gesetzt, daß sie versuchten, sich unter dem Fußboden durch zu graben, um aus der Stube zu kommen. Der Kaufmann lies sie in ein andres Zimmer gehn, und hier fiengen sie dieselbe Arbeit an; endlich als sie aus dem Hause kamen, liefen sie sporenstreichs zur Stadt hinaus; der Kaufmann folgte ihnen, und sah, daß sie, sobald sie auf freyem Felde waren, von neuem in die Erde zu kratzen anfiengen. Kurz darauf kam ein starker Stoß, und der Mann sah nun, daß viele Häuser in der Stadt, worunter auch sein eignes war, einstürzten. **Hennings von Ahndungen und Visionen**, 2. Th. Seite 431.

Es würde ungereimt seyn anzunehmen, daß die Katzen von dem bevorstehenden Erdbeben und den Würkungen desselben auf das Haus und die Stadt, eine Bestimmte Vorstellung hatten. Ihr feineres Gefühl war Ursache, daß sie die Veränderungen in Luft und Erde bemerkten, ehe der Mensch sie merken konnte: die anhebende Bewegung setzte sie durch ihre Ungewöhnlichkeit in Schrecken, und bewog sie, ihr Heil durch die Flucht zu suchen. Wahrscheinlich erwarteten sie da eine Oefnung

zu finden, wo sie die Bewegung am stärksten empfanden, und suchten daher sich durch den Boden hinaus zu graben, welcher unmittelbar die meisten Punkte ihres Körpers berührte, also ihnen das stärkste Gefühl von der Bewegung mittheilen muste. Das Anhaltende dieses Gefühls mag sie vielleicht bestimmt haben, aus dem Hause in die freye Luft zu fliehen, wo die Bewegung von oben weniger empfunden werden konnte, als in dem eingeschloßnen Raum eines Zimmers. Zufälligerweise führte nun die Gasse, worin das Haus lag, gerade zum Stadtthore; auf ihrem Wege längst derselben, fühlten sie wahrscheinlich nicht allein die Bewegung in der Erde, sondern dies Gefühl ward vielleicht noch durch die Bewegung der zwischen den Gebäuden eingeschloßnen Luft verstärkt. Sie hatten also keine Ursache mit ihrem Laufe einzuhalten, bis der Eindruck, den die Bewegung der Luft und Erde auf sie machte, in freyem Felde schwächer wurde. Hier stehen sie still und kraßen in die Erde, deren Bewegung sie nun hauptsächlich fühlen. Inzwischen hatten doch diese Thiere Vorstellung von einer bevorstehenden Unannehmlichkeit, und diese Vorstellung gründete sich auf ihre gegenwärtigen Empfindungen, und die Nichtübereinstimmung derselben mit dem gewöhnlichen Zustande ihres eignen Körpers, und der außer ihnen befindlichen Dinge; obgleich man darum nicht annehmen kann, daß sie gerade von dem besondern Falle, der sich würklich ereignete, Vorstellung hatten.

Solche Vorstellungen von bevorstehenden Veränderungen, haben die Thiere in sehr vielen andern Fällen; bald mehr bald weniger bestimmt, je nachdem ihre vorherigen Erfahrungen, verbunden mit den gegenwärtigen Gefühlen, mehr oder weniger auf die Vorstellung von

einem

einem bestimmten Gegenstande oder Verändrung hindeuten. So ist es bekannt genug, daß verschiedne Thierarten die bevorstehenden Verändrungen des Wetters voraus empfinden, und diese ihre Empfindung durch ein verändertes Bezeigen zu erkennen geben. Die Eule durch ihr Geschrey, andre Vögel durch andre Bewegungen und Töne. Und dies läßt sich nun aus ihren feinern Sinnen erklären, wodurch sie im Stande sind, die Verändrungen in der Luft, und den Unterschied in dem Drucke derselben wahrzunehmen, ehe der Mensch sie wahrnehmen kann.

Hingegen giebt es auch gar viele andre Fälle, wo die Vorstellungen der Thiere von dem Bevorstehenden zusammengesetzter, und die Veranlassung zu ihren Schlüssen, nicht so unmittelbar gegenwärtige Ereignisse sind; Fälle, wo alle ihre Seelenkräfte deutlich würken, und wo nicht regelmäßige Naturbegebenheiten, sondern willkührliche Handlungen des Menschen, der Gegenstand ihrer Vorstellungen und Schlüße sind. So, wenn der Hund sich vergangen hat und Strafe befürchtet, und dann oft tausenderley Künste und Schmeicheleyen erfindet, um seinen Herrn zu besänftigen, wenn er erst dem Zorne der ersten Augenblicke entgangen ist; oft gleichsam verzweifelt, und sich in sein erwartetes Schicksal ergiebt, ohne Hofnung, es vermeiden zu können. Um hievon ein Beyspiel anzuführen, will ich hier eine Begebenheit erzählen, für deren Wahrheit glaubwürdige Zeugen mir Bürgen sind. Ein Freund von mir, hatte in seiner Jugend, da er noch in dem Hause seiner Aeltern war, einen großen Jagdhund, welcher Alters halber beißig wurde, und daher beschwerlich war. Man hatte erst im Sinne, ihn zu erschießen, beschloß aber hernach, ihn einem Manne

zu geben, der zwölf Meilen von dem Orte wohnte, und den Hund lieb hatte. Der Hund ward demnach auf einem Bauernwagen festgebunden, und nach seinem neuen Wohnort hingefahren. Als der Bauer, welcher ihn fortschaffen sollte, daselbst angekommen war, band er den Hund mit einem Thau in dem Hofe eines Hauses fest, wo er eingekehrt war, und lies ihn hier stehen, indes er selbst zu seinem neuen Eigenthümer gieng, um die Ankunft desselben anzuzeigen. Mittlerweile biß der Hund das Thau in Stücken, und begab sich auf eben dem Wege wieder zurück, den er gekommen war. Die Stadt, wo sein voriger Herr wohnte, lag in einem mit Bergen umgebnen Thale. Nun traf es sich, daß ein Freund von dem ehemaligen Herrn des Hundes ausgeritten war, und dem Hunde in den Gebürgen oberhalb der Stadt begegnete. Dieser Mann wuste nichts von dem, was geschehen war; wunderte sich indessen, als er den Hund hier erblickte, und ihn mit trauriger Gebärde herumgehen sah. Noch mehr aber wunderte er sich, da der Hund eine Anhöhe hinan lief, von der er die Stadt, welche dicht am Fuße derselben lag, übersehn konnte, sich auf den Hinterbeinen setzte, und mit dem kläglichsten Heulen und Winseln auf die Stadt hinab sah. Der Mann ritt seines Weges, und erfuhr hernach, was wir oben erzählt haben, wie auch, daß der Hund in aller Stille sich wieder in das Haus seines vorigen Herrn geschlichen habe, wo er denn eine Stunde nachher erschoßen wurde.

Dies Betragen des Hundes beweißt doch unwidersprechlich, daß er wuste, er dürfe nicht nach Hause kommen, daß er betrübt darüber war, und bey seiner Zurückkunft nichts Gutes erwartete. Zwar konnte er sich

wohl

wohl nicht vorstellen, daß man ihn umbringen würde, aber die Vorstellung, daß er von seinem alten Herrn getrennt werden sollte, und dafür büßen würde, wenn er wieder zu ihm zurückkehrte, war doch zuverläßig sehr klar und lebhaft in der Seele des Hundes.

Anmerkung. Ueberaus merkwürdig ist es, daß die Thiere in Kalabrien vor dem Ausbruch des verwüstenden Erdbebens von 1783, das lebhafteste Gefühl von dem bevorstehenden Unglück hatten, ob schon sie sich doch wohl nicht bestimmt und deutlich, die Art und Beschaffenheit desselben vorstellen konnten. Doctor Bartels sagt hierüber folgendes: Die Empfindungen, welche die Thiere vor dem Erdbeben äußerten, werden unläugbar immer merkwürdig bleiben. Nur der Mensch war vor diesen warnenden Gefühlen frey, weder auf seinen Körper, noch auf die Munterkeit seiner Seele, hatte das Bevorstehende den geringsten Einfluß. Seine Empfindungsnerven wurden von demjenigen gar nicht gerührt, was den Thieren die quälendste Unruhe verursachte. Ein Beweiß, wie weit schärfer das Perceptionsvermögen, vermittelst der äußern Sinne, bey den Thieren ist. Aber auch bey ihnen bemerkte man in dieser Hinsicht die größte Verschiedenheit. Indessen sind diese Aeußerungen zu sonderbar, als daß ich nicht hier dasjenige anführen sollte, was ich mit Gewißheit davon weiß.

Die Fische im Meere schienen kurz vorher, und so lange diese ganze traurige Periode währte, gleichsam trunken zu seyn, waren sehr unruhig im Wasser, und eilten häufiger als sonst, in die Netze der Fischer. Die Vögel durchkreuzten schreyend die Luft, als ob sie durch Furcht herumgetrieben würden, und auch sie schienen et-

was von der klugen Vorsicht verloren zu haben, womit sie sich sonst vor den Schlingen der Menschen hüteten. Eben die Unruhe bemerkte man an den Hünern, Gänsen, Tauben u. a. m. Unter den vierfüßigen Thieren schienen der Hund und der Esel diejenigen zu seyn, bey welchen diese Empfindungen sich am frühesten und heftigsten einstellten. Sie liefen mit wilden, starren Blicken furchtsam umher, und erfüllten die Luft mit einem schrecklichen Geheul und Schreyen. Pferde, Ochsen, Maulesel und andre solche Thiere, zitterten am ganzen Körper, stampften mit Wiehern und Gebrülle die Erde, spitzten die Ohren, und ihre Blicke waren starr und verdächtig. In dem furchtbaren Augenblicke des Erdbebens, sperrten sie die Beine von einander gegen die Erde, um nicht zu fallen, und doch stürzten sie oft nieder. Einige versuchten kurz vorher zu entfliehn, aber vergebens. Das Erdbeben erreichte sie, und sie blieben verwirrt und unbeweglich stehen. Die Schweine schienen von diesen vorläufigen Empfindungen am wenigsten zu äußern; aber bey den Katzen zeigten sie sich sehr heftig, wiewohl später als bey dem Hunde und Esel. Sie krümmten sich, ihr Haar sträubte sich wie Borsten, ihre Augen thränten und waren blutig, und sie stimmten ein schreckliches Jammergeschrey an. Briefe über Kalabrien und Sizilien, von Johann Heinrich Bartels. Zweyte Auflage. Göttingen, 1791. 8. Erster Theil. S. 304-5. Diese Nachrichten findet man auch bestätigt, in dem Schreiben des Ritters Hamilton an die königliche Societät der Wissenschaften in London. Aus dem Französischen. Strasburg. 4. 1784. S. 12.

Le Gentil erzählt in seiner Reise um die Welt, verschiedne ähnliche Begebenheiten, welche 1716 bey einem

einem Erdbeben in Pisco vorfielen, wo er sich damals aufhielt. Pisco ist eine kleine Stadt in Südamerika, und liegt ungefähr funfzig französische Meilen von Lima. Eine halbe Stunde, heißt es, ehe die Erde zu beben anfieng, äußerten alle Thiere eine große Angst. Die Pferde wieherten, rissen sich von ihren Halftern los, und liefen aus den Ställen. Die Hunde heulten, die Vögel waren wie betäubt und flogen gerade in die Häuser. Mäuse und Ratzen liefen aus ihren Löchern hervor. Die Schiffe, welche vor Anker lagen, wurden so heftig hin und her geworfen, daß man glaubte sie würden zertrümmert werden. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, XII. B. S. 589.

Eben solche Würkungen auf die Thiere brachte ein Erdbeben hervor, das sich 1703 auf Martinique und Guadeloupe ereignete, und dessen der Pater Labat gedenkt. Er war im Walde, da das Erdbeben ausbrach, und in der Nähe von ihm befanden sich sechszehn Ochsen, welche in Spannstricken giengen, um zu grasen. Diese Thiere, sagt der Verfasser, empfanden den Stoß des Erdbebens eher als ich. Sie zerrissen die Stricke womit sie gebunden waren, versammelten sich brüllend, und liessen eine außerordentliche große Furcht blicken, welche noch eine Zeitlang fortdauerte, nachdem das Erdbeben schon aufgehört hatte. Eben dies hatte man auch an der Küste bemerkt. Aus Martinique versicherte man dem Verfasser, daß die außerordenlichen Bewegungen, welche man bey dieser Gelegenheit an allen Thieren wahrgenommen, größere Angst bey den Menschen erregt haben, als das Erdbeben selbst. Labats Reisen nach Westindien, 6. B. S. 428.

§. 35.

Der Mensch fühlt nicht allein sein Daseyn als ein lebendes, denkendes und thätiges Wesen, verschieden von allen andern Dingen, welche außer ihm da sind; sondern er ist sich auch bewust, daß er unter allen Veränderungen von Vorstellungen und Zustand, dasselbe lebende, denkende und thätige Wesen ist, das er vorher war; dies heißt mit wenig Worten: der Mensch hat Selbstbewustseyn. Vernunft und Erfahrung gebieten uns, von den Thieren eben dasselbe anzunehmen: ein jedes Thier weis und fühlt daß es da ist, daß es von jedem andern außer ihm, und mit ihm daseyenden Dinge verschieden ist; es weis und fühlt ferner, daß es in jedem folgenden Augenblick seiner Existenz hier auf Erden, dasselbe Wesen ist, das es vorher war.

Woher wissen wir Menschen unser Daseyn, und daß wir von den Dingen, die außer uns existiren, verschieden sind? ist es nicht daher, weil wir fühlen, daß die Einwürkung dieser Dinge unsern Zustand verändert; weil wir Lust und Unlust fühlen, je nachdem die Würkung derselben auf uns, und die dadurch hervorgebrachte Veränderung unsers Zustandes verschieden ist. Wir wissen, daß wir in den folgenden Augenblicken dieselben sind, die wir vorher waren, weil wir uns erinnern und fühlen, daß wir, eben dieselben denkenden und fühlenden Subjekte, welche vorher Freude oder Schmerz empfanden, itzt uns freuen oder leiden. So aber verhält es sich auch mit jedwedem andern Wesen, das Leben und Empfindung hat; es stellt sich die Veränderungen, welche in seinem Zustande vorgehn, mit Lust oder Unlust vor; und diese

Vorstel-

Vorstellung, diese Empfindung macht, daß dies Wesen, lebhafter oder dunkler, deutlicher oder undeutlicher, je nach der Verschiedenheit seiner Fassungskraft und seines Zustandes, sein Daseyn fühlt, und weis, daß es da ist.

Auf diese Weise haben auch die Thiere Gefühl von ihrem Daseyn, und sind sich bewust, daß sie da sind, und verschieden sind von jedem andern daseyenden Dinge, indem sie Lust oder Unlust, Freude oder Schmerz, bey den Verändrungen fühlen, welche in ihrem Zustande vorgehn, und hauptsächlich bey denjenigen, welche durch die Einwürkung der äußern Gegenstände auf ihren Körper hervorgebracht werden. Einige dieser Verändrungen sucht das Thier zu vermeiden, andre wünscht und sucht es zu erhalten und zu verlängern. Die Würksamkeit des Thiers vereinigt sich also mit den Dingen und Ursachen, die außer ihm sind, und auf ihm würken, oder sie widerstrebt ihnen. Das Gefühl dieser Mitwürkung oder Gegenwürkung aber macht, daß das Thier nothwendig fühlen muß, daß es existirt, und von jedwedem andern Dinge, das auf ihm würkt, oder dem es entgegen würkt, verschieden ist.

Wir haben im Vorhergehenden bewiesen, daß das Thier sich des Vergangnen erinnert und es mit dem Gegenwärtigen vergleicht; dies heißt aber mit andern Worten: es erinnert sich der angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die es einmal gehabt hat; und da es sein Betragen, dieser Erinnerung gemäß, verschieden einrichtet, so muß es auch fühlen, daß es ebendasselbe empfindende und würkende Wesen ist, das es damals war; denn sonst würde jedweder Fall ihm neu und ungewöhnlich seyn. Wie oft auch eine Erfahrung wiederholt

wäre, würde das Thier doch immer so handeln müssen, als es das erste Mal handelte, da es diese Erfahrung hatte, wenn es sich der Folgen von vorhergehenden ähnlichen Fällen nicht zu erinnern wüste, und fühlte, daß der gegenwärtige Fall eben sowohl, als die vorigen, sein eignes Wesen betreffe. Nun aber wissen wir, daß die Thiere durch Erfahrung klüger werden; daß sie vorherige Erfahrungen ihrem nachherigen Betragen zur Richtschnur dienen lassen. Das Thier handelt also nach fortgesetzten Vorstellungen, von welchen es die spätern auf die frühern zurückführt. Das Thier fühlt die fortgesetzte Dauer seines Daseyns, und ist sich derselben bewust, da es sich der Fortsetzung seiner Vorstellungen bewust ist; aber dann muß es sich auch zugleich bewust seyn, daß es in jedem folgenden Augenblicke dasselbe Wesen sey, welches es in den vorhergehenden war, da es in Uebereinstimmung mit seinen vorigen Vorstellungen, und ihnen gemäß handelt. Das Thier hat also Selbstbewustseyn, oder das, was man Gefühl von seiner persönlichen Identität nennt; es weis von sich selbst, daß es da ist, und weis zugleich während der Fortsetzung seines Daseyns von sich, daß es ferner ist, was es vorher war, dasselbe fühlende und würkende Wesen, von jedem andern Dinge verschieden, welches zugleich mit ihm da ist, und von ihm erkannt und empfunden wird.

§. 36.

Das Thier erkennt sich selbst unter der Fortsetzung seines Daseyns für dasselbe Wesen, das es vorher war; aber es kennt auch die Dinge außer ihm wieder, welche vorher auf ihm gewürkt haben, wenn sie sich von neuem seinen Sinnen darbieten. Das Erinnerungsvermögen

des Thiers ist nicht bloß auf das Gefühl seines eignen Daseyns, auf das unmittelbare Gefühl seines eignen Ichs eingeschränkt; es kann auch die Vorstellung von Personen, Dingen und Ereignissen zurückrufen, die außer seinem eignen Wesen vorhanden sind, und ihm angenehme oder unangenehme Empfindungen verursacht haben; es kann diese Dinge für dieselben wieder erkennen, deren Würkungen es ehemals erfuhr. Das Thier hat also, im allereigentlichsten Verstande, Gedächtniß. Und dies wird durch unzählige Erfahrungen bestätigt, die sich, besonders an unsern zahmen Hausthieren, jedem leicht darbieten werden.

Anmerkung. Ungeachtet aus den im Vorhergehenden angeführten Beyspielen, das Gedächtniß des Thieres bereits hinlänglich erwiesen ist, will ich doch hier noch einige merkwürdige Begebenheiten hinzufügen, welche diesen Gegenstand in helleres Licht setzen.

1) Carver erzählt in seiner Reise eine merkwürdige Geschichte von einer Klapperschlange, welche zahm geworden war, und ihren Herrn kannte. Carver erfuhr dieselbe von einem französischen Kaufmanne, Namens Pinnisance, der ein Augenzeuge davon war. Ein Indianer, welcher zu der Völkerschaft der Nánomonier gehörte, fieng eine Klapperschlange und fand Mittel, sie zu zähmen; er ehrte sie als seinen Gott, nannte sie immer seinen großen Vater, und trug sie in einer Schachtel überall mit sich herum. Dies hatte der Indianer mehrere Sommer nach einander gethan, als Pinnisance ihn einst zufälligerweise an einem Orte traf, wo er sie bey sich hatte, gerade da er auf die Winterjagd gehen wollte. Der Kaufmann wunderte sich nicht wenig, als er eines Tages den Indianer die Schachtel, worin sein

Gott befindlich war, niedersetzen, den Deckel abnehmen, und ihm die Freyheit geben sah; er befahl ihm zugleich, sich nächsten May bey seiner Ankunft an diesem Orte, wieder einzufinden. Es war damals in den ersten Tagen des Oktobers, und Pinnisance, der sich über die Einfalt des Indianers gar sehr wunderte, sagte ihm, er würde wahrscheinlich lange auf diesen Maymonat warten müssen. Der Indianer hatte so viel Zutrauen zu seiner Schlange, daß er sich erbot um acht Maas Rum zu wetten, die Schlange würde zur bestimmten Zeit sich wieder einfinden, und in ihre Schachtel kriechen. Die Wette ward angenommen, und man bestimmte die zweyte Woche des nächstkommenden Maymonats zur Entscheidung der Sache. Das Jahr darauf kamen sie beyde zur bestimmten Zeit zusammen. Der Indianer setzte seine Schachtel von sich, und rief seinen großen Vater. Die Schlange hörte ihn nicht, und da die Zeit verfloßen war, gestand er, daß er verloren habe; aber er machte sich anheischig, die Wette doppelt zu bezahlen, wenn sein großer Vater nicht binnen zween Tagen käme. Dies Erbieten wurde angenommen; und den zweyten Tag um Ein Uhr, kam die Schlange unvermuthet zurück, und kroch von selbst in die Schachtel, die für sie in Bereitschaft stand. Pinnisance versicherte, diese Begebenheit sey wahr, und Carver setzt hinzu, daß er, nach dem, was man ihm oft von der Gelehrigkeit dieses Thiers gesagt habe, keinen Grund finde, an der Glaubwürdigkeit dieser Erzählung zu zweifeln. Johann Carvers Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika, in den Jahren 1766-68. Hamburg. 8. 1780. Seite 25-27.

Der Hauptinhalt dieser Erzählung besteht darin, daß die gedachte Klapperschlange zahm war, ihren Herrn kannte, und zu ihm zurückkehrte, nachdem sie ihrer Gefangenschaft einmal entlassen war. Daß übrigens der Indianer mit ihr sprach, und ihr befahl, zur gesetzten Zeit wiederzukommen, war entweder ein Gaukelspiel oder Einfalt von ihm. Wahrscheinlich wuste er aus Erfahrung, daß das Thier um die Jahrszeit, da er die Gegend verlies, sich nicht daraus entfernen würde, wie er sich denn auch im Frühjahr zeitig genug wieder einfand, um sie noch ungefähr an eben dem Orte anzutreffen. Das Thier kannte seine Stimme, und sie diente ihm zum Wegweiser, den Mann und ihre Schachtel zu finden. Daß sie den ersten Tag ausblieb, rührte, wie die Erzählung sagt, vermuthlich daher, weil sie den Indianer nicht rufen hörte. Uebrigens ist es nicht ungereimt, daß ein solches Thier in einer Schachtel Raum haben konnte, da die Länge der Klapperschlange von zwey bis vier Ellen, und ihre Dicke von drey und fünf Fingern, bis zur Dicke eines Arms ist. Aus der Erzählung erhellt also, daß diese Schlange keine von den größten gewesen seyn muß, so wie sie vermuthlich auch nicht von der giftigsten Art war. Ueberhaupt wird von der Klapperschlange bemerkt, daß sie ein sehr schläfriges und langsames Thier ist, und nicht leicht jemanden beißt, wenn sie nicht beunruhigt oder gereizt wird.

2) Ein Mann aus Chamouny sollte zween junge Steinböcke, die er erzogen hatte, nach Chantilli, in die Menagerie des Prinzen von Conde, führen. Diese Thiere folgten ihm freywillig, ohne gebunden zu seyn. In der Nähe von Besançon wurden sie schüchtern, da ihnen eine Heerde Kühe begegnete, und in einem Augenblicke nahmen sie die Flucht nach den steilsten Felsen in der dortigen Gegend hinauf. Ihr Führer glaubte nun, daß sie für ihn verloren wären. Indessen folgte er ihnen nach, und lockte sie zu sich, und in wenigen Minuten kamen sie zurück und begleiteten ihn wie vorher. Höpf-

ners Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 4. B. S. 346. Diese Thiere kannten also ihren Erzieher, wusten ihn von andern Gegenständen zu unterscheiden, kannten ihn wieder, nachdem sie ihn verlassen hatten, und erkannten ihn für denselben, dem sie vorher folgten.

3) Folgende Begebenheit mit einem Mauleſel, welche Delacroix anführt, verdient auch als Beweiß von dem Gedächtniß der Thiere bemerkt zu werden. Vor einiger Zeit, sagt er, kam der Fuhrmann eines gewissen Mauermeisters zu Compiegne, durch das unvermuthete Einschießen eines Steinbruchs ums Lebens. Dieser Fuhrmann hatte einen so sanften und ruhigen Mauleſel unter seiner Aufsicht, daß alle Leute seines Handwerks, von nichts als den guten Eigenschaften desselben sprachen. Allein, diese Lenksamkeit des Mauleſels nahm mit dem Tode des Fuhrmanns, wovon er selbst Zeuge gewesen war; ein Ende. Von der Stunde an, durfte man ihm nicht nahe kommen, ohne Gefahr zu laufen, von ihm gebissen oder geschlagen zu werden. Schmeichelte man ihm, so blieb er unempfindlich dabey; drohete man ihm, so achtete er nicht darauf; schlug man ihn, so ward er nur noch mehr erbittert. Seine traurigen und düstern Augen, flößten Mißtrauen und Furcht ein. Da dies Thier dem Mauermeister, der Cardon hies, täglich Verdruß machte, so wurde er endlich seiner überdrüßig und verkaufte es. Einige Zeit nachher erfuhr er, daß es den Käufer lahm geschlagen, und man sich genöthigt gesehen hatte, es zu tödten. Delacroix Taschenbuch. S. 341-42. Schwerlich wird jemand hier daran zweifeln, daß das Thier sich seines ersten Führers erinnerte,

nerte, und die Betrübniß über den Verlust desselben an der Veränderung seines Betragens Ursache war. Das Thier wuste seine nachmaligen Führer von jenem ersten zu unterscheiden.

4) Es war, wie Plutarch berichtet, ehedem ein Barbier in Rom, welcher eine Elster hatte, die so gut sang und redete, daß man in dem ganzen Quartier, wo der Mann wohnte, sich fast von nichts andern unterhielt, als von ihr. Sie ahmte die Stimme der Menschen, das Geschrey der Thiere, den Klang der Instrumente, kurz alles nach, was sie hörte, und zwar aus eigner Bewegung, ohne durch jemanden darzu aufgemuntert zu werden. Nun trug es sich einmal zu, daß eine reiche und angesehene Person der Stadt zur Erde bestattet wurde. Der Leichenzug, vor welchem Trompeten und Zinken hergiengen, kam über den Platz, wo der Barbier wohnte, und hielt daselbst lange stille, indes die Musikanten aus allen Kräften bliesen. Von dem Augenblick an verstummte die Elster, und man hörte sie einige Tage lang weder reden, pfeifen, noch sonst irgend einen Gebrauch von ihrer natürlichen Stimme machen. Man hegte mancherley Vermuthungen über die Ursache dieses plötzlichen Stillschweigens derselben. Endlich brauchte sie ihre Stimme wieder, nicht um das, was sie vorhin zu sagen pflegte, zu wiederholen, sondern um den Schall jener blasenden Instrumente, mit denselben Abwechslungen, Pausen, Wiederholungen und Abfällen, als sie am Tage der Beerdigung bemerkt hatte, nachzuahmen. Delacroix Taschenbuch. S. 112-113.

5) Die Industrie der Diebe in England, schränkt sich nicht blos auf das ein, was sie selbst stehlen und

andre

andre Menschen zu stehlen bereden, sondern sie geht gar so weit, daß sie Hunde zu diesem Handwerk erziehen und abrichten; und als ein Beyspiel, wie weit die Schlauigkeit und das Gedächtniß der Hunde, es in diesem Stück bringen kann, mag hier folgende Begebenheit Platz finden, welche an dem Orte in Norwegen, wo sie sich zutrug, noch in frischem Andenken seyn wird. Ein Engländischer Schiffer besuchte einen Kaufmann in Norwegen und hatte einen sehr hübschen Hund bey sich, den er in England gekauft hatte, vermuthlich von jemand, der ihn stahl und wieder verkaufte, ohne seine guten Eigenschaften zu kennen; da der Kaufmann an dem Hunde Gefallen fand, so machte der Schiffer ihm ein Geschenk damit. Der Hund wurde indessen im Hause bekannt, und gewöhnte sich an seinen neuen Herrn. Eines Tages, da letzterer in seinem Kontoir sas, kam der Hund aus der Stadt zurück, legte ihm seine Vorderbeine auf den Schoos und hatte etwas im Munde. Der Mann nahm es ihm ab, um zu sehn, was der Hund wohl bringen mögte, und fand, daß es eine Rolle mit Zwölfstüberstücken war. Da er nun unmöglich begreifen konnte, wie der Hund zu diesem Gelde gekommen war, so legte er es zur Seite, und schrieb auf die Rolle, an welchem Tage er sie erhalten hätte. In der Folge brachte der Hund noch verschiedene Mal, auf eben die Weise, Geld, welches sein Herr mit derselben Vorsichtigkeit aufhob und endlich darauf fiel, daß er es bey einem seiner Freunde genommen haben müsse, der ebenfalls Kaufmann war, in dessen Hause er oft kam, und wohin ihn der Hund gewöhnlich zu begleiten pflegte.

Indessen schwieg er, bis nach Verlauf von einiger Zeit, da gerade der Kaufmann, den er für den Eigenthü-

genthümer des Geldes hielt, ihm bey einem Besuche erzählte, daß er seit einigen Wochen bestohlen würde, ohne daß er begreifen könne, wie es damit zugehe, da sein Geldkasten unbeschädigt wäre, niemand als er selbst, ihm nahe käme, und niemand zugegen gewesen sey, wenn er ihn geöfnet hätte. Der Hund, welcher sehr oft im Kontoir bey ihm wäre, sey der einzige, den er deshalb in Verdacht haben könne, und dies schiene ihm doch ungereimt, zumal, da er nie bemerkt habe, daß er Mine mache, als ob er etwas wegnehmen wolle. Der Herr des Hundes bat hierauf seinen Freund, den Hund genau zu beobachten, wenn er wieder zu ihm käme; und dies that er denn auch. In dem Zimmer, wo der Geldkasten stand, hatte er sein Schreibpult so stehen, daß er, wenn er vor selbigem sas, dem Kasten den Rücken zukehrte, welcher letztere, so wie ein Tisch, worauf er sein Geld zu zählen pflegte, in einer andern Ecke der Stube befindlich war. Nun geschah es, da der Hund eines Tages, wie gewöhnlich, zu ihm ins Kontoir kam, und sich, wie er immer that, unter dem Ofen legte, daß der Mann seinen Kasten öfnete, einige Rollen Geld auf den Tisch legte, und sich darauf wieder an sein Schreibpult setzte, doch so, daß er sehen konnte, was der Hund vornehmen würde. Der Hund lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen, schlich sich darauf nach dem Tische hin, nahm eine Rolle weg, und legte sich dann wieder auf seinen vorigen Platz. Der Mann stellte sich, als hätte er nichts gemerkt, verwahrte sein Geld wieder, und verschloß den Kasten. Kurz darauf kam der Hund unterm Ofen hervor, und gab durch seine Gebärden zu erkennen, daß er hinaus gelassen zu werden wünschte; welches denn auch geschah, und nun brachte

er,

er, wie gewöhnlich, das Geld seinem Herrn. Die Dieberey war also entdeckt, und der Kassenmangel stimmte aufs genaueste mit der Geldsumme überein, welche der Herr des Hundes empfangen hatte.

Drittes Kapitel.

Von den Begehrungskräften der Thiere.

§. 37.

Indem wir nun solchergestalt erwiesen, daß die Thiere Vorstellungskraft hätten, und dabey zeigten, wie diese Kraft sich in verschiednen Graden und auf verschiedne Weise äußerte, haben wir zugleich dargethan, daß die Thiere begehren und verabscheuen; Neigung zu diesem, Abscheu gegen andre Dinge zeigen, das heißt: Die Thiere haben Willen.

Erfahrung lehrt, daß der Mensch durch seine Vorstellungen bestimmt wird, auf diese oder jene Weise zu handeln; wir begehren einige Dinge, weil wir uns dieselben als gut, das heißt: mit unsrer Natur übereinstimmend, vorstellen; wir verabscheuen andre, und suchen sie zu vermeiden, weil wir uns sie uns als streitig mit unsrer Natur, und mit der Freude und dem Glück vorstellen, das wir suchen. Da wir nun aber von uns selbst wissen und fühlen, daß wir Dinge begehren oder verab-

verascheuen, je nachdem wir sie uns als zuträglich oder schädlich für uns vorstellen, so schließen wir auch aus vernünftigen Gründen, daß andre Menschen ebenfalls Neigung und Abscheu fühlen, da wir sehen, daß sie verschiedene und entgegengesetzte Handlungen vornehmen, welche sich nicht erklären lassen, wenn wir nicht annehmen, daß auch sie das Vermögen zu begehren und zu verabscheuen, besitzen, worin der Grund dieser Verschiedenheit ihrer Handlungen und ihres Betragens gesucht werden muß.

Aber aus eben demselben Grunde sind wir auch genöthigt zu glauben, daß die Thiere das Vermögen haben, zu begehren und zu verabscheuen; daß sie Lust oder Unlust bey Dingen und Handlungen fühlen, je nach den verschiednen Würkungen, welche sie von dem verschiednen Verhältnisse dieser Dinge und Handlungen gegen sich, und ihrer verschiednen Einwürkung auf sich erfahren haben; und tägliche Erfahrungen bestätigen dies. Wer hat nicht bemerkt, daß die Thiere, wenn sie Lust und Neigung zeigen, gewisse Arten von Nahrungsmitteln zu genießen, gegen andre Abneigung, und zum öftern unüberwindlichen Widerwillen äußern. Man betrachte insonderheit die Abwechslungen in den Gebärden und Blicken des Hundes und der Katze, und man wird sich leicht überzeugen, daß die Thiere Lust und Unlust, Neigung oder Abscheu fühlen, je nachdem die Dinge, welche auf ihnen würken, und die Umstände, worin sie sich befinden, mit ihren natürlichen Neigungen oder Zustande, übereinstimmen oder nicht.

Anmerkung. Zum Beweise, daß die Thiere mit ausgezeichneter Begierde gewisse Empfindungen, vor-

zugsweise suchen, kann folgende Bemerkung dienen, welche Munro anführt. Die Einwohner in Ostindien, sagt der Verfasser, fangen junge Schlangen, nehmen ihnen den Stachel ab, und haben sie zahm in ihren Häusern um sich. Diese Schlangen zeigen viel Gefühl für Musik. Sobald sie eine Violine oder andres Instrument hören, besonders die Sackpfeife, heben sie den Kopf in die Höhe und bewegen sich nach der Musik. Ihre Bewegungen nehmen zu, so, wie man in einem geschwinderen Takt spielt, bis sie zuletzt in die heftigste Entzükkung gerathen, da denn ihre Augen funkeln, und die schönsten Farben sich an ihrem Körper zeigen. Die wilden Schlangen haben eben dies Gefühl. In der Nähe der Wohnung des Verfassers zu Madras, versammelten sich ungewöhnlich viele Schlangen, weil die Hautboisten des Schottländischen Regiments, bey welchem er stand, daselbst einquartiert waren, und oft, besonders auf der Sackpfeife, musicirten. Der Verfasser gedenkt dieser Eigenschaft der Schlangen, als einer in Indien allgemein bekannten Sache, wovon er selbst unzählige Mal Augenzeuge gewesen ist. *A narrative of the military operations om the Coromandel Coast, in the years 1784 et seq. London*, 1789. 4. Und hier sieht man denn nicht allein die Prädilektion des Thieres für eine gewisse Art sinnlicher Empfindung, sondern man sieht sogar, daß es den Laut des einen Instruments dem Laute von andern vorzieht. Diese Nachricht wird auch in den Auszügen aus dem Tagebuch eines neueren Reisenden nach Asien, aus dem Französischen. Leipzig. 8. 1784. S. 8., bestätigt. Hier wird insbesondre einer Schlangenart gedacht, welche der Verfasser die Hutschlange nennt, und die mehr als alle andern

andern auf die Töne einer Art von Hirtenflöte aufmerksam ist. Und nicht allein die abgerichteten, sondern auch die wilden Schlangen, zeigen dies Gefühl für Musik.

Damit der Leser um so deutlicher die Wahrheit der vorhergehenden Bemerkungen einsehen möge, will ich hier von der Art, wie die Schlangen mit ihrem Gifte schaden, eine Erklärung beyfügen. Die giftigen Schlangen haben außer ihren festen Zähnen noch andre, welche beweglich sind, und in dem Oberkiefer, zunächst an dem vorspringenden Theile der Lefzen sitzen. Diese Zähne sind größer als die übrigen, krumm und hohl und können von dem Thiere aus und einwärts bewegt werden. Unterhalb dieser Giftzähne befinden sich kleine Blasen, welche eine flüßige Materie enthalten, und diese ist das eigentliche Schlangengift. Pater Labat erzählt, daß er einer getödteten Schlange einen solchen Giftzahn ausbrechen ließ, und ihn von der Wurzel an, bis auf zwey Drittheile seiner Länge hohl fand, wo er an der Seite eine Oefnung hatte. Wenn nun die Schlange beissen will, so biegt sie den Kopf seitwärts, und beißt von der Seite. Durch die heftige Bewegung die sie macht, indem sie beißt, wird die Giftblase von dem Giftzahn zerdrückt, und das darin enthaltne Gift ergießt sich durch die Oefnung des Zahns in die durch den Biß verursachte Wunde. Um also sich gegen das Schlangengift zu sichern, braucht man nur die obengenannten Giftzähne auszubrechen, und damit müssen jene Gaukler Bescheid wissen. Neuer Schauplatz der Natur, 7. B. S. 666-67. Des Pater Labats Reisen nach Westindien, oder den im Amerikanischen Meer

liegenden Inseln. Nach der neuesten Pariser Ausgabe übersetzt. Nürnberg. 8. 1782. 2. B. Seite 190.

2) In Chester hatte man zween vortrefliche Hähne, die sich oft mit Beyfall auf dem Kampfplatz gezeigt hatten; aber man hatte noch nicht versucht, sie gegen einander im Kampf aufzustellen. Endlich machte man auch diesen Versuch, um zu erfahren, welcher von ihnen der tapferste wäre. Aber beyde Hähne sahen ganz friedfertig einander an, und bezeigten, ganz wider die Erwartung der Zuschauer, nicht die mindeste Lust sich zu schlagen. Man warf ihnen Korn vor, um sie zu vereinigen, aber sie verzehrten es in guter Eintracht, und giengen sehr friedlich neben einander. Nun lies man eine Henne in den Kreis, um auf diese Weise Zwietracht unter ihnen zu erregen, aber sie liebkoseten die Henne wechselsweis, und blieben Freunde. Hierauf trennte der Direkteur dieses Schauspiels sie von einander, und färbte ihre Federn, damit sie sich nicht kennen mögten. Aber auch dies Mittel wurde vergebens angewandt. Endlich setzte man noch zween andre Hähne auf den Wahlplatz. Nun bekamen sie Lust sich zu schlagen, und jeder von ihnen griff seinen neuen Gegner mit Heftigkeit an. Als man glaubte, daß sie hinlänglich erbittert wären, nahm man die fremden Hähne weg, und die beyden ersten blieben wieder allein. Aber sie schlugen sich nun eben so wenig als vorhin. Mannigfaltigkeiten. Dritter Jahrgang. S. 790-91. Diese Begebenheit enthält, meiner Meynung nach, einen unwidersprechlichen Beweiß von der Willkührlichkeit, womit das Thier handelt, und daß es, unabhängig von Gewohnheit, und dem sogenannten Naturtriebe, im Stande ist, sich seinen Vorstellun-

stellungen gemäß, zu einer Handlungsweise zu bestimmen, welche gänzlich von derjenigen verschieden ist, die man zu vermuthen Ursache hätte. Diese Hähne hatten zwar im Allgemeinen Lust mit andern von ihrer Gattung zu kämpfen, aber unter sich wollten sie nicht gegen einander streiten. Ihr Betragen zeigt den bestimmtesten Grad, von **Wollen** und **Nichtwollen**.

3) Die **Schlangen** kriechen oft auf die Bäume hinauf, um die kleinern Vögel in ihren Nestern zu verzehren, oder um trocken zu liegen. Sobald die **Vögel** eine Schlange auf dem Baume gewahr werden, fliegen sie mit heftigem Geschrey um selbigen herum, und sehen sie jemand vorübergehen, so versammeln sie sich um ihn, ohne scheu zu werden, nähern sich ihm, und scheinen ihn um Hülfe wider ihren Feind zu bitten.

Selten weigert man sich, ihnen hierin zu willfahren und die Schlange zu tödten. Und nun ist es ein wahres Vergnügen zu sehen, wie diese kleinen Thiere sich freuen, wenn man die Schlange zu Boden gestreckt hat. Sie flattern um sie herum, schreyen und hacken sie mit ihrem Schnabel. Zu gleicher Zeit nähern sie sich demjenigen, welcher sie von ihrem Feinde befreyte, gerade, als ob sie ihm Dank sagen wollten. Ich habe, sagt **Labat**, mir oft dies Vergnügen gemacht. **P. Labat Reisen nach Westindien**, 2. B. S. 500.

§. 38.

Neigung und Abscheu wird bey dem Menschen entweder durch unmittelbare Einwürkung der äußern Gegenstände auf seine Sinnwerkzeuge, oder durch zurückgerufne Vorstellungen von vorherigen Fällen und Erfahrun-

gen hervorgebracht, welche sodann Vorstellungen erregen, die je nach den Umständen, den Grund unsrer Neigung oder Abscheus in sich enthalten. **Wir begehren** diejenigen Veränderungen unsers Zustands, welche mit unsrer Natur übereinstimmen, und mit der Würksamkeit, wozu wir, vermöge der natürlichen Einrichtung unsers Körpers und der Kräfte und Anlagen unsrer Seele, bestimmt sind. Die Vorstellungen, die wir von solchen gegenwärtigen oder vergangnen oder bevorstehenden Veränderungen des Zustands unsers Körpers oder unsrer Seele haben, sind uns **angenehm**; so wie hingegen jede Veränderung unsers Zustands, welche der natürlichen Einrichtung unsers Körpers, der natürlichen Würksamkeit unsrer Seelenkräfte widerspricht, welche die Harmonie stört, die unter unsern körperlichen und geistigen Kräften, in ihrer Aeußerung und Anwendung statt finden muß, **unangenehme Vorstellungen** in uns erregt. Einige dieser Vorstellungen haben ihren Grund in den unmittelbaren Einwürkungen der äußern Gegenstände auf unsre Körper; und dann nennen wir sie sinnliche **Empfindungen** im eigentlichsten Verstande; und diese sind entweder **angenehm** oder **unangenehm**, je nachdem Neigung oder Abscheu damit verbunden ist.

Auch in diesem Stücke ist das Thier dem Menschen ähnlich; sein ganzes Betragen lehrt uns, wenn wir nur aufmerksam darauf seyn wollen, daß es sich bestrebt, gewisse sinnliche Empfindungen zu erhalten und zu verlängern, und dahingegen andre zu vermeiden sucht. **Insonderheit lehrt die Erfahrung, daß die Thiere sinnliche Freude, und sinnlichen Schmerz empfinden, je nachdem ihre Körper auf verschiedne Weise berührt und verändert werden.**

Wir

Wir haben im Vorhergehenden bemerkt, daß alle Thiere ohne Ausnahme Nerven haben, und daß diese Nerven, sowohl bey den Thieren als beym Menschen, die Ursache von Empfindungen sind. Jeder sinnliche Eindruck, welcher das menschliche Nervensystem gewaltsam erschüttert, oder den Zustand der Nerven auf eine Art verändert, welche ihrer natürlichen Ordnung und Beschaffenheit widerspricht, ist schmerzlich für den Menschen. Aber eben so sind auch alle gewaltsame und naturwidrige Veränderungen, welche in den Körpern der Thiere und den darin laufenden Nerven, hervorgebracht werden, mit schmerzlichen Empfindungen für das Thier verbunden. Die schmerzlichen Empfindungen, denen der menschliche Körper ausgesetzt ist, sind um so heftiger, je unmittelbarer die Nerven selbst angegriffen werden, und je feiner die Organisation in den Theilen und Nerven ist, wodurch diese schmerzlichen Empfindungen erregt werden. So sind die Schmerzen, welche eine Verletzung des Auges und des Ohrs nach sich zieht, unerträglich heftig. Hieraus aber folgt, daß die Thiere, je nach der Verschiedenheit und Feinheit ihrer Sinnwerkzeuge, und dem Verhältniß, in welchem die äußern Gegenstände auf ihre Körper würken, einem größern oder geringern Grade von sinnlichem Schmerz ausgesetzt sind. Aber es folgt daraus noch ferner, daß die kleinern Thiere, welche, vermöge ihres feinern Körperbaus, um so feinere Organe haben, auch in Verhältniß ihrer Lebenskraft und Dauer, um so heftigere Schmerzen fühlen. Das Insekt kann einen eben so hohen Grad von sinnlichem Schmerz empfinden, als der Elephant und der Mensch, und vielleicht leidet es, in bestimmten Augenblicken, bey der Mißhandlung seines Körpers, in einem undenkbar höhern

Grade als jene. Wer nur die Natur einiger Aufmerksamkeit würdigt, wird sich hievon leicht aufs vollkommenste überzeugen können.

Die sinnlichen Freuden der Thiere, sind eben so unverkennbar, als ihre sinnlichen Schmerzen; und zu diesen Freuden haben sie, je nach der Verschiedenheit ihres Körperbaus, gleichen Zutritt mit dem Menschen. Die Speise, welche unsern Gaumen kitzelt, indem sie uns sättigt, der Trunk, der uns kühlt und stärkt, indem er uns erquickt, die reine freye Luft, die wir einathmen, und deren abwechselnde Bewegungen uns auf so mancherley Weise erfreuen, die schattenreichen Wälder und blühenden Gefilde, enthalten ja tausendfache Veranlassungen zu sinnlichen Freuden für den Menschen; aber auch das Thier setzte die Natur im Besitz eben dieser Freuden, da es ihm Sinne oder Fähigkeiten gab, ihre mannigfaltigen Schätze zu fühlen und zu genießen. Freylich, ein Thier hat einen größern, ein andres einen kleinern Würkungskreis; das eine Thier kann also ein größres Maas von sinnlicher Freude genießen, als das andre, je nachdem die Natur es mit Organen dazu ausgerüstet hat. Die sinnlichen Freuden des Fisches haben vielleicht nicht den Umfang, als die des Pferdes und des Hundes; die Schnecke und Raupe können die mannigfaltigen Güter der Natur nicht in dem Ueberfluße genießen, als die edlern und vollkommneren Thiere. Alle aber genießen doch der guten Gaben der Natur mehr oder weniger, jedes Individ, jede Gattung auf seine Weise. Jedes lebende Wesen, das fähig ist, den Mangel des Guten zu fühlen, und durch dies Gefühl leidet, muß auch im Stande seyn, sich in dem Besitze jener Güter zu erfreuen, die es nicht entbehren kann, ohne zu leiden.

§. 39.

§. 39.

Die Thiere fühlen gegenwärtige Unannehmlichkeiten und gegenwärtiges Gute, je nach den verschiednen Eindrücken, welche die vorhandnen Gegenstände auf ihren Körper machen, und nach den verschiednen Veränderungen, welche in diesem Körper, vermöge seiner Maschineinrichtung vorgehn. So leidet das Thier, wenn es Hunger und Durst fühlt; es freut sich, wenn es getränkt und gesättigt wird. Aber die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen des Thiers, sind nicht blos auf die Freude und den Schmerz eingeschränkt, welche durch unmittelbar gegenwärtige Verändrungen in seinem Körper veranlaßt werden. Diese Freuden und diese Schmerzen können, vermöge der Einbildungskraft desselben, erhöht und vermehrt werden; es erinnert sich vorheriger Fälle und Erfahrungen, es bildet sich Schlüsse von dem Bevorstehenden, und seine angenehmen und unangenehmen Vorstellungen erhalten dadurch eine größre Deutlichkeit und einen ausgedehnteren Umfang. Wir bemerken daher nicht allein jene stille Neigung und Abneigung, jene unvermischte sinnliche Freude und Schmerz bey den Thieren, sondern Erfahrung lehrt uns auch:

Daß die Thiere Freude und Schmerz empfinden, woran ihre Vorstellungskraft und Einbildung, größern und thätigern Antheil haben, als ihre Sinne.

Das Thier, welches durch Mißhandlung seines Körpers leidet, kann, außer dem unmittelbar gegenwärtigen Schmerz, auch noch Angst und Furcht für ein größres Uebel empfinden. So der Haase, wenn er mehrere

rere Stunden lang von Jägern und Hunden gehetzt wird. Was für Schmerzen und Beängstigungen der Hirsch bey der unnatürlichen Parforcejagd fühlen mag, ist vielleicht mehr, als wir uns deutlich vorzustellen vermögen; und wohl unserm Vaterlande, daß solche, die menschliche Vernunft entehrende Schauspiele, unter uns nicht mehr gefunden werden. *) Auch sieht man an dem Hornvieh, wie sehr es sich ängstigt, wenn es ins Schlachthaus getrieben wird, und diese Seelenangst gar oft durch sein heulendes Brüllen zu erkennen giebt. Und was muß der Hund nicht gefühlt haben, welcher die Jungen leckte, die man ihm aus dem Leibe geschnitten hatte, und erst dann anfieng zu winseln und zu heulen, als man ihm diese wegnahm. Welche Zusammensetzung von Empfindungen muste nicht in der Seele dieses leidenden Thieres herrschen. Das Thier, welches seine Gattung bluten und sterben sieht, muß auf seine Weise etwas dem ähnliches fühlen, was der Missethäter fühlt, wenn er seinen Mitschuldigen leblos zu seinen Füßen liegen sieht.

Wie mit den unangenehmen, so verhält es sich auch mit den angenehmen Empfindungen des Thieres; sie können ebenfalls zusammengesetzt seyn, und alsdann manchen theils die Vorstellung von der gegenwärtigen oder bevorstehenden körperlichen Veränderung, theils die Vorstellung von der Fortsetzung und den Folgen dieser Veränderung, die Grundbestandtheile in dieser Zusammensetzung von Empfindungen aus.

Oft

*) Eine gute Abhandlung über die Parforcejagd, findet man in Schlötzers Staatsanzeigen. X. B. S. 137.

Oft haben die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen des Thiers nicht in einer gegenwärtigen Veränderung seines Körpers ihren unmittelbaren Ursprung. Das Thier erfreut sich oft, wie man deutlich an seinem Bezeigen wahrnimmt, in der Erwartung eines bevorstehenden Gutes; es betrübt sich und leidet durch den Mangel desjenigen Guten, das es vorhin genoß. So, wenn der Hund, um die Zeit, da sein Herr zu kommen pflegt, in froher Bewegung ist, oder mißmüthig und traurig wird, wenn er über die gewöhnliche Zeit ausbleibt. So äußert der Jagdhund deutlich seine Freude, wenn er das Waldhorn hört, oder nur seinen Herrn das Gewehr nehmen sieht, um damit auszugehn. Ueberhaupt gehört wohl, allgemein zu reden, die Freude der Thiere über ihre Jungen, ihre Sorgfalt für sie, ihre Betrübniß bey der Gefahr oder dem Tode derselben, die Freude und Betrübniß des einen Gatten über den andern, in diese Klasse von Empfindungen. In diesen und unzähligen andern Fällen, würkt die Vorstellungskraft, ohne daß eine sinnlich angenehme oder unangenehme Empfindung die Ursache ihrer Thätigkeit ist; und erregt dadurch Freude oder Schmerz, welche von den im eigentlichsten Verstande sinnlichen Freuden und Schmerzen verschieden sind.

Anmerkung. Boscowich fand auf seiner Reise von Konstantinopel nach Pohlen, bey einem Dorfe in Bulgarien ein Storchnest, welches durch folgende Begebenheit merkwürdig war. Das Storchweibgen hatte ihren Jungen im Neste, welche schon ziemlich groß waren, eine Schlange gebracht. Die Störche haben gewöhnlich nur zween Junge. Der Verfasser sah auf seiner

ner Reise eine Menge von Storchnestern, aber es waren nie mehr als zween Junge darin. In diesem Neste indessen sollen drey gewesen seyn. Nachdem zween derselben die Schlange, jedes an seinem Ende gefaßt hatten, wurden sie von ihr erwürgt. Einige von den Einwohnern sagten, es wären nur zween Junge im Neste gewesen, wovon der eine gestorben wäre. Das Merkwürdige bey dieser Begebenheit war, daß die alten Störche, aus Kummer und Betrübniß, ganzer vier und zwanzig Stunden lang, unbeweglich im Neste blieben, ohne sich um den übrig gebliebnen Jungen zu bekümmern, dem sie nicht die geringste Nahrung holten. Boscowich sah selbst einen von den Alten auf dem Neste, der ganz betrübt und taub gegen das Geschrey des annoch lebenden Jungen zu seyn schien, welcher aus Hunger unaufhörlich den Schnabel gegen ihn aufsperrte. Endlich verlies der Alte doch das Nest und brachte ihm Nahrung. Des Abbts Boscowichs Reise von Konstantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Moldau, nach Lemberg in Pohlen. Leipzig. 8. 1779. S. 65.

§. 40.

Wir haben bisher die Begehrungskräfte der Thiere in den gewöhnlichsten Aeußerungen ihrer Thätigkeit betrachtet. Die Vorstellungen, wodurch in den angeführten Fällen ihre Neigung oder Abneigung, Freude oder Kummer, bestimmt werden, haben natürlicherweise einen gewissen Grad von Lebhaftigkeit und Stärke, welcher, je nach den Umständen, größer oder geringer ist. Sie haben in diesem Zustande allerdings einen gewissen Trieb zu handeln, und äußern ihre Empfindungen auf mancherley Weise in ihren Handlungen; aber dieser Trieb zum

Handeln

Handeln zeigt sich doch in ihrem gewöhnlichen Leben nicht so stark und unwiderstehlich, als wir ihn in einzelnen besondern Fällen wahrnehmen. Die Vorstellungen der Thiere erreichen oft einen so hohen Grad von Lebhaftigkeit und Stärke, und erzeugen so heftige und gewaltsame Begierden, daß Veränderungen mit ihnen vorgehn, und Handlungen von ihnen unternommen werden, welche gänzlich von den Erfahrungen abweichen, die wir im gemeinen Leben von ihnen haben, und in solchen Fällen hat und äußert das Thier eben so heftige und gewaltsame Leidenschaften als der Mensch.

Wie oft setzt nicht der Fortpflanzungstrieb das Thier in Wuth, eine Wuth, die in Gewaltthätigkeiten ausbricht, und das sogar bey den Thierarten, welche sonst ihr Heil in der Flucht zu suchen pflegen. So wird ein vernünftiger Mann, wenn er unbewafnet ist, es schwerlich wagen, den Hirsch in der Brunstzeit aufzureizen. Mit welcher Erbittrung vertheidigen nicht unsre wehrlosen Hausvögel ihre Brut? man hat sogar Beyspiele, wo der Biß einer erboßten Ente, die Wasserscheu und den Tod zur Folge hatte. Was wagt nicht der Hund aus Liebe für seinen Herrn? zu welcher hohen Leidenschaft steigt nicht oft seine Freude und Betrübniß, ja es fehlt sogar nicht an Beyspielen, wo der getreue Hund an dem Grabe seines Herrn sich zu Tode grämte, oder freywillig Hungers starb. Und dies ist doch wohl Leidenschaft in ihrer fürchterlichsten Höhe. Der verwundete Eber, der angeschoßne Bär, mit welcher Wuth stürzen sie nicht auf ihren Feind los? Und was sind wohl diese Leidenschaften anders, als starke und lebhafte Vorstellungen, welche, von der Sinnlichkeit unterstützt, den unaufhaltsamsten Trieb zu handeln hervorbrachten.

Anmer-

Anmerkung. 1) Es ist bekannt genug, daß plötzliche und heftige Freude, eben sowohl als heftige unerwartete Betrübniß den Menschen tödten kann. Man weis, daß das Herz nichts anders, als eine vollständige Muskel ist, und Fontana hat erwiesen, daß die Muskeln ihre Reizbarkeit verlieren, wenn sie stark zusammengepreßt oder ausgedehnt werden. Hieraus aber läßt es sich erklären, wie der Mensch von heftiger Freude oder plötzlichem Schrecken und Betrübniß sterben kann. Durch eine solche heftige Gemüthsbewegung wird der Kreißlauf des Bluts unnatürlich beschleunigt; es strömt auf einmal eine gar zu große Menge von Blut zum Herzen, und dadurch werden die Höhlungen desselben über ihre natürlichen Gränzen ausgedehnt und gespannt. Durch diese gewaltsame Spannung verliert das Herz seine zusammenziehende Kraft, vermöge deren es das überflüßige Blut, womit es angefüllt ist, wieder fortschaffen sollte; vergebens strengt sich die Muskelkraft an, diese so nothwendige Ausleerung zu bewürken; die zusammenziehende Kraft des Herzens verschwindet, und alle Bewegung hört auf. Der Mensch stirbt. Felix Fontanas Beobachtungen und Versuche über die Natur der thierischen Körper. Aus dem Italiänischen, von D. E. B. G. Hebenstreit. Leipzig. 8. 1785. S. 55-56.

2) Eben so verhält es sich auch mit den Thieren; auch ihnen kann Freude oder Schrecken plötzlich den Tod zuziehen. Etatsrath Höst erzählt, daß er einmal einen lebendigen Esel den Löwen in Mekenes zur Speise vorwerfen sah; aber sobald der Esel in die Höhle kam und die Löwen erblickte, stürzte er auf der Stelle tod zur Erden;

Erden; und obschon einer von den Löwen ihn augenblicklich anpackte, und sein Blut aussog, rührte er doch kein Glied oder gab sonstige Zeichen von Leben. Anderretninger om Marokos og Fes, samlede der i Landene af Georg Höst. Kiöbenhavn. 4. 1779. S. 271. Es ist überdem bekannt genug, daß verschiedne Singvögel, die Kanarienvögel insonderheit, sehr schreckhaft sind, und daß mancher von diesen Vögeln vor Schrecken gestorben ist.

3) Ein Officier besaß einen großen Englischen Hund, den er bey seiner Frau im Vaterlande zurück lies, als er nach Amerika reißte, um dem dortigen Feldzuge beyzuwohnen. So lange er weg war, spürte man eine gewisse Schwermuth an diesem Thiere, warum man sich indessen nicht weiter bekümmerte, da es nur ein Hund war. Als der Officier von seinem Zuge wieder zurück kam, lag der Hund just vor der Thür desjenigen Zimmers in seinem Hause, wohin er sich begab. Schnell blickte der Hund auf, erkennt seinen Herrn, springt ihm mit einem lauten Geschrey um den Hals, leckt ihm das Gesicht, und fällt in demselben Augenblicke todt zu seinen Füßen nieder. Gallerie von Menschenhandlungen. Eine Wochenschrift, herausgegeben von K. Hammerdörfer, Professor in Jena. Leipzig. 8. 1788. Seite 363 - 364.

4) Von dem Zorn und der Rachgier der Thiere hat man gleichfalls die überzeugendsten Erfahrungen. Falsch, tückisch und boshaft, sagt Sparrmann, kann man in gewisser Hinsicht den Afrikanischen Büffel (bos cafer) nennen; denn er verbirgt sich hinter die Bäume, und lauert bis man ihm ganz nahe kommt, da er auf einmal

mal hervorspringt, und zuweilen einen Angriff wagt. Grausam kann man ihn nennen, da man bemerkt haben will, daß er sich nicht daran begnügt, das Thier oder den Menschen, die er überfällt, übern Haufen zu werfen und umzubringen; sondern sich noch länger verweilt, um sie mit seinen Klauen zu zertreten, mit den Knien zu zermalmen, mit den Hörnern und dem Maule zu zerreissen, und die Haut mit seiner Zunge in Stücken zu lecken. Und dies Alles thut der Büffel nicht auf einmal; sondern er hält zuweilen damit inne, entfernt sich ein Stück Weges, und fängt darauf seine Arbeit wieder an. Der Unterstatthalter auf dem Kap, hatte, während Herr Sparrmann sich daselbst aufhielt, den Versuch gemacht, einen Büffel zu zähmen; aber dieser war so wild, stark und unregierlich, daß man ihn weder durch Joch noch Sattel bändigen konnte, auch half es nichts, daß man ihn mit andern abgerichteten zahmen Ochsen zusammenspannte. S. 383. Weiter unten, S. 437., erzählt Herr Sparrmann, daß er einen Büffel, welchen er und seine Begleiter geschoßen hatten, mit dem Tode kämpfen sah, und niemals, sagt er, habe ich ein stärkeres Bild von Angst und Wuth gesehen, als die Minen dieses Büffels darstellten. Andreas Sparrmanns Reise nach dem Vorgebürge der guten Hofnung u. s. w. Berlin, 1784. 8.

5) Kapitain Rogers erzählt in seiner Reise nach Ostindien, daß er auf einer der Gallopagos Inseln, unter 2° 2' nördlicher Breite, von einem Seehund angefallen wurde, welcher so groß war, wie ein Bär, und ihn umgebracht haben würde, wenn er nicht zu seinem Glücke mit einer halben Picke bewaffnet gewesen wäre.

Ich

Ich war, sagt er, am Ufer, da das Thier mit ofnem Rachen aus dem Wasser hervor sprang, und mich zu dreyenmalen so wild und heftig angriff, als der grimmigste Hund, der sich von seiner Kette losgerissen, nur immer hätte thun können. Ich stieß ihm meine Pickelin die Brust, und verwundete ihn sehr stark, so daß er mit einem fürchterlichen Geschrey sich zurückzog. Kurz darauf wandte er sich wieder gegen mich, blöckte mich an, und wieß mir die Zähne. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. XII. B. S. 75.

6) Professor Thunberg erzählt, daß er auf seiner Reise nach dem Innern des Kafferlandes 1772., mit seiner Gesellschaft das Unglück hatte, in einem Walde auf einen großen und alten wilden Büffelstier zu stossen. Kaum erblickte der Stier den Gärtner Augi, welcher einer von der Gesellschaft war und voran ritt, als er mit schrecklichem Gebrüll auf ihn einstürzte. Augi wandte sein Pferd und verbarg sich hinter einen dicken Baum, wo der Büffel ihn nicht sogleich wieder gewahr werden konnte. Dieser eilte darauf auf einen Sergeanten zu, der auch diese Reise mitmachte, und gab seinem Pferde einen solchen Stoß mit den Hörnern in den Bauch, daß es gleich umfiel, die Beine in die Höhe kehrte, und alle Gedärme ihm aus dem Leibe hiengen. Mittlerweile waren der Gärtner und der Sergeant auf einen Baum geklettert. Der Sergeant hatte zwey Pferde, wovon das eine erwähntermaaßen schon tödtlich verwundet war, und das andre stand nun dem Büffel gerade im Wege. Als dieser es erblickte, ward er noch grimmiger wie vorher, und fiel es mit solcher Wuth an, daß er nicht allein seine Hörner durch die Brust des Pferdes stieß, so daß

sie unter dem Sattel wieder hervorgiengen, sondern es auch mit solcher Gewalt zu Boden warf, daß es in demselben Augenblick starb, und alle Knochen in seinem Körper zerschmettert waren. Thunbergs Reisa. 1. Th. S. 208-209.

7) Ein Beyspiel von der Begierde der Thiere, sich an denjenigen zu rächen, die ihnen ihre Jungen geraubt haben, findet man in folgender Begebenheit. Einige Hottentotten, welche Hrn. Sparrmann begleiteten, erzählten ihm, daß ihre Bekannten einmal bey einer Elephantenjagd einen jungen Elephanten fiengen, den sie nach ihren Hütten mitnahmen, wo sie ihn schlachteten und verzehrten. Die Mutter hatte dem Jungen nachgespürt, und kam nun mitten in der Nacht, da es stockfinster war, zu diesen Hütten hin, wo sie alles zerstörte, was sie vorfand, und überall das oberst zu unterst kehrte. Sparrmanns Reise. S. 304.

8) Ein andres Beyspiel von der Rachgier des Elephanten, führt Ribow aus einem alten Geschichtschreiber Michael Glycas an. Ein Elephant ward in den Circus zu Rom geführt, (einem großen Platz, wo Wettrennen und verschiedne andre öffentliche Lustbarkeiten gehalten wurden). Hier ergrimmte er plötzlich, und tödtete einen Aufseher über die Thiere, der sich in der Nähe befand. Man wußte von dieser Gewaltthätigkeit keine andre Ursache anzugeben, als daß eben dieser Aufseher, vor nicht weniger als zehn Jahren, gerade an demselben Orte, diesen Elephanten mit einem Eisen geschlagen hatte. Hieronymi Rorarii, quod Animalia Bruta, saepe Ratione utantur melius homine, Libri duo, quos recensuit Georg. Heinr. Ribovius. Helmstadii. 8. 1728. p. 177.

9) Die

9) Die Steinböcke, welche sonst fromme Thiere sind, schlagen sich in der Brunstzeit oft sehr hartnäckig mit einander, wenn es sich trifft, daß sie Nebenbuhler sind. Sind sie alsdann von ungleicher Stärke, so muß der Schwächere fliehn, und wird von dem Sieger ziemlich hitzig verfolgt; sind sie sich hingegen an Kräften gleich, so endigt der Kampf sich gewöhnlich nur mit dem Tode des einen. Höpfners Magazin für d. Naturkunde Helvetiens. 2. B. S. 121.

10) Als ein Beweis, wie weit die Rachgier der Pferde gehen kann, verdient folgende von Delacroix nach dem Abbé Prevost angeführte Begebenheit gemerkt zu werden. In dem Flecken Grumblin, ohnweit Dublin, hatte ein gewisser Herr einen ausgezeichnet schönen Hengst, der aber dabey so unbändig war, daß er ihn mußte schneiden lassen, um ihn zu zähmen. Man hatte ihm die Augen nicht gut genug verbunden, und er sah also den Operateur. Es verflossen einige Tage, ohne daß er ihn wieder zu Gesichte bekam; da er ihn aber vor Ende der Woche, wo er noch die Schmerzen des Schnitts fühlte, in den Stall kommen sah, zerriß er wüthend seine Halfter, und gieng mit solcher Heftigkeit auf seinen Feind los, daß er ihn in wenigen Augenblicken, halb zertreten und halb zerrissen, todt zu Boden streckte. Delacroix Taschenbuch. S. 99.

11) Man hat Beyspiele von Menschen, die sich über den Verlust ihrer Freunde zu Tode grämten; aber auch bey den Thieren findet man Beyspiele von einer eben so leidenschaftlichen Anhänglichkeit und Betrübniß. Im Jahr 1744. zerbrach ein Kutscher aus Dijon, Namens la Bussiere bey Nogent, mitten auf dem Felde ein

Bein. Es liefen einige Bauern ihm zu helfen herbey, und fanden unterweges von ungefähr ein ganz junges Windspiel. Sie nahmen es auf, trugen es mit dem Kranken weg, und ließen es ihm, damit er während der Kur einen Zeitvertreib haben mögte. Hier blieb nun der Hund zwey Jahre lang, und gewann natürlicherweise den Mann lieb. Da aber dieser zum Krüppel geworden war, und seine vorige Handthierung nicht weiter fortsetzen konnte, hielt er darum an, in einem Hospital aufgenommen zu werden. Dies geschah, und der Hund blieb bey seiner Frau. Anfänglich schien dies arme Thier über die Abwesenheit seines Herrn sehr unruhig zu seyn, lief auf das geringste Geräusch nach der Stubenthür, und legte sich traurig und niedergeschlagen unters Bette, wenn es sah, daß es in seiner Hofnung betrogen war. Dies dauerte acht Tage so fort; als aber sein Herr auch dann noch nicht zurück kam, blieb es beständig unter dem Bette liegen, wollte nicht fressen, und starb vor Gram. *Guer Histoire Critique.* Tom. 2. P. 115.

Im Jahr 1724. aß ein Domherr des Stifts von Salanches in Faucigny, einer Provinz des Herzogthums Savoyen, bey einem seiner Freunde zu Abend, und gieng heim ohne irgend einen andern Gesellschafter bey sich zu haben, als seinen Hund. Durch einen Fehltritt fiel dieser Mann in einen kleinen Graben, der die Kirche umgab, und da er unglücklicherweise mit dem Kopf gegen die Ecke der Mauer des Gebäudes schlug, blieb er auf der Stelle todt. Des andern Morgens, nachdem man sich aller Orten vergebens nach dem Domherrn erkundigt hatte, und es niemanden einfiel, daß

man

man ihn im Graben suchen müßte, setzte sich seine Haushälterin zufälligerweise eben am Rande dieses Grabens, wo sie über seinen Verlust weinte und wehklagte. Der Hund, der den Körper seines Herrn nicht verlassen hatte, hörte ihre Stimme, und gab durch sein Geheul zu erkennen, daß selbiger in der Nähe wäre. Man zog den todten Körper heraus, und brachte ihn nach Hause, ohne daß der Hund ihn nur einen Augenblick verlassen hätte. Er legte sich unter den Sarg, begleitete ihn nach der Kirche, wollte in die Gruft hineinspringen, und starb drey Tage nachher vor Schmerz, ohne daß er das geringste Nahrungsmittel hatte zu sich nehmen wollen. Guer Histoire Critique. Tom. 3. P. 108-9.

Der Herr Hofschreiber Hansen hat mir eine ähnliche Begebenheit erzählt, wovon er selbst Augenzeuge war. Da er 1759 in der großen Königsstraße hier in Kopenhagen wohnte, sah er eines Tages den Leichenzug eines Soldaten vor seiner Wohnung vorübergehen und bemerkte zufälligerweise, daß ein kleiner schwarzer Hund unter der Bahre gieng. Dies geschah im Anfange der Woche. Den Sonntag darauf, da er spatzieren gieng, und sein Weg ihn vor dem Soldatenkirchhofe vorbey führte, sah er, daß eine Menge Menschen sich daselbst versammelt hatten. Er trat näher hinzu, um zu sehen, was die Ursache davon seyn mögte, und fand nun den obigen Hund sterbend auf dem Grabe seines Herrn.

Man traut im Allgemeinen den Katzen nicht viel Intelligenz zu, und ihre Treue und Anhänglichkeit an den Menschen wird noch geringer geschätzt. In beyden Stücken thut man ihnen sonder Zweifel Unrecht; und daß sie ihren Herrn sehr lieb gewinnen können, beweisen die

aus Roux Journal de Medecine, Decembre 1771, von Blumenbach angeführten Erfahrungen, nach welchen die Katzen oft dem Hunde an Treue nichts nachgeben, ihren Herrn auch nach seinem Tode nicht verlassen, und lange Zeit hindurch täglich sein Grab besuchen. Dr. Joh. Fr. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. Göttingen. 8. 1782. S. 106. Noch merkwürdiger ist die folgende Begebenheit, welche Dr. Schulz, (Miscellanea curiosa phylico - medica Ann. 1675-76. Observat. 162) von seinem Schwiegervater, dem Rector Zimmermann in Thorn, erzählt.

Eine Katze war mit einem von seinen Kindern zugleich erzogen worden, und lebte mit demselben in sehr gutem Verständniß. Das Kind wurde krank, und die Katze wich weder Tag noch Nacht von seinem Bette. Es starb und sie verlies auch die Leiche nicht, bis zu dem Augenblick, da man sie zur Erde bestattete. Nun verkroch das Thier sich höchstbetrübt in einen Winkel, wo es starb. Zum Andenken dieser Begebenheit, lies man sowohl das Kind als die Katze abmahlen, und dies Gemählde blieb lange ein Erbstück in der Familie. Monatsschrift für allerley Leser. Herausgegeben von Johann August Ephraim Götze. Erster Jahrgang. Nürnberg. 8. 1787 S. 513.

Noch einen Beweiß von der leidenschaftlichen Anhänglichkeit des Hundes an den Menschen, will ich nach dem Plutarch hier anführen. Dieser Schriftsteller erzählt in seiner Biographie des Themistokles, daß, als die Athenienser in dem Kriege mit Xerxes, auf Anrathen des Themistokles, ihre Stadt verliessen, und zu Schiffe giengen, die zahmen Hausthiere ein sonderbares

Schau-

Schauspiel darstellen; sie heulten und bellten, und liefen an dem Strande, wo die Schiffe lagen, hin und her. Unter andern war ein Hund da, der dem Xantippus, dem Vater des Perikles gehörte, und seinen Herrn durchaus nicht verlassen wollte, sondern ins Meer sprang, und bis Salamis hinter dem Schiffe her schwamm, wo er gleich aus Entkräftung starb. Man sah noch zu Plutarchs Zeiten ein Denkmal am Strande daselbst, das Kynossema (Denkmal des Hundes) genannt wurde, und wie man sagte, über dem Grabe dieses Hundes errichtet war.

12) Die kleine Art von Papageyen, die unter dem Namen des Sperlings von Guinea bekannt ist, liefert ein merkwürdiges Beyspiel der zärtlichen Sorgfalt, welche die Männgen für ihre Weibgen tragen, so wie das, was Hr. Bonnet von ein paar Vögeln dieser Art erzählt, die er besas, zugleich einen starken Beweiß von dem hohen Grade der Betrübniß enthält, deren das Thier fähig ist.

Diese beyden Vögel, sagt Hr. Bonnet, waren in einem viereckigten, für sie schicklichen Käfig; das Trögelgen stand auf dem Boden desselben. Das Männgen sas fast immer dem Weibgen zur Seite, auf derselben Stange; sie hielten sich dicht an einander, und blickten sich oft mit einer Art von Zärtlichkeit an. Entfernten sie sich von einander, so geschah es nur auf einige Augenblicke, sie setzten sich bald wieder zusammen und dicht an einander. Sie aßen mit einander, und flogen bald wieder auf die oberste Stange zurück. Von Zeit zu Zeit schienen sie sich mit leiser Stimme zu unterhalten; sie liessen auch bisweilen allerley veränderte, höhere und niedrige Töne von sich hören: bisweilen schienen sie gar

mit einander zu zanken, welches aber bald vorüber gieng, und sich jederzeit mit neuen Liebkosungen endigte. Diese glücklichen Gatten brachten solchergestalt vier Jahre hin; aber nach Verlauf dieser Zeit fiengen die Beine des Weibgens an zu schwillen, und sie wurde so schwach, daß sie nicht mehr zum Troge herunter kommen konnte; aber das dienstfertige Männgen trug ihr Nahrung zu, und fütterte sie vier Monate lang mit dem Schnabel. Die Schwachheiten des Weibgens nahmen mit jedem Tage zu und verursachten, daß sie nicht weiter auf die Stange fliegen konnte, sondern sich unten auf dem Boden niedersetzen muste, und nur bisweilen vergebens versuchte auf die Stange zu kommen. Das Männgen stand ihr aus allen Kräften bey. Bald ergriff es mit dem Schnabel den obern Theil ihres Flügels, um sie auf die Stange zu ziehen, bald faßte es sie selbst mit dem Schnabel, und half ihr mit wiederholter Anstrengung. Seine Bewegungen, Gebärden, Stätigkeit, beständige Bemühung, kurz, alles zeigte bey dem Vogel das dringende Verlangen an, der Schwachheit seiner Gattin zu Hülfe zu kommen. Der Anblick aber wurde erst recht rührend, als das Weibchen auf dem Punkte war zu sterben. Das unglückliche Männgen lief unaufhörlich um seine sterbende Gattin herum, es verdoppelte seinen Eifer und seine zärtliche Sorgfalt, es versuchte, ihr den Schnabel zu öfnen und Nahrung hinein zu bringen. Seine Aengstlichkeit nahm mit jedem Augenblicke zu; es lief mit der größten Unruhe hin und her, es gab zuweilen ein klagendes Geschrey von sich, und heftete sodann seine Blicke auf das Weibgen mit einem tiefen Stillschweigen. Es war unmöglich, sagt Hr. Bonnet, diese Ausdrücke des Schmerzens, ich mögte fast sagen der Verzweiflung, zu verken-

nen

nen, und das unempfindlichste Herz hätte dabey gerührt werden müssen. Endlich starb das Weibgen; das Männgen verfiel in anhaltende Betrübniß und lebte nur noch einige Monate. **Bonnets Betrachtungen über die Natur**, 2. B. S. 207-9.

§. 41.

Die Betrachtungen, welche wir bisher über die Thiere und über die verschiednen Aeußerungen ihrer Seelenkräfte anstellten, haben uns eine deutliche und große Aehnlichkeit des Thiers mit dem Menschen wahrnehmen lassen, und wir sind dadurch gewissermaaßen vorbereitet worden, einer Einwendung zu begegnen, welche selbst gründliche und tiefdenkende Philosophen aufgeworfen haben, und womit sie darzuthun suchten, daß die Intelligenz der Thiere, nicht allein ihren Graden, sondern auch ihrer Natur und Wesen nach, ganz etwas anders sey, als das, was beym Menschen Intelligenz heißt. Es ist **Trieb**, sagt man, wenn das Thier so und nicht anders handelt; aus Trieb baut die Biene ihre Zellen, der Bieber seine Bollwerke, die Vögel ihre Nester; aus Trieb ist der Tiger unbezähmbar, der Hund treu, der Bär muthig und der Fuchs verschlagen.

Aber hier mögte man wohl fragen: **was ist Trieb?** hat dies Wort in dieser Verbindung einen bestimmten Sinn, gewährt es einen völlig deutlichen Begriff, oder ist es blos ein leerer Schall, durch den Sprachgebrauch autorisirt, hinter welchen man sich verbirgt, wenn man über diesen Gegenstand nichts befriedigendes sagen will, oder sagen kann. Indessen ist man sich doch darüber einig geworden, zu gestehen, daß der Mensch sowohl

wie das Thier, Triebe hat; nur darin soll das Thier sich von dem Menschen unterscheiden, daß bey ersterem fast alles nothwendige Folge dieser Triebe ist, und wenn man sich genötigt sieht, zu gestehen, daß der Mensch, selbst denn; wenn er seinen Trieben folgt, viele Willkührlichkeit hat und äußert, so soll dahingegen bey dem Thiere in den Handlungen, die es zur Befriedigung seiner Triebe unternimmt, gar keine Willkührlichkeit statt finden. Wir wollen diese Behauptungen etwas näher beleuchten.

Der Mensch äußert, seiner Natur zufolge, ein Bestreben auf eine gewisse Weise zu handeln, seine Kraft auf eine gewisse Art von Gegenständen lieber als auf andre anzuwenden, und zwar ohne durch vorhergehende Ueberlegung zu diesem Betragen vermogt zu seyn. Und diese natürliche Neigung, die wir solchergestalt zu gewissen Dingen und Handlungen äußern, nennt man Trieb. Unsre Begierden gründen sich auf unsre Vorstellungen, und sind von ihnen abhängig; die Neigung oder Abneigung, welche wir für oder gegen Dinge fühlen, die ausser uns sind, hat ihren Grund in vorhergehenden Erfahrungen von der Natur dieser Dinge, ihrer Würkung auf uns, und ihrem Verhältnisse zu uns. Wir begehren, allgemein zu reden, nichts, als was unsrer Erfahrung nach angenehm ist; wir verabscheuen nichts, als was die Erfahrung uns als Unlust erregend hat kennen lehren; und äußern wir gleich zuweilen Neigung oder Abneigung gegen Dinge und Handlungen, von deren Würkungen wir keine Erfahrung haben, so thun wir dies doch nur deswegen, weil diese Fälle mit andern, uns aus Erfahrung bekannten, Aehnlichkeit haben. Kurz, die Erfahrung ist allgemein der Grund, aller unsrer Begierden, aller unsrer Handlungen.

Die

Die Triebe dahingegen sind, ohne alle vorhergehende äußre Erfahrung, in der Seele vorhanden; sie reissen uns zu dem Gegenstande und zur Handlung fort, ohne daß wir vorher erfahren hätten, ob Lust oder Unlust damit verbunden sey; sie fordern Befriedigung, ehe wir einen deutlichen Begriff haben oder haben können, von dem, was sie fodern, oder von der Art, wie wir diese Fodrungen befriedigen sollen. Es ist etwas Maschinmäßiges in den Trieben; aber es frägt sich nun: wie weit geht die Nothwendigkeit, welche diese Triebe uns auflegen? worauf gründet sie sich? ist ihr ursprünglicher Grund in der Seele, oder im Körper, oder in beyden Theilen zugleich zu suchen?

§. 42.

Und hier müssen wir nun zuerst bemerken, daß die Seele, ebensowohl wie der Körper, ihren eignen Mechanismus hat, obschon er von andrer Art ist als jener, da sie ihrer Natur nach, anders beschaffen ist als der Körper. Zur Mechanik der Seele gehört es, daß sie, vermöge ihres Wesens, würksam ist und seyn muß; und diese Würksamkeit ist eben so nothwendig und unzertrennlich mit ihrer Natur verbunden, als Schwere und Ausdehnung mit der Natur der Körper. Die Seele würkt, bemüht sich zu würken, oder mit andern Worten: hat Trieb zu würken, vermöge ihrer Natur; sie hat nicht allein Kraft und Vermögen, sich Vorstellungen zu bilden, diesen Vorstellungen gemäß, zu begehren, zu verabscheun, und Würkungen außerhalb ihrem eignen Wesen hervorzubringen; sondern es ist ihr auch natürlich, würkliche Gedanken und Begierden zu haben, würkliche Handlungen hervorzubringen; sie hat, vermöge ihrer

Natur,

Natur, nicht allein Anlage zur Würksamkeit, sondern sie muß nothwendig würksam seyn. Der Trieb zur Würksamkeit ist also ein **Grundtrieb** der menschlichen Seele.

Die **Würksamkeit** ist eine natürliche und nothwendige Eigenschaft der menschlichen Seele; aber die Art, wie diese Würkkraft sich äußert, ist darum nicht gleichfalls nothwendig. Die Erfahrung lehrt zur Gnüge, daß wir auf mancherley und verschiedne Arten, unsre Seelenkräfte anwenden können; wir können uns mit wichtigen und ernsthaften Dingen beschäftigen, wir können auch Thorheiten und geringfügige Dinge vornehmen. Würken müssen wir durchaus, und in so ferne sind wir durch den Trieb gebunden, aber **die Art, wie wir würken wollen**, ist in unzähligen Fällen gänzlich unabhängig von Trieb und Nothwendigkeit. Obschon indessen die Würksamkeit der menschlichen Seele in den allermeisten Fällen in ihrer Anwendung willkührlich ist, so giebt es doch auch hinwiederum solche Fälle, wo die Würkkraft gewissermaaßen eingeschränkt und bestimmt ist, wo wir genöthigt sind, gewisse Vorstellungen zu haben, und unsre Vorstellungskraft auf gewisse Gegenstände anzuwenden, ohne daß es in unsrer Macht steht, diese abgedrungne Würksamkeit zu vermeiden. Der Körper, der einen Theil unsers Wesens ausmacht, und aufs genaueste mit dem denkenden Theil unsers Ichs vereinigt ist, setzt der Würksamkeit unsers Geistes auf mancherley Weise Gränzen, und macht, daß gewisse Vorstellungen, Begierden, Handlungen, also eine gewisse bestimmte Würksamkeit, uns natürlich und nothwendig ist.

§. 43.

§. 43.

In allen solchen Fällen ist es derselbe Thätigkeitstrieb der Seele, der sich äußert, aber da wir seine Anwendung in verschiednem Zusammenhange und aus verschiednen Gesichtspunkten sehen, da wir erfahren, daß diese Würkkraft der Seele in gewissen Fällen durch den Körper und die Maschin-Einrichtung desselben eingeschränkt und bestimmt wird, so hat man in diesen Fällen ihre Würksamkeit gleichsam auf Rechnung des Körpers geschrieben, und verschiedne sogenannte **körperliche** oder **thierische Triebe** angegeben, die im Grunde nichts anders sind, als das Bestreben der Seele, gewisse Vorstellungen hervorzurufen, und gewisse Handlungen vorzunehmen, wozu sie durch die Organisation gezwungen und veranlaßt wird. So hat der Mensch den Trieb, Nahrung zu suchen und seine Gattung fortzupflanzen, und diese Triebe sind beydes dem Thiere und dem Menschen gemein. Aber wenn wir uns mit andern Worten über diese Triebe erklären, so verhält es sich damit folgendergestalt: der thierische Körper ist so gebildet und eingerichtet, daß er der Seele gewisse, sehr starke und lebhafte Vorstellungen aufdringt, welche je nach dem verschiednen Zustande des Körpers, stärker oder schwächer, klarer oder dunkler sind. Da diese Vorstellungen, indem sie den Willen bestimmen, und ehe sie in äußre Handlung übergehn, immer, je nach ihrer größern oder geringern Deutlichkeit und Stärke, mit einem gewissen Grad von Unannehmlichkeit, in den Empfindungen verbunden sind, wie sie auf der andern Seite angenehme Empfindungen erregen, indem wir sie durch äußre Handlung realisiren und befriedigen, so hat die Natur dafür gesorgt, daß ihre Absichten unfehlbar

fehlbar erreicht werden müssen, nicht allein dadurch, daß sie die erwähnten Vorstellungen und Begierden, die die Einrichtung unsers Körpers uns aufdringt, unsrer Willkühr entzog; sondern auch durch die Lust oder Unlust, die sie mit der Befriedigung oder Nichtbefriedigung der Bedürfnisse der sinnlichen Natur verbunden hat, und der wir, vermöge der innigsten Verbindung zwischen Seele und Körper, nicht auszuweichen im Stande sind.

Die Natur und Einrichtung unsers Körpers bestimmt also unsre Seele, ihre Würksamkeit auf gewisse Weise und auf gewisse Objekte zu äußern; wir haben, vermöge des Maschinmäßigen in unserm Wesen, gewisse Vorstellungen, die uns zu gewissen Handlungen bestimmen; wir haben gewisse Triebe, und die Unvermeidlichkeit gewisser Vorstellungen, und der mit denselben natürlich und nothwendig verbundnen Begierden, ist im eigentlichsten Verstande dasjenige, was an unsern Trieben **gezwungen und nothwendig** genannt werden kann; es hängt nicht von uns ab, ob wir diese Vorstellungen und Begierden haben wollen, oder nicht. Und hiemit haben wir denn im Allgemeinen gezeigt, was in den thierischen Trieben, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, als **Unwillkührlich** angesehen werden kann und muß.

§. 44.

Der **Naturtrieb**, so wie wir ihn eben erklärt haben, ist unwillkührlich in seiner Entstehung; aber die Erfahrung lehrt, daß in der **Ausübung und Befriedigung desselben, viele Willkührlichkeit** statt finde; und wenn gleich diese Willkührlichkeit, je nach den Umständen, und dem verschiednen Zustande des Körpers

und

und der Seele, größer oder geringer ist, so hängt es doch, allgemein zu reden, von dem Menschen ab, in welchem Grade und auf welche Weise er den Trieb befriedigen will, oder nicht. Wie gewaltsam auch Hunger und Durst sind, wie mächtig auch die Vorstellungen würken mögen, welche die Leere des Magens und der Trockenheit der Kehle, dem Menschen aufdringen, so hat man doch Beyspiele von Menschen, die sich freywillig zu Tode hungerten. Die Vorstellung des Bedürfnisses, den Trieb, es zu befriedigen, haben sie zwar nicht aus ihrer Seele verbannen können; aber der äußern Handlungen, wodurch sie ihre brennende Begierde nach Erquickung hätten befriedigen sollen, vermogten sie sich zu enthalten; sie konnten den Trieb nicht ausrotten, aber sie konnten seinem Ausbruche wehren. Von den Thieren haben wir eben solche Beyspiele. Der Hund, der sich über seinen Herrn zu Tode grämt, und nichts genießen will, fühlt zweifelsohne den Naturtrieb, der ihn auffodert, Nahrung zu suchen; aber er folgt diesem Triebe nicht; die Anwendung des Triebes ist, obgleich in verschiednem Grade, willkührlich, bey diesem Thiere sowohl, wie bey dem Menschen.

Diese Willkührlichkeit, in der Befriedigung der Triebe, zeigt sich auf mancherley Weise. Wir essen nicht immer, wenn uns hungert, trinken nicht immer, wenn wir durstig sind, wir wählen unter den verschiednen Nahrungsmitteln, wählen oft solche, die uns eckelhaft sind, ja, wir genießen oft das, was unsrer Natur zuwider zu seyn scheint und würklich ist. Eben die Willkührlichkeit finden wir auch in den Aeußerungen des Fortpflanzungstriebes; wir können uns enthalten, diesen Trieb

zu

zu befriedigen; wir wählen Zeit und Gegenstand willkührlich. In Hinsicht der Zeit ist das Thier mehr an diesen Trieb gebunden, als der Mensch; und doch wird man ihm schwerlich alle Willkührlichkeit in diesem Stück absprechen können, wenn man erwägt, daß es Thierarten giebt, die sich niemals paaren, so lange sie von dem Menschen gefangen gehalten werden, wenn es ihnen gleich nicht an Veranlassung und Gelegenheit fehlt, die Vorstellungen und Begierden zu befriedigen, welche ihre Organisation in dieser Hinsicht nothwendig bey ihnen erregen muß.

§. 45.

Die Betrachtungen, die wir bisher über die Triebe angestellt haben, ließen uns eine große Aehnlichkeit des Thiers mit dem Menschen wahrnehmen. Wir haben gesehen, daß die Vorstellungskraft, vermöge der Natur und Einrichtung der thierischen Körper, nothwendig auf gewisse Gegenstände und gewisse Mittel hingewandt wird; aber wir sahen zugleich, daß sowohl das Thier als der Mensch, viele Willkührlichkeit hat und äußert, selbst in den Fällen, wo der Trieb am unwiderstehlichsten scheint. Und nun stehen wir denn abermals an einem der Gränzpunkte, nach welchen die Scheidelinie, zwischen Mensch und Thier gezogen werden muß.

Die Vorstellungskraft wird bey dem Thiere in mehreren Fällen durch die Organisation eingeschränkt und bestimmt, als beym Menschen.

Die Erfahrung bestätigt die Richtigkeit dieser Behauptung. Jedes Thier, selbst das klügste, von denen die wir kennen, wird durch seinen Körperbau an der Erwerbung

werbung mancher Kenntnisse gehindert, von manchen künstlichen Erfahrungen ausgeschloßen, die der Mensch sich zu verschaffen im Stande ist, und wodurch die Intelligenz der menschlichen Seele sich entwickelt und vergrößert. Wie die Einrichtung des menschlichen Körpers vorzugsweise darauf abzuzwecken scheint, die Entwickelung der intellektuellen Kräfte unsrer Gattung zu erleichtern und zu befördern, und uns Kenntnisse zu verschaffen, die sich eben so sehr durch die Allgemeinheit ihres Umfangs, als durch die Bestimmtheit ihres Inhalts auszeichnen; so scheinen hingegen der Körperbau und die Empfindungswerkzeuge der Thiere, die Intelligenz derselben größtentheils auf eine gewisse Art von Gegenständen einzuschränken, ohne daß sie für die Dinge im Allgemeinen, welche mit ihnen und um ihnen her existiren, einer besondern Aufmerksamkeit fähig wären. Die Vorstellungen der meisten Thierarten, soviel wir aus Erfahrung von ihnen wissen, zwecken nur darauf ab, ihre sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und ihr sinnliches Leben zu erhalten. Wenigstens scheint dies bey allen sogenannten unvollkommnern Thierarten, der Fall zu seyn. Sie sind zufolge ihrer Organisation, auf einen engen Würkungskreis eingeschränkt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ihre Vorstellungen sich viel weiter erstrecken sollten, als ihre Würksamkeit.

Die Kenntniß und Würksamkeit der Fische und aller eigentlichen Wasserthiere, wird durch das Element begränzt, das die Natur zu ihrem Aufenthalt bestimmte; nur sehr wenig können sie von den Dingen wissen, die außerhalb des Meeres und der Gewässer sind, worin sie sich aufhalten, einige Gattungen derselben sterben sogar

in eben dem Augenblick, da sie über die Oberfläche des Wassers gehoben werden; wie z. B. die Heeringe. Und hier ist ja die Einschränkung, welche die Organisation der Intelligenz des Thieres auflegt, unverkennbar. Indessen findet allerdings ein großer Unterschied in der Intelligenz und Entwicklung der verschiednen Seegeschöpfe statt, und wir finden in diesem Thierreiche ungefähr eben das Verhältniß zwischen den Stärkern und Schwächern, zwischen den eigentlichen größern See-Raubthieren, und den unschuldigen und friedlichen Bewohnern dieses Elements, wie bey den Landthieren. Der Karpe, der doch nicht vom Raube lebt, insonderheit der alte Karpe, weis mit vieler Schlauigkeit, besonders in großen Teichen, dem Netze zu entgehen, das man ihm stellt. Er schießt zum Boden des Teichs hinab, wo er den Kopf in den Schlamm steckt, so, daß das Netz über seinen Hintertheil hingleitet, und man ihn nicht fangen kann. Der Hayfisch ist ein eben so raubgieriger als starker und unersättlicher Feind der Bewohner des Meers. Aber bey allem dem kann man nicht annehmen, daß diese Thierarten an Intelligenz dem Fuchse, dem Wolfe oder dem Tiger zu vergleichen wären, da die Natur ihrer Würksamkeit einen engern Kreis vorschrieb. So verschlingt der Hayfisch, wenn er hungrig ist, alles was ihm vorkommt, und läuft in der Hitze des Verfolgens, oft aufs Land. Die Würmer, die sich gewöhnlich unter der Oberfläche der Erde aufhalten; die Insekten, deren kurzes und thätiges Leben, der Sorge für ihre Nahrung und der augenblicklichen Fortpflanzung ihrer Gattung gewidmet ist, haben aller Wahrscheinlichkeit nach, auch nur eine Intelligenz von sehr eingeschränktem Umfange, zumal, da es so unzählige Dinge in der Natur giebt, die für ihre

Bedürf-

Bedürfnisse unnütz sind; da der größte Theil der sie umgebenden Natur nichts hat, was ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte.

Eben dieselbe Einschränkung aber finden wir auch bey den vollkommneren Thieren. Zwar haben sie grössere Intelligenz und deutlichere Anlage zur Entwicklung derselben, aber diese Entwicklung hat dennoch ihre bestimmten Gränzen. Schon die Art, wie die Körper dieser Thiere allgemein gebaut sind, scheint anzuzeigen, daß sie viele Vorstellungen und viele Verbindungen von Vorstellungen entbehren müssen, die der Mensch hat und haben kann, da es ihnen an den Werkzeugen fehlt, durch welche diese Vorstellungen erst brauchbar für sie werden könnten. Was würde es dem Pferde nutzen, wenn es auch die mathematischen Einsichten eines Archimedes hätte; mit seinem Hufe wäre es doch nicht im Stande, eine Maschine zusammenzusetzen, wodurch diese Einsichten ihm oder der Welt nützlich würden. So aber verhält es sich auch in andern Fällen mit den Thieren; ihre Organisation macht es ihnen unmöglich, Menschen-Intelligenz zu gebrauchen, wenn sie ihnen auch verliehen wäre, und da in der Natur nirgends eine Kraft ohne Nutzen verliehen ward, so würde es ungereimt seyn, den Thieren einen Grad von Intelligenz zuzuschreiben, welcher, zufolge ihres Körperbaus ihnen selbst unbrauchbar seyn müste, und für die Welt unnütz wäre. Die Affen sind unter allen bekannten Thierarten diejenigen, denen die Natur am meisten Geschicklichkeit verlieh, die Handlungen, welche der Mensch vermöge seiner Organisation, vornehmen kann, nachzuahmen und auszuführen; mit ihren Händen können sie vieles ausrichten, was jedes andre

Thier nicht auszurichten vermag; indessen lehrt doch die Erfahrung, daß die Unternehmungen des Affen sich größtentheils darauf einschränken, menschliche Handlungen nachzuahmen, ohne daß dies Thier selbst durch diese Handlungen zu neuen Erfindungen geführt würde. Es ist bekannt genug, daß die Affen, wenn sie ein Feuer finden, welches die Reisenden verlassen haben, sich demselben nähern, und sich über ihren Fund freuen; aber wenn es nun durch Regen oder andre Zufälle ausgelöscht ist, so wissen sie kein Mittel ausfindig zu machen, um es von neuen anzuzünden. Der Affe steht also in diesem Stück weit unter dem Menschen, der doch wenigstes suchen würde, das Feuer im Brand zu halten, wenn es einmal da wäre; gesetzt auch, er wüßte kein Mittel, es wieder anzuzünden, nachdem er verloschen wäre. Hieraus aber scheint zu folgen, daß die Thiere, vermöge ihrer Intelligenz, keine Anlage haben, sich die künstlichern Bedürfnisse zu verschaffen, die die Natur ihnen entbehrlich machte, und die sie ohnehin, wenn ihnen die Kraft dazu verliehen wäre, nicht würden befriedigen können, ohne gar zu große Unordnung auf der Erde anzurichten. Der Mensch richtet, ungeachtet seiner höhern Anlagen und größern Entwicklung, oft, und nur gar zu oft, Unordnung genug an; aber laßt uns einmal annehmen, daß die Affen in dem Zustande ihrer Wildheit die Entdeckung machten, wie sie nach Gefallen Feuer anzünden könnten, sie würden dann bald durch ihre Unvorsichtigkeit, ganze Wälder in Brand stecken, und ganze Ländereyen in Wüsten verwandeln. Dies können sie itzt nicht thun, und die Natur beschränkte auf mehr als eine Weise ihre intellektuelle Vollkommenheit, durch die Art, wie sie ihre Körper organisirte. So ist es z. B. merkwürdig, daß

die

die Affen ziemlich bald die menschliche Sprache verstehen lernen, daß sie, eben sowohl wie der Mensch, alle Werkzeuge haben, die zum Sprechen erfordert werden, und dennoch nicht einmal im Stande sind, so viel sprechen zu lernen, als der Papagey oder der Staar. Dieses alles aber vereinigt sich, um den oben angeführten Satz zu bestätigen, daß die Intelligenz bey dem Thiere, mehr durch die Organisation eingeschränkt ist, als beym Menschen.

§. 46.

Andrerseits aber ist es auch eine unläugbare Erfahrungswahrheit: daß die Thiere in ihrer Organisation ein größeres Hülfsmittel und einen sicherern Wegweiser haben, als der Mensch.

Ich will hier nicht von den Vorzügen reden, welche die Thiere im Allgemeinen wegen der Feinheit ihrer Sinnwerkzeuge, und der daraus folgenden Stärke und Genauigkeit ihrer sinnlichen Empfindungen, vor dem Menschen voraus haben; ein Vorzug, der die Thiere in höherm Grade gegen Irrthum in der Wahl ihrer Nahrung schützt, und wodurch sie mit größerer Sicherheit, als der Mensch, die Nahrungsmittel entdecken, die ihnen zuträglich sind. Darum lesen wir auch, daß Reisende, wenn sie an fremden und unbewohnten Orten hinkamen, wo sie unbekannte Früchte und Pflanzen vorfanden, genau darauf Acht gaben, welche von diesen die Thiere zu ihrer Nahrung brauchten, und ihre eigne Wahl nach dieser Beobachtung einrichteten. So erzählt Vaillant, daß ein Affe, den er Kees nannte, und der ihn auf seiner Reise begleitete, ihm oft eßbare Wurzeln verschafte;

oft warf Vaillant ihm auch die Wurzeln vor, die man unterweges fand, und die ihm und den Hottentotten unbekannt waren, und wenn Kees sie denn nicht fressen wollte, so war man überzeugt, daß diese Wurzeln entweder einen unangenehmen Geschmack haben, oder schädlich seyn muften. *) Hievon haben wir indessen in dem Vorhergehenden umständlich geredet, und ich will also den Leser dahin verwiesen haben; wie ich denn auch glaube, daß es keinem aufmerksamen Leser zweifelhaft seyn wird, daß eine große Menge von Thieren, was die Feinheit der Einrichtung ihrer Sinnwerkzeuge betrift, unverkennbare Vorzüge vor dem Menschen haben. Die Organisation dient ihnen also in diesem Stücke zu größerer Hülfe und zu einem bessern Führer, als dem Menschen, obgleich diese Beschaffenheit der Organisation nicht so absolut bestimmend ist, daß sie in allen Fällen die Wahl des Thieres unfehlbar machen sollte.

§. 47.

Die Sinne der Thiere sind, allgemein zu reden, in allem, was die Wahl der ihnen nützlichen oder schädlichen sinnlichen Gegenstände betrift, sichrere Führer, als eben diese Sinne es dem Menschen sind. Aber der ganze Bedarf des Thieres, ist eben so wenig als des Menschen, blos dadurch allein befriedigt, weil es weis, daß diese Nahrung ihm zuträglich, jene schädlich ist. Sie haben damit noch nicht diese Speise in ihrer Gewalt, weil sie wissen, daß sie da ist; sie ist damit noch nicht zubereitet und angewandt, wie sie es seyn muß, wenn sie ihnen Nutzen schaffen und ihrem Bedarf abhelfen soll. Jedes

*) Vaillants Reise. 1. Th. S. 101.

des Thier, sagt Reimarus, *) fordert sein gewisses Element, seine gewisse Gegend, seinen gewissen Aufenthalt, seine eigne Weise, wie sein Nest, seine Wohnung oder sein Gebäude eingerichtet seyn muß; seine besondre Bewegungsart, seine besondre Weise, wie seine Nahrung gewonnen, zubereitet und aufbewahrt wird, wie es die verschiednen Verwandlungen durchgeht, sich paart und seine Jungen aufzieht. Wir brauchen nur einen flüchtigen Blick auf die Thiere zu werfen, um uns von diesen Wahrheiten zu überzeugen.

Einige Thiere, z. B. die Seeschildkröte und das Krokodill, werden auf dem trocknen Lande gebohren, und doch ist das Wasser dasjenige Element, worin sie leben sollen, und ausser vor welchem sie nicht leben können; sie suchen dies Element, sobald sie aus dem Ey hervorgekrochen sind, aber wer lehrte sie es suchen? Verschiedne Gattungen von Thieren verändern Himmelsgegend und Aufenthalt, so wie die Jahrszeiten sich verändern; so liegt das Murmelthier und die Schwalbe den Winter über im Schlaf, so verläßt der Storch im Spätjahre unsre Gegenden und kehrt im Frühlinge wieder zurück; aber woher hat wohl das Thier diese Anweisung? Wie sind die Vögel im Stande, so mannigfaltige Arten von Nestern zu bauen, wer lehrt die Biene ihre Cellen einrichten, und den Biber seine Dämme aufführen? Wie geht es zu, daß das Insekt sich zu seiner Verwandlung vorbereitet, daß jede Gattung derselben dies auf die beste Art thut, und so, daß sie während ihrer Unthätigkeit, gegen Ge-

*) Allgem. Betr. über d. Triebe d. Thiere. S. 88.

fahr und Verletzung gesichert ist? Woher lernte der Ameisenlöwe seinen Trichter so künstlich aushöhlen, daß seine Beute in demselben zu ihm hinabrollt? Allerdings ist die Natur in diesen, wie in unzähligen Fällen gleicher Art, die Lehrerin und Führerin des Thiers; aber wie giebt sie denn dem Thiere diesen Unterricht? dies werden wir kürzlich näher zu erklären suchen.

§. 48.

Wir haben im Vorhergehenden bemerkt, daß wir, vermöge der Einrichtung unsrer Körper, genötigt sind, unsre Vorstellungskraft auf gewisse Gegenstände zu richten; unsre Organisation dringt uns gewisse Vorstellungen unvermeidlich auf; bey dem Menschen geschieht dies nur in einigen wenigen Fällen, bey den Thieren hingegen, insonderheit bey den unvollkommnern Thieren, geschieht es öfter. Der Mensch, dem die Natur einen höhern Grad von Intelligenz verlieh, wurde von ihr blos genötigt, für die Erhaltung seines Körpers und für die Vermehrung seiner Gattung zu sorgen; die Art aber, wie dies am zweckmäßigsten geschehen könne und müsse, wurde der willkührlichen Anwendung seiner höhern Fähigkeiten überlassen. Dem Thier hingegen, legte die Natur nicht allein den Zwang auf, seine Nahrung zu suchen und sich fortzupflanzen sondern sie sorgte zugleich, nach der Verschiedenheit der Gattungen, dafür, daß das Thier eine sichere Anweisung zu der Wahl derjenigen Mittel erhielt, wodurch ihre Absichten erreicht werden konnten. Dies heißt mit andern Worten: viele Gattungen von Thieren haben außer den allgemeinen Trieben, welche dem Thier und dem Menschen gemein sind, einen besondern Naturtrieb, gewisse Handlungen vorzunehmen, gewisse

Mittel

Mittel zu Erhaltung und Fortpflanzung ihrer selbst und ihrer Gattung zu wählen und anzuwenden. Diese Triebe kommen den Thieren in den Fällen zu Hülfe, wo ihre eingeschränkte Intelligenz zu den Absichten der Natur nicht hinreichte. Vermöge dieser Triebe, richtet das Thier mit einer geringern Intelligenz, eben das aus, was der Mensch mit seinem höhern Grade von Fähigkeiten und Entwicklung ausrichtet. Diese den Thieren eigenthümliche Triebe, hat Reimarus Kunsttriebe genannt, wiewohl er diesen Kunsttrieben mehr zuschreibt, als wir, nach dem bisher angeführten, dahin rechnen können.

§. 49.

Die Thiere, insonderheit gewisse Gattungen derselben, haben Kunsttriebe; aber was ist denn nun Kunsttrieb? läßt er sich auf eine genugthuende Weise erklären, und wenn dies, wie kann denn das Daseyn dieser Triebe mit demjenigen bestehen, was wir vorhin über die Intelligenz der Thiere bemerkt haben? Zwar ist es wohl unmöglich, bestimmt und deutlich anzugeben, wie in diesem Stück Ursache und Würkung mit einander zusammen hangen, und wird es vielleicht immer bleiben, so lange wir in dieser Verbindung der Dinge leben; dahingegen wäre es wohl nicht so ganz unmöglich, uns eine vernünftige und wahrscheinliche Vorstellung von den Ursachen zu machen, welche jene wundervollen Würkungen hervorbringen. Und hier müssen wir abermals unsre vorige Bemerkung wiederholen, daß sowohl das Thier als der Mensch, vermöge der Einrichtung seines Körpers, gewisse Vorstellungen nothwendig hat und haben muß, welche den Willen bestimmen und Handlungen erzeugen, bey welchen zwar in der Art ihrer Ausführung, einige Willkühr-

lichkeit statt findet, die aber doch, in Rücksicht auf ihren Ursprung, als nothwendig angesehn werden können. Wenn wir nun in vielfältigen Erfahrungen bemerken, daß die Thiere weit mehrere solcher Handlungen vornehmen, deren Grund wir in einer Art von Nothwendigkeit suchen müssen, so folgt, daß wir daher genöthigt sind anzunehmen, die Vorstellungskraft der Thiere werde, je nach der Verschiedenheit der Gattungen, in mehreren Fällen durch die Organisation bestimmt und gefesselt, als des Menschen. Und hieraus folgt nun wiederum, daß die Thiere, vermöge der Einrichtung ihres Körpers, gewisse Vorstellungen von den Mitteln haben müssen, welche zur Erhaltung ihres Lebens und zur Fortpflanzung ihrer Gattung dienen, so wie von der Art, wie diese Mittel am zweckmäßigsten erworben und angewandt werden können. Da nun die Körper der Thiere, von ihrer Geburt an, die Werkzeuge und das Nervengebäude enthalten, wodurch solche Vorstellungen, ohne vorhergehende äußre Versuche und Erfahrungen, nothwendig in ihren Seelen erzeugt werden müssen; da der Körper beständig auf die Seele würkt, vermöge der Verbindung, welche bey Thieren und Menschen, zwischen diesen beyden Wesentheilen, statt findet; so erhält das Thier, man mögte fast sagen, von Anbeginn seiner Existenz an, wenigstens doch schon in den ersten Augenblicken, da es sich seines Daseyns bewust ist, diese Vorstellungen; wird, vermöge der fortgesetzten Würksamkeit des Nervensystems, daran gewöhnt, und führt sie in der Folge mit Leichtigkeit aus, da die Werkzeuge, wodurch sie ausgeführt werden sollen, im Körper vorhanden sind. Die Vorstellungs-Nerven würken auf die Seele; hieraus entsteht Vorstellung und lebhafte Lust zu handeln; die Seele würkt, vermöge

dieser

dieser Lust, auf die Bewegungs-Nerven, mit eben der Sicherheit und Präcision, als bey uns, wenn wir Hand oder Fuß bewegen wollen, und nun geht die Vorstellung in äußre Handlung über, welche dazu dient, den Fordrungen und Absichten der Natur Genüge zu leisten.

Anmerkung. Wir haben schon einmal angemerkt, daß sowohl bey dem Thiere als bey dem Menschen, die sinnlichen Empfindungen durch die Nerven veranlaßt werden; zum bessern Verständniß des oben gesagten, müssen wir noch bemerken, daß die Nerven, auch die in unsern Körpern vorgehenden Bewegungen, veranlassen, in so fern selbige von dem Willen und der Würksamkeit der Seele abhängig und nicht mechanisch sind, oder durch Einwürkung der äußern Gegenstände auf unsre Sinne hervorgebracht werden. Hier frägt es sich nun, ob wir annehmen können, daß die Seele jene willkührlichen Bewegungen des Körpers, vermöge ebenderselben Nerven, veranlaßt, wodurch sie von den äußern Dingen, die auf den Körper würken, Vorstellungen erhält. Die Nerven, sagt Unzer, endigen sich mit ihren äußersten Spitzen, entweder so, daß sie in andre, zu gewissen Bewegungen bestimmte Maschinen des thierischen Körpers einpassen, oder sie breiten sich bloß in der Haut, oder in andern Theilen aus, z. B. im Auge, Ohre u. s. w. ohne daß sie in solche Maschinen hineindringen, die zu gewissen Bewegungen bestimmt sind, wenigstens, ohne daß sie zu einer solchen Bewegung mitwürken. Die erstern nennt man, in dieser Rücksicht, Bewegungs-Nerven, die letztern, Vorstellungs-Nerven. Uebrigens sind beyde einander an Stoff und Bauart gleich,

und der Unterschied besteht bloß in dem eben genannten Lokalverhältnisse. Der große Haller tritt dieser Meinung bey; und es wäre folglich, was ihre Natur anbetrift, kein wesentlicher Unterschied zwischen den Vorstellungs- und Bewegungs-Nerven. Eine andre Frage aber ist es, ob man nicht annehmen kann und vielleicht annehmen muß, daß einige von diesen Nerven, vermöge ihres Zusammenhangs mit den Muskeln, hauptsächlich dazu bestimmt sind, Bewegungen zu veranlassen, so wie andre Vorstellungen von den äußern Dingen zu erregen, die auf den Körper würken; und ob nicht derselbe individuelle Nerve, in derselben Nervenfaser, eine zwiefache wesentliche Bestimmung hat, so, daß er beydes, sowohl Vorstellung als Bewegung, veranlassen kann.

Daß jeder Nerve, wenn er übrigens unverletzt und in seinem natürlichen Zustande ist, Vorstellungen veranlassen kann, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. So ist es durch Erfahrungen erwiesen, daß diejenigen Nerven, welche mit den Muskeln in Verbindung stehen, durch die in letztern von außen hervorgebrachten Veränderungen, irritirt werden, und die Seele dadurch von diesen Veränderungen, die in ihrem Körper vorgehen, Vorstellung erhält; da diese Vorstellungen aber zufälligerweise, durch die zufälligen Bewegungen der Muskeln, veranlaßt werden, so könnte man vielleicht annehmen, daß die in den Muskeln laufenden und zur Bewegung bestimmten Nerven, nur vermöge einer Nebenbestimmung, Vorstellungen veranlassen, da ihre Hauptbestimmung auf Bewegung abzweckt. Daß die Veränderung des Nerven, und der Gang der Nervenfeuchtigkeit, nach dieser Voraussetzung, wie man behauptet hat, in demselben

selben untheilbaren Augenblicke, auf eine doppelte und entgegengesetzte Art, müste geschehen können, ist wohl keine richtige Folgerung. Es würde vielmehr in jedem gegebnen Falle darauf ankommen, ob die äußre Kraft, welche auf Muskel und Nerve zur Verändrung aufwärts würkte, oder die Kraft der Seele, womit sie auf die Nervenspitze zur Verändrung niederwärts würkt, die stärkste wäre; ferner, ob die ganze zum Muskel gehörige Nervensammlung, oder nur einzelne Nerven derselben, durch die äußre Einwürkung außer Stand gesetzt würden, nach dem Willen der Seele, in dem Muskel Bewegung zu veranlassen, in solchen Fällen nemlich, wo willkührliche Bewegung statt findet. Eine ganz andre Frage ist es, ob die Seele in den Fällen, wo sie von den äussern Dingen, durch die Einwürkung derselben auf die Sinne, Vorstellungen erhalten hat, eine solche rückwürkende Kraft besitzt, daß sie durch ihre eigne Würksamkeit dieselben Verändrungen in den äußersten Theilen der Nerven hervorbringen kann, welche die äußern Gegenstände hervorbrachten. Die Erfahrung verneint diese Frage; denn wir müsten alsdann bloß durch unsre Einbildungskraft uns in jedweden Zustand zurück versetzen können, worin wir uns einmal befunden hätten, und zwar dergestalt, daß wir alles eben so, wie bey der würklichen Einwürkung der Gegenstände, selbst fühlten. Wir dürften dann nur einmal in unserm Leben eine angenehme Musik gehört haben, um sie in unserm Kopfe, so oft es uns gefiele, wieder zu hören; einen Soldaten, der einmal Spiesruthen gelaufen hätte, würde man in der Folge, bloß indem man seine Einbildungskraft erhitzte, so oft man wollte, auf eben die Weise strafen und quälen können. Niemand wird aber wohl daran zweifeln, daß es

ein

ein wahres Unglück für den Menschen seyn würde, wenn seine Natur so eingerichtet wäre. Erste Gründe einer Physiologie der eigentlichen thierischen Natur thierischer Körper, entworfen von D. Johann August Unzer. Leipzig. 8. 1771. 1. Th. 1. K. §. 14. S. 20. Kap. 2. §. 126-27. S. 119-120. Albrecht von Hallers Anfangsgründe der Physiologie des menschlichen Körpers, aus dem lateinischen übersetzt, von J. S. von Haller. Berlin. 8. 1768. 4. B. X. Buch. VIII. Abschn. §. 22. S. 613 u. f. Nicolai Pathologie. 4. B. §. 53. S. 98. Irwing Erfahr. und Untersuch. über die Menschen. 1. B. §. 29. S. 122 u. f.

§. 50.

Die Thiere nehmen also gewisse natürliche und nothwendige Kunsthandlungen vor, welche zu ihrer und ihrer Art Erhaltung, Fortpflanzung und Veredlung dienen, und diese Handlungen haben ihren Grund in vorhergehenden Vorstellungen, welche das Thier, vermöge seiner Organisation, nothwendig hat und haben muß. Dahingegen aber ist es auch eine durch Erfahrung unwidersprechlich bestätigte Wahrheit, daß, obschon die Vorstellungen und Handlungen der Thiere in den erwähnten Fällen, von ihrer Organisation bestimmt werden, sie demungeachtet in diesen ihren Handlungen eine gewisse Willkührlichkeit haben und zeigen, und ihr Betragen auf verschiedne Weise einrichten, je nachdem die Umstände verschieden sind. Und also behauptet das Thier auch in diesem Stücke seine Aehnlichkeit mit dem Menschen.

Wenn

Wenn gleich die Nester der Vögel von einerley Gattung, allenthalben ohngefähr dieselbe Einrichtung und Bauart haben, so hängt es doch immer von der Willkühr des Vogels ab, ob er auf diesem oder jenem Baume bauen will, und erwählt unter mehrern Bäumen und Oertern denjenigen, der der sicherste ist, und wo er das Futter für seine Jungen in der Nähe findet: er wählt nach Gefallen Moos oder Stroh, Haare oder Federn um ihr Lager daraus zu bereiten. Es giebt, sagt Reimarus, *) keine feste Regel, wonach die Bienen und Wespen ihr Nest ankleistern oder an den Seiten befestigen, damit es nicht durch seine eigne Schwere herabfalle; sie richten sich hierin nach der Beschaffenheit des Hauses oder der Stelle wo sie ihr Gebäude aufführen. Die Spinnen gehen zwar bey der Einrichtung ihres Gewebes, in der Hauptsache auf einerley Art zu Werke, aber die Dicke des äußersten Fadens, an welchem das ganze Netz hängt, bestimmen sie nach der Entfernung. Je weiter der Ort entfernt ist, wo das äußerste Ende des Fadens befestigt werden soll, je dicker spinnen sie ihn. Es ist den Bienen und Wespen natürlich, alle Todte aus ihren Nestern fortzuschaffen; wenn aber der Körper zu schwer ist, so pflegen letztere die Arbeitswespen dahin zu vermögen, daß sie ihn in Stücken beißen, worauf sie ihn denn stückweise hinausschleppen. Die Bienen dahingegen mauern ihren getödteten Feind ein, wozu sie sich Gummi bedienen, womit sie sonst die Risse im Stocke zustopfen. Bey diesem Verfahren kann der todte Körper ihnen nicht durch seinen Geruch beschwerlich fallen. Die Bienen sind in ihrer Bauart zwar sehr sorgfältig, indessen

*) Allgem. Betr. über d. Triebe d. Thiere. S. 173-179.

sen können sie es doch nicht immer vermeiden, daß ihre Scheiben etwas schief laufen, oder einander hie und da einige Linien näher kommen, als die genaue parallele Entfernung es erlaubt; so wie auch zuweilen die Blätter im Stocke und ihre Zusammenfügungen von dem richtigen Maaße etwas abweichen. Dies rührt daher, weil mehrere von ihnen zugleich an demselben Stücke arbeiten, und ein Fehler von einem halben Grad oder einer halben Linie, erst in der Folge merklich wird. Wenn aber die Bienen bemerken, daß sie gefehlt haben, so verbessern sie ihren Fehler gleich; sie nehmen weg, wo zu viel, thun hinzu, wo zu wenig ist, und vollenden auf diese Weise ihren Bau. Wenn sie nun gleich diese Arbeit aus Naturtrieb unternehmen, so ist doch hier die Willkührlichkeit in den verschiednen Aeußerungen des Triebes unverkennbar, bey dem Thiere sowohl als bey dem Menschen.

Ueberhaupt sind nach **Bonnets** Zeugnisse, *) die Veränderungen beynahe unzählbar, die ein aufmerksamer Beobachter, in der Arbeit der Bienen, zu bemerken Gelegenheit hat; und sein Zeugniß ist um so wichtiger, da er diese Thierart ganzer vierzig Jahre lang beobachtet hat. Er hielt nach und nach viele Schwärme, in eben demselben Glaskorbe und versichert, daß niemals **zween Schwärme** genau auf einerley Art gearbeitet haben, sowohl was das Anlegen der Tafeln und ihre Richtungen unter einander, als ihre Gestalt und Verhältnisse betrift. Gleiche Abweichung fand er in der Form und Größe der Zellen. Einige halten eine ellyptische Oefnung, in andern war sie fast zirkelrund, niemals aber sechseckigt.

Auch

*) Betracht. über die Natur. 2. Th. S. 475.

Auch im Boden der Zellen waren merkliche Unregelmäßigkeiten; anstatt daß derselbe gemeiniglich aus drey kleinen, gleichen und ähnlichen Rautenstücken besteht, war er aus vier, fünf oder sechs Stücken von unregelmäßiger, meist viereckigter Figur zusammengesetzt. Die Größten der gemeinen Zellen hatten noch mehr von Veränderungen, als ihre Oeffnungen und ihr Boden. Gemeiniglich sind diese Zellen fünf Linien tief, aber er fand ihre Tiefe von achtzehn bis zwanzig Linien. Diese und mehrere Beobachtungen beweisen zur Gnüge, wie sehr diejenigen irren, welche in dem Gedanken stehen, daß die Arbeit der Bienen jederzeit regelmäßig und einförmig sey, so wie sie zugleich ein Beweiß von der Willkührlichkeit sind, womit das Thier selbst in den Fällen handelt, wo der ursprüngliche Grund seiner Handlungen und Vorstellungen in der Organisation liegt.

§. 51.

Die Handlungen der Thiere gründen sich auf ihre Vorstellungen, und einige von diesen Vorstellungen haben ihren ursprünglichen Grund in der Organisation des Thiers; aber, mögte man hier fragen, welchen Antheil hat denn die Organisation, und welchen Antheil die eigentliche Vorstellungskraft an den Kunstarbeiten, die wir die Thiere vornehmen sehen? Kann man annehmen, daß diese Kunstwerke eine besondre Entwicklung und Umfang von Intelligenz voraussetzen, welche mit den Kunststücken, die wir die Thiere hervorbringen sehen, in einem natürlichen und gleichmäßigen Verhältnisse steht, oder wie läßt sich die Hervorbringung dieser Werke auf irgend eine Weise aus der Vorstellungskraft der Thiere begreiflich machen, wenn man sie nicht einzig und allein, oder doch größten-

theils für maschinmäßige Würkungen der Organisation will gelten lassen? Wir wollen versuchen, ob die Erfahrung uns zur Auflösung dieser Fragen verhelfen kann.

Wir haben im Vorhergehenden bemerkt, daß die Thiere, vermöge ihrer Organisation, gewisse Vorstellungen haben, welche ohne alle vorhergehende äußre Erfahrung in der Seele entstehen; die Erfahrung lehrt uns, daß die Anzahl solcher aus der Organisation entspringenden Vorstellungen, bey einigen Thierarten größer, bey andern kleiner ist; so wie wir zugleich bemerkt haben, daß es schlechterdings nicht von dem Willen und der Wahl des Thieres abhängt, ob es diese Vorstellungen haben will, oder nicht. Nun lehrt die Erfahrung ferner, daß einige Thierarten gar keine Handlung vornehmen, welche einen Kunsttrieb vorauszusetzen scheint; andre dahingegen solche Handlungen ausführen, welche, wenn man sie von dem Menschen ausgeführt sähe, die gründlichste Ueberlegung und das schärfste Nachdenken voraussetzen müsten; Handlungen, welche der Mensch, besonders im Kleinen, weder nachzuahmen, noch auszuführen im Stande ist. Aber wer sind wohl die Thiere, bey welchen wir diese Kunstfertigkeiten wahrnehmen? ist es etwa der kluge Elephant, der muthige und schlaue Bär, der listige Fuchs, der treue Hund, das edle Pferd? Nein; wir finden zwar in den Handlungen dieser Thiere, viele abwechselnde Verschiedenheit, aber wir sehen sie nichts unternehmen, was im eigentlichsten Verstande, Kunstarbeit genannt werden könnte. Weniger Intelligenz, und eben so wenig Anlage zu Kunstwerken, finden wir bey einer Menge andrer, von den sogenannten vollkommneren Thierarten. Die Kuh, das Schaaf

und

und das Schwein, haben völlig dieselbe Anzahl von Sinnwerkzeugen, als der Hund und das Pferd; vergleicht man aber die verschiedne Handlungsweise dieser Thiere, so muß man nothwendig auf eine große Verschiedenheit von Fähigkeiten und Entwicklung unter ihnen schließen. Dahingegen sehen wir mit Bewundrung die Afrikanische Ameise ihre Thürmer bauen, die Spinne ihr künstliches Gewebe verfertigen, die Biene ihre Zelle einrichten, und die Schabe, welche nackend das Ey verläßt, sich gleich Bedeckung und Nahrung verschaffen. Hier ist beydes mehr und weniger, als wir bey den vollkommensten und klügsten Thieren antreffen; die größere Kunst scheint einen größern Grad von Kenntniß vorauszusetzen; aber sollte denn die Intelligenz der Biene größer seyn, als des Elephanten? der Spinne größer als des Hundes? Diese Behauptung scheint auf den ersten Anblick ungereimt, und doch ist sie vielleicht nicht ganz unwahr.

§. 52.

Wenn wir die Natur beobachten, so wird sowohl das, was wir so eben angeführt haben, als unzählige andre Erfahrungen, uns von der Wahrheit des folgenden Satzes überzeugen:

Je vollkommner ein Thier ist, je mehr es in der Einrichtung und Anzahl seiner Sinnenwerkzeuge sich dem Menschen nähert, je weniger Kunsttrieb hat ein solches Thier; dies heißt mit andern Worten: je größer die Anzahl von Gegenständen ist, worauf das Thier seine Vorstellungskraft anwenden kann, je größern Würkungskreis hat es; je größern

Würkungskreis es hat, je weniger natürlichen Kunsttrieb und Kunstfertigkeit entdecken wir bey demselben.

Der Mensch, dessen Sinne der ganzen Natur offen stehen, dessen Verstand und Erfindungskraft ihn gleichsam mit neuen Sinnen bereichern; der Mensch, dessen Wohnort und Thätigkeit nicht auf eine gewisse Himmelsgegend eingeschränkt ist, dessen Kenntnissen selbst die Verschiedenheit der Elemente keine Gränzen setzen können; der Mensch, der wie der Fisch auf den Boden des Meeres untertaucht, und, wie der Vogel, sich einen Weg durch die Luft gebahnt hat; der mit dem Tiger und Löwen in Afrika's brennenden Sandwüsten gedeiht, und mit dem Bären unter den Eisbergen der Pole wohnt: dieser Mensch, obgleich auch er Thier ist, hat dennoch unter allen Thiergeschöpfen hier auf dem Erdball den ausgedehntesten Würkungskreis. Aber nackend kömmt er auf die Welt, wie die Milbe, und findet in seiner Organisation nicht die Anweisung zu Nahrung und Kleidern, womit jene gebohren wird. Das Schicksal des Menschen hängt in seiner ersten Kindheit lange von der Pflege und Vorsorge andrer ab; durch Erfahrungen werden erst seine Seelenkräfte entwickelt, durch Erfahrungen und wiederholte Versuche lernt er erst sich die Bedürfnisse des Lebens erwerben, bis in der Folge die mehr entwickelte Vernunft auch zu den Bequemlichkeiten und feinern Vergnügungen des Lebens Rath zu schaffen weis. Aber der Mensch muß, so zu sagen, alles aus der ihn umgebenden Natur hernehmen; in seiner eignen Natur findet er keine ursprüngliche Anweisung, wodurch er das werden könnte, was wir uns zu seyn wissen.

Jedes Thier, selbst die vollkommensten Thierarten, die wir kennen, haben einen weit engern Würkungskreis als der Mensch, da sich ihr Aufenthalt auf gewisse Gegenden einschränkt, außer welchen man sie entweder gar nicht findet, oder wo sie doch nicht gedeihen können, wenigstens ihr natürliches Alter nicht erreichen. Unter allen Thieren sind die Affen unstreitig diejenigen, welche sich dem Menschen am meisten nähern, nicht allein in Rücksicht auf ihren Körperbau, sondern auch weil sie die einzigen Thiere sind, die sich zu ihrer Vertheidigung andrer Waffen bedienen, als derjenigen, die die Natur ihnen gab. So weiß man, daß einige dieser Thiere Zweige von den Bäumen abbrechen, und sich damit gegen Thiere und Menschen wehren. Aber der natürliche Aufenthalt dieser Thiere ist auf die wärmeren Himmelsgegenden der alten Welt eingeschränkt. Sie können gewöhnlich alles nachmachen was sie sehen, und zeigen viele Fähigkeit, diese oder jene Handlung zu erlernen, woran man sie gewöhnen will; sie besitzen Geschicklichkeit genug, sich die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten, die sie vor sich sehen, sogar wider den Willen des Menschen zu verschaffen; aber Fähigkeit, selbst etwas herauszubringen und zu erfinden, was Natur oder Kunst ihnen nicht gab, findet man nicht bey ihnen. Die Natur scheint diese und andre Thierarten mehr dazu bestimmt zu haben, die guten Dinge zu genießen, die sie ihnen von selbst darbietet, als zu verlangen, daß sie aus eignen Kräften ihrer Würksamkeit zu Hülfe kämen. Nur von einer einzigen Affenart (Troglodytes, Chimpanse, Pongo, Zacko, Barris) welche sich in Angola, Congo u. a. O. aufhält, erzählt man, daß sie haufenweise in den dicksten Wäldern leben, und eine Art von Lauben in den

Bäumen anlegen, um sich gegen Wind und Wetter zu schützen; aber so gerne auch dieser Affe bey dem Feuer verweilt, das etwa die Wilden angezündet und verlassen haben, weis er doch selbst kein Mittel ausfindig zu machen, um es im Brand zu halten; ein Beweiß, daß dies Thier darauf eingeschränkt wurde, die Gaben der Natur in ihrem ursprünglichen Zustande zu genießen, und seine Bedürfnisse unmittelbar aus ihrer eignen Hand zu empfangen. Aber obschon dies Thier in Hinsicht seines Aufenthalts und seiner Fähigkeiten, einen engern Würkungskreis hat, als der Mensch, so nähert es sich dem Menschen doch darin, daß sein Körperbau es ihm leicht macht, eine Menge menschliche Handlungen nachzuahmen, und daß es völlig dieselbe Anzahl von Sinnen hat, wie der Mensch, wodurch es in seinem Zirkel von der Natur alle Erfahrungen haben kann, welche sich durch die bloßen Sinne erwerben lassen. Aber auch darin gleicht der Affe dem Menschen, daß er durch Natur und Organisation zu keiner besondern Art von Kunstfleiß gestimmt wird; nur die allgemeinen Naturtriebe hat dies Thier, und findet übrigens in seinen Sinnen hinlängliche Anweisung, die Fordrungen der Natur zu befriedigen.

Die wärmsten Himmelsgegenden, insonderheit die Sandwüsten des innern Afrika, sind der natürliche Aufenthalt des Löwen, so wie in Asien die eigentliche Heymath des Tigers ist; der Leoparde und der Panther gehören zu den natürlichen Bewohnern Afrikas; der sogenannte Amerikanische Tiger, Onza, lebt nur innerhalb der Gränzen Südamerikas; der Luchs hingegen, hält sich in den großen, dichten Wäldern des nördlichen Theils unsers Erdballs auf. Auch diese Thiere sind vermö-

vermöge ihrer Sinne im Stande, jeden Eindruck der Natur aufzunehmen, welche sie in den Gegenden, die sie bewohnen umgiebt, und auf sie würkt. Sie haben die allgemeinen Naturtriebe mit dem Menschen gemein, und es fehlt ihnen aller Kunsttrieb, so wie dem Menschen. Eben so verhält es sich mit dem Elephanten, dessen natürliches Vaterland das mittlere Afrika und das südliche Asien ist; auch bey diesem Thiere findet man keine Spur von Kunsttrieb; dagegen besitzt es einen hohen Grad von Intelligenz und ist sehr vieler Entwicklung fähig, so, daß der Elephant in dieser Rücksicht unter allen Thieren sich dem Menschen am meisten zu nähern scheint. Die Malayen bedienen sich daher des Worts Orang, welches das Stammwort von Orang-Outang ist, beydes um einen Elephanten und einen Menschen zu bezeichnen. Und so finden wir die Natur in der Organisation der vollkommneren Thiere, überall sich selbst ähnlich; sie haben an ihren Sinnen alle Anweisung, deren sie bedürfen, um ihren Lebensunterhalt zu suchen; sie haben hinlängliche Mittel zu ihrer Rettung und Vertheidigung; aber die Art, wie sie in jedem Falle diese Anweisungen der Organisation gebrauchen und anwenden sollen, ist ihnen selbst überlassen, und ihr Betragen ist willkührlich, je nachdem die Umstände ihre Vorstellungskraft veranlassen, sich auf verschiedne Weise und in verschiednen Handlungen zu äußern. Aber Kunsttriebe, in dem hier angenommenen Sinne des Worts, haben diese Thiere nicht; und dies kann man, mit einigen wenigen Ausnahmen, worunter z. B. der Bieber, das Murmelthier, die Muskusratze (Castor Moschatus Linn.) gehören, allgemein von allen Saugthieren, besonders von den Raubthieren unter ihnen, sagen. Ihre Intelligenz ist, je nach der

Verschiedenheit der Gattungen, größer oder geringer; aber Kunsttriebe hat ihnen die Natur gewöhnlich nicht verliehen.

§. 53.

Gleichwie aber die Erfahrung zu bestätigen scheint, daß ein Thier um so weniger Naturtriebe oder Kunsttrieb hat, je größer sein Würkungskreis ist, so lehrt eben diese Erfahrung uns auch den folgenden Satz:

Je unvollkommner ein Thier ist, je weniger es an Zahl und Einrichtung seiner Sinnwerkzeuge dem Menschen gleicht, je mehr Kunsttriebe entdecken wir bey demselben. Das heißt: je kleiner der Würkungskreis des Thiers ist, je weniger Gegenstände es giebt, mit welchen seine Vorstellungskraft sich beschäftigen kann; desto mehr Kunsttriebe, desto größere natürliche Kunstfertigkeit besitzt es.

Die Vögel, Amphibien, Fische und Insekten bieten uns unzählige Erfahrungsbeweise für die Wahrheit dieses Satzes dar. So wie bey jeder dieser Thierklassen, verhältnißmäßig mit der stufenweise abnehmenden Vollkommenheit der Organisation, der Würkungskreis sich verengert, zeigt sich bey ihnen ein stärkerer Naturtrieb, gewisse Kunstarbeiten und gewisse Handlungen vorzunehmen, welche auf den Unterhalt und die Erhaltung der Gattungen und Individuen abzwecken.

Die Vögel weichen schon mehr von dem Menschen ab, als die Saugthiere, weil sie gemeiniglich überaus wenig, oder fast gar keinen Geschmack haben; dahingegen haben einige von ihnen sehr feinen Geruch, und fast alle ein besonders scharfes Gesicht und Gehör. Das

eigent-

eigentlich so genannte äußre Gefühl haben sie auch nicht so unmittelbar als der Mensch und viele Saugthiere, weil die Federn, womit ihr Körper bedeckt ist, mehr oder weniger die unmittelbare Einwürkung der äußern Gegenstände auf die in der Haut verbreiteten Nerven hindern. Was man bey dieser Thierklasse zu den Würkungen des Kunsttriebes hinführen könnte, wäre hauptsächlich die Art, wie sie ihre Nester bauen und die Form, welche sie ihnen geben. Viele Vögel, unter andern die Kibitze, bauen ihre Nester geradezu an der Erde, aus Reisig oder Stroh; und diese zeigen auch einen merklichen Grad von Intelligenz in den Versuchen die sie machen, um ihre Eyer und Jungen vor dem Menschen zu sichern. Man erinnre sich nur, wie der Kibitz schreyt und herumfliegt, wenn man seinem Neste nahe kommt; wie er fast im Begriffe ist, dem Menschen auf den Kopf zu fliegen; wie er sich an Stellen niederläßt, wo das Nest nicht ist, und sich allmählig immer weiter davon entfernt, um seinen Feind irre zu machen. Die Enten gehören auch nicht zu den Vögeln, welche künstliche Nester bauen, und von ihrer Intelligenz macht man sich eben so wenig große Begriffe; indessen ist es doch merkwürdig, daß die Ente, wenn sie im Hause auf Eyern liegt, unbekümmert vom Neste weggeht, um ihre Nahrung zu suchen; wenn sie aber, wie es auf dem Lande oft der Fall ist, im Garten oder auf dem Felde brütet, so bedeckt sie, ehe sie das Nest verläßt, ihre Eyer sorgfältig mit Gras oder Blättern, weil sonst die Elstern sie gewahr werden, und sie in Abwesenheit der Ente verzehren würden. Dies habe ich selbst erfahren.

Andre Vögel geben ihren Nestern eine mehr oder weniger künstliche Gestalt. So baut die Schwanz-

meise (Parus Caudatus) ein sehr künstliches Nest, welches die Gestalt eines Beutels hat; und obschon sie nur ein kleiner Vogel ist, und unter allen kleinen Vögeln die meisten Eyer legt, (sie soll ihrer zwanzig auf einmal haben) so macht doch die Bauart des Nestes, und die weichen, warmen Sachen woraus es besteht, daß sie alle diese Eyer ausbrüten kann. Von außen bekleidet dieser Vogel das Nest mit Moos von eben dem Baume worin es gebaut ist, und hiedurch wird es denn um so mehr verdeckt und unkenntlich. Man weis, daß diese Vogelart sehr neugierig ist, und sich leicht zähmen und abrichten läßt. Sie scheint also einen merklichern Grad von Intelligenz zu besitzen, als man nach oben angeführten Satze bey ihr vermuthen sollte. Aber es ist hiebey zu bemerken, daß dieser Vogel eine Art von Raubvogel ist, der andern kleinen Singvögeln u. s. w. nachstellt; und die Raubthiere besitzen und äußern in allen Thierklassen, einen höhern Grad von Intelligenz, als man bey den andern Thierarten derselben Klasse antrift. Die Golddrossel (Oriolus, merula aurea) baut ihr Nest von Stroh und Hanf, in der Gestalt eines Topfes, und hängt es sehr künstlich zwischen zween Zweigen, obschon sie sich doch durch ihr lautes Geschrey verräth. Ein andrer Vogel eben dieser Art, den man nur in den wärmsten Himmelsstrichen antrift, und der Jupujaba (Oriolus Persicus) genannt wird, baut ein länglichtes Nest, in Form eines Beutels, mit einer engen Oefnung, und hängt es an dem äußersten Ende eines Zweiges, wo er denn vor Affen und Schlangen sicher ist. Bey diesen beyden Vogelarten spürt man deutlichen Kunsttrieb; aber man findet bey ihnen keine Spur eines merklichen Grades von Jetelligenz.

Ueberhaupt machen die Vögel, in Hinsicht ihres äußerlichen Körperbaus, wie Blumenbach bemerkt, *) die isolirteste Klasse von Thieren aus, welche mit keiner der andern Ordnungen, worin man die Thiere eintheilt, zusammen trift. Alle Vögel stimmen darin überein, daß sie zween Füße, zween Flügel, einen hornatigen Schnabel, und einen mit Federn bedeckten Körper haben; daher aber ist es auch überaus schwer, zu bestimmen, was für ein Glied diese Thiere in der großen zusammenhängenden Kette ausmachen mögen, welche man sonst überall in der Natur zu finden scheint. In Hinsicht ihres innern Körperbaues haben sie viele Aehnlichkeit mit den Saugthieren; und der Hauptunterschied zwischen beyden, besteht eigentlich in mancherley Luftgefäßen, welche überall in dem Körper der Vögel liegen, und ihnen zum fliegen durchaus unentbehrlich sind. Der Kopf ist bey den meisten Vögeln, in Verhältniß des übrigen Körpers, nur klein; dahingegen haben sie gemeiniglich ein, in Betracht der Größe ihres übrigen Körpers, großes Gehirn. Bey den Sperlingen z. B. ist das Gehirn so groß, daß es den ganzen Kopf anfüllt, und das Gewicht des Kopfes macht beynahe ein Fünftheil von der Schwere des ganzen Körpers aus. Die Kanarienvögel haben unter allen Thieren das größte Gehirn, da man gefunden hat, daß es den vierzehnten Theil von der Schwere des ganzen Körpers ausmachte. **) Die Vögel nähern sich also, was die Größe des Gehirns betrift, dem Menschen mehr als die vierfüßigen

*) Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. Seite 147.

**) Hallers Anfangsgründe der Physiologie. 4. B. Seite 14. 15.

füßigen Thiere, und einige derselben haben sogar ein größeres Gehirn als der Mensch. Nun ist es zwar nicht ausgemacht und erwiesen, wiewohl es lange die herrschende Meinung war, daß die Intelligenz des Thieres größer oder geringer sey, je nachdem das Gehirn groß oder klein ist; und selbst die Vögel scheinen das Gegentheil darzuthun, da das Gehirn des Adlers nur den hundert und funfzigsten Theil vom ganzen Körper ausmacht, obgleich niemand daran zweifeln wird, daß die Intelligenz des Adlers größer sey, als des Kanarienvogels und des Sperlings: indessen macht doch diese Einrichtung der Organisation, und der Mangel an hinlänglichen Beobachtungen über die Individen dieser Thierklasse es überaus schwer, wo nicht unmöglich, mit einiger Wahrscheinlichkeit das Verhältniß zu bestimmen, in welchem die Intelligenz der Vögel im Allgemeinen, zur Intelligenz der andern Thiere steht. Viele Vögel haben ein starkes Gedächtniß; die Singvögel beweisen es unwidersprechlich; und daß sie in der Art, wie sie für ihre Jungen sorgen, viele Klugheit und Ueberlegung zeigen, und Gefahren zu vermeiden wissen, davon giebt die Begebenheit mit der Elster, die wir S. 146 anführten, den Beweiß. wenn man die Kunst ausnimmt, welche verschiedne Vögel bey dem Bau ihrer Nester zeigen, so wird man schwerlich einen andern Kunsttrieb bey dieser Thierklasse angeben können; und da diejenigen, welche ihre Nester mit der wenigsten Kunst bauen, gemeiniglich die größte Intelligenz zeigen, so wird man ohne Zweifel finden, daß die Erfahrungen, die wir von den Vögeln im Allgemeinen haben, den oben angeführten Satz bestätigen: je enger der Würkungskreis des Thieres ist, je mehr Kunsttrieb nehmen wir an demselben wahr. Die Würksamkeit

keit des Vogels, welcher sein Nest mit vieler Kunst baut, schränkt sich größtentheils und hauptsächlich auf die Fortpflanzung seiner Art ein, da im Gegentheil sein Lebensunterhalt ihm weder viel Suchen noch große Mühe kostet. Der Raubvogel baut mit weniger Kunst; aber er muß mehr Zeit und Würksamkeit anwenden, um sich und seinen Jungen die nöthige Nahrung zu verschaffen. Der Würkungskreis des Adlers ist unläugbar größer, als der des Persischen Oriolus; aber die Intelligenz des letztern ist auch eingeschränkter, als des Adlers, so wie dieser einen weit geringern Grad von Kunsttrieb hat, als jener.

Nur wenige Amphibien werfen lebendige Jungen; die meisten legen Eyer; aber sie können, eben so wenig wie andre Thiere mit kaltem Blute, diese Eyer selbst ausbrüten. Sie müssen dies der Sonnenwärme überlassen, und lassen daher ihre Eyer entweder im Wasser von sich, wie die Frösche, oder graben sie in den Sand, wie das Krokodill und die Schildkröte, oder vergraben sie in Misthaufen, wie die Schlange. Die meisten Amphibien haben ein scharfes Gesicht und Gehör, das Gefühl aber, so wie die übrigen Sinne, scheinen stumpfer zu seyn. Diese Thiere sind also eingeschränkter als die Saugthiere, da sie im Allgemeinen weder lebendige Junge gebähren, noch für die Erziehung und Pflege dieser Jungen Sorge tragen. Auch haben sie einen engern Würkungskreis, als die Vögel, welche ihre Eyer ausbrüten, und ihre Brut aufziehen müssen. Die Vollkommenheit ihrer Sinnenwerkzeuge ist auch geringer, als der Saugthiere, und in Hinsicht des Geruchs stehen sie den Vögeln weit nach. Statt daß die Saugthiere bey ihrer Geburt, und die Vögel, wenn sie aus dem Ey hervorkommen, einen

vollstän-

vollständigen Körper mit allen seinen Theilen im Kleinen haben, der sich nachher durch Wachsen nur entwickelt, müssen die Frösche und Eidechsen sich gewissermaaßen erst verwandeln, bevor sie ihre rechte Gestalt erhalten, und den völligen Gebrauch ihrer Glieder erlangen. So haben sie, wenn sie aus dem Ey kommen, keine Füße; diese wachsen erst hernach, das hinterste Paar zuerst und darauf das Vorderpaar.

Wie die **Amphibien** in dem Thierreiche überhaupt ein Zwischending sind, so sind sie dies insbesondre in Rücksicht auf ihre Triebe. Wir finden bey diesen Thieren weder einen hohen Grad von Intelligenz, noch einen merkenswerthen Kunsttrieb. Daß sie die schicklichsten Stellen wählen, um ihre Eyer zu legen: daß das Krokodill insonderheit, sie so legt, daß sie nicht von dem Fluße überschwemmt werden, wäre wohl das wichtigste Phänomen bey dieser Klasse von Thieren, wovon man den Grund in der Einrichtung der Organisation zu suchen nöthig hätte, und es also aus einem bestimmten Naturtriebe erklären müste. Uebrigens bestätigt die Erfahrung, daß die Raubthiere, auch in dieser Thierklasse, einen merklichern Grad von Intelligenz äußern, als die andern dahin gehörigen Thiere.

Den **Fischen** sind von der Natur noch engere Schranken angewiesen, als den Amphibien; sie können nicht außerhalb des Wassers leben, das zu ihrem Wohnort und Aufenthalt bestimmt wurde. Sie gebähren, wenige, unter andern den Aaal, ausgenommen, weder lebendige Junge, noch tragen sie für ihre Nachkommenschaft Sorge, auch paaren sie sich überhaupt nicht wie die Saugthiere, Vögel und Amphibien. Die meisten

Fisch-

Fischweibgen werfen ihre Eyer von sich, und das Männgen kommt nachher und befruchtet diese Eyer mit der sogenanten Milch. Wir vermissen hier also die Anhänglichkeit eines Individs an dem andern, die der Begattungstrieb hervorbringt, und die durch die mütterliche Liebe, wenigstens auf eine gewisse Zeit, bey den Saugthieren und Vögeln unterhalten wird. Die Sinne der Fische scheinen ebenfalls nicht sehr scharf zu seyn; und ihre Sinnwerkzeuge haben dabey eine besondre Einrichtung, die dem Elemente entspricht, das sie bewohnen. Um die Intelligenz der Fische hat man sich bisher, so viel mir bekannt ist, gar zu wenig bekümmert, und es fehlt zu sehr an philosophischen Beobachtungen über diese Thierklasse, als daß man sich für eine bestimme Meinung in dieser Hinsicht entscheiden könnte. Soviel ist gewiß, daß die Raubfische sich darin vor den übrigen auszeichnen; übrigens nimmt man, die allgemeinsten Naturtriebe ausgenommen, die man bey allen Thieren antrift, keinen besondern Naturtrieb an den Fischen wahr, und noch weniger bemerkt man an ihnen einen eigentlichen Kunsttrieb. Auch kann man wohl im Ganzen annehmen, daß die Fische nicht in gesellschaftlicher Verbindung mit einander leben, und daß es ihnen daher nothwendig an dem Grad von Entwicklung und Intelligenz fehlen muß, den das Individ nur durch den gesellschaftlichen Umgang, und durch die Mitwürkung vereinigter Kräfte zu einem gewissen gemeinschaftlichen Zwecke erhält und erhalten kann.

Betrachten wir die Insekten überhaupt, ohne bey einer einzelnen Art oder Klasse dieser Thiere stehen zu bleiben, so kann man mit Recht sagen, daß sie, was ihren Aufenthalt betrift, die unbegränztesten Geschöpfe in der

ganzen

ganzen Natur sind. Man findet sie fast in allen Elementen; kaum wird man eine Handbreit Erde untersuchen können, ohne Spuren von Insekten darin anzutreffen; fast auf allen Thieren ohne Ausnahme, auf allen Pflanzen findet man sie; und sie machen, wie **Blumenbach** sagt, *) für sich allein gleichsam eine unsichtbare Welt aus, welche in der ganzen übrigen organisirten Schöpfung eingeschaltet ist. Obschon man aber die Insekten solchergestalt in der ganzen Natur überall verbreitet findet, so sind doch die einzelnen Arten derselben, in Hinsicht ihres Aufenthalts, auf das genaueste, und in so hohem Grade eingeschränkt, daß sie nur an den ihnen bestimmten Orten entstehen und leben können. Einige Insekten haben ihren bestimmten Aufenthalt auf gewissen Thieren und Pflanzen, und zwar wiedrum auf gewissen Theilen und Stellen dieser Thiere. Einige halten sich nur eine gewisse Zeit, gewöhnlich so lange, bis ihre Verwandlung vor sich gegangen ist, an diesen Stellen auf, und müssen sodann andern Platz machen. So pflanzt das **Cochenille-Insekt** (Cocus cacti Linn.) sich auf dem sogenannten Indianischen Feigenbaum in Südamerika fort. Die Galläpfel rühren von einem Insekte (Cynips Quercus folii) her, welches seine Eyer auf den Blättern der Eiche legt. Einige, z. B. Ichneumon luteus, legen ihre Eyer auf andern lebendigen Insekten, welche davon krank werden und sterben. Die meisten **Bremsenarten** (Oestri) legen ihre Eyer in der Haut lebendiger Thiere, z. B. der Pferde, Schaafe und Ziegen, und verursachen dadurch Geschwulst und Krankheiten. Die **Todtenuhr**, die **Papierlaus**, hält sich in Büchern, Kräutersammlungen, Papiertapeten,

*) Handbuch der Naturgeschichte. S. 309.

täpeten, auch zuweilen im Holze auf, und giebt einen Laut von sich, dem die Unwissenheit ehemals eine schlimme Vorbedeutung zuschrieb. Der **Sandfloh** (Pulex penetrans) in Amerika, legt seine Eyer unter den Nägeln an den Zähen des Menschen, und verursacht dadurch heftige Entzündungen, woraus zuweilen der kalte Brand entsteht. Die meisten Thiere haben ihre besondern Läuse, von denen sie verfolgt werden. Auch bey den Fischen ist dies der Fall. So hat man ein Insekt, das unter dem Namen der Wallfischlaus bekannt ist, weil man es auf diesem Seethiere findet.

Einige wenige Insekten gebähren lebendige Jungen; die meisten legen Eyer; sie paaren sich mit einander; aber gar viele von ihnen sind in diesem Stücke so sehr eingeschränkt, daß sie dies nur ein einziges Mal thun, und darauf sterben, so wie man ihr Leben verlängern kann, wenn man sie davon abhält. Dies ist mit dem so genannten **Ephemeron** der Fall, welches einige Jahre als Larve im Wasser lebt, endlich verwandelt wird, und stirbt, sobald es sich gepaart hat. Auch in dieser Rücksicht finden wir also die Insekten sehr eingeschränkt. Zwar giebt es einige, z. B. die Ameisen und eine gewisse Art Spinnen (Aranea saccata) welche für ihre Eyer und Puppen Sorge tragen; aber dies ist auch alles, was sie für ihre Abkömmlinge thun, und gewöhnlich geht ihre Sorgfalt nicht einmal so weit.

Wir haben im Vorhergehenden bemerkt, daß einige Amphibien nicht mit der vollständigen Körpergestalt zur Welt kommen, die sie in der Folge haben; aber die Insekten sind in diesem Stücke einer noch weit größern Einschränkung unterworfen. Es giebt nur überaus wenige

Insekten, die für ihre ganze Lebenszeit die Körpergestalt behalten, mit welcher sie zuerst ans Licht traten; die meisten erleiden in bestimmten Epochen ihres Lebens verschiedne Verwandlungen, und erscheinen nach diesen Verwandlungen in ganz andern Gestalten, da die Veränderung sich sogar auf ihren ganzen innern Körperbau erstreckt. Gemeiniglich gehen mit den Insekten drey Hauptverändrungen vor. *) In ihrem ersten Zustande, da man sie **Larven** nennt, zeigen sie sich in der Gestalt von Würmern; im zweyten sieht man schon das Insekt, dessen sämmtliche Glieder in einer oder mehreren Häuten gewickelt, auf der Brust liegen, und nicht die geringste Bewegung haben. In diesem Zustande nennt man das Insekt **Nymphe** oder **Puppe**. Die **Larve** bewegt sich, hat Augen, Zähne, Füße, so wie die Gattung es mit sich führt, wächst stark und gebraucht viel Nahrung; die **Puppe** aber lebt gewöhnlich in einem Zustande völliger Unthätigkeit. Sie liegt in einer Art von Schlafe, und die äußern Gegenstände rühren sie entweder gar nicht oder nur sehr schwach. Sie kann weder Augen, noch Mund, noch die übrigen Gliedmaßen gebrauchen; sie hat gewöhnlich weder Bedürfnisse noch Sorgen, und ist der Kraft sich von dem Orte weg zu bewegen, wo sie von ungefähr hingekommen ist, beraubt. Indessen giebt es hierin doch Ausnahmen, und einige Insekten, unter andern die Mücke, behalten in ihrem Zustande der Puppe die Kraft, sich zu bewegen. Dieser Zustand der Unwürksamkeit dauert den größten Theil des Jahres und der Lebenszeit des Thieres, bis es endlich die dritte Periode seines Daseyns erreicht. In ihr erlangt es alle organische Vollkom-

*) Bonnets Betracht. über die Natur. 2. Th. S. 28. u. f.

Vollkommenheit, welche ihm in der Reihe der Thiere zukommen sollte; ist fähig seine Gattung fortzupflanzen, und endigt mit diesen Geschäfte sein Leben.

Wer verkennt wohl in diesem allen den großen Abstand, der zwischen dem Würkungskreiße des Insekts und der vollkommneren Thierarten statt findet. In seiner ersten Periode steht das Insekt mit dem Wurm in einer Klasse, wiewohl etwas höher als dieser. Sein Zustand als Nymphe bringt es in Unwürksamkeit zu, und der Zeitraum, den diese beyden Zustände einnehmen, macht den größten und wesentlichsten Theil seiner Lebenszeit aus. Endlich erhält es seine vollkommne Organisation, und mit ihr die ganze Würksamkeit, wozu es von der Natur bestimmt wurde; aber diese Würksamkeit kann nun nicht nach Monaten und Jahren, sondern nur nach Tagen und Stunden berechnet werden. Zwar giebt es auch einige Insektenarten, die eines ausgezeichnet langen Lebens genießen. Die Bienen z. B. werden, nach Blumenbachs Angabe, ungefähr sieben Jahre alt; aber eine so lange Lebensdauer ist im Allgemeinen nicht das Loos der Insekten. Ihre größte Vollkommenheit und ihr Tod, gränzen meistentheils nahe an einander.

Ziehen wir nun ferner in Erwägung, daß unter den Insekten sehr wenige in gesellschaftlicher Verbindung mit einander leben; daß die meisten einsam, einzeln, und ohne alle fremde Hülfe ihre Bestimmung erfüllen; daß viele, die doch in Gesellschaft mit andern erzogen sind, sich aufs baldigste zerstreuen; wie z. B. die Spinnen, die sogar einander auffressen, wenn sie Gelegenheit dazu haben, und ihr Leben in Einsamkeit zubringen; so erhellt es wohl deutlich, daß die Insekten einen überaus engen

und kleinen Würkungskreis haben; aber auf der andern Seite sind sie mit den bewundernswürdigsten Kunsttrieben begabt, vermöge deren sie Handlungen unternehmen und ausführen, welche nicht allein mehr als menschliche Einsicht und Ueberlegung voraussetzen, sondern alles weit hinter sich zurück lassen, was wir von andern Thierarten wissen. Man erinnre sich hier nur daran, wie die Bienen ihre Zellen, die Wespen (vespae) ihre Nester, die afrikanischen Ameisen ihre Thürmer bauen; wie einige Insekten sich einspinnen, um ihre bevorstehende Verwandlung abzuwarten, andre ihre Eyer in eben dieser Absicht einmauern. Ueberhaupt wird jeder, der mit der Natur nicht gänzlich unbekannt ist, sich auf tausend und aber tausend Erfahrungen zu besinnen wissen, die es bestätigen, daß die Kunsttriebe der Insekten in eben dem Grade merkwürdig sind, als ihr Würkungskreis eingeschränkt ist.

Die Kunsttriebe der Thiere stehen also in einem bestimmten Verhältnisse zu ihrem Würkungskreis; je größer der Würkungskreis, je weniger Kunsttrieb; je kleiner der Würkungskreis, je größern Kunsttrieb entdekken wir bey den Thieren; und diese Erfahrungswahrheiten hat schon vor geraumer Zeit Herder erörtert.*) Nun frägt es sich aber noch: **Worin wohl der Unterschied zwischen den Kenntnissen bestehe, welche die verschiednen Thierarten, je nach der Verschiedenheit ihrer Organisation besitzen? Wodurch unterscheidet sich die Kenntniß der Biene von der des Tigers?**

Die

*) Abhandlung über den Ursprung der Sprache, von Herder. Berlin. 8. 1772. S. 32–34.

Die Erfahrung lehrt, daß, mit je mehr Dingen wir Menschen uns beschäftigen, unter jemehr Gegenständen wir unsre Aufmerksamkeit theilen, je größer wird die Anzahl unsrer Begriffe, aber je weniger Vollständigkeit und Deutlichkeit herrscht auch in den einzelnen Begriffen, die wir von jedem individuellen Gegenstande haben. Derjenige hingegen, der sich auf sehr wenige Dinge einschränkt, und seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit darauf verwendet, sich mit ihnen bekannt zu machen, lernt selbige von Grund aus kennen; und ist dabey von einer Handarbeit die Rede, so bringt es der Mensch, durch die beständige Uebung, zu einer so ausgezeichneten Fertigkeit in derselben, daß niemand, der nicht auf eben die Weise seine Würksamkeit und Aufmerksamkeit eingeschränkt hat, im Stande ist, es ihm gleich zu thun. Man erinnre sich nur der großen Fabrik-Einrichtungen, der Engländischen insonderheit, wo alles mit unbeschreiblicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit getrieben wird, die denn wiederum auf die Preise der Waaren den beträchtlichsten Einfluß hat. Aber hier hat jeder Arbeiter sein eignes Geschäft, das nur einen überaus kleinen Theil vom Ganzen ausmacht, womit er sich einzig und allein abgiebt, daher er denn auch aufs vollkommenste damit bekannt ist. Die Kunsteinsicht eines solchen Arbeiters, ist, was ihren **Umfang** betrift, von sehr geringer Bedeutung; aber desto vollständiger und deutlicher ist sie ihrem **Inhalte** nach, und in Absicht auf den einzelnen kleinen Theil der Arbeit, welchen er betreibt.

Ungefähr auf eben diese Art nun können wir uns das Verhältniß vorstellen, worin die Kenntniß der Thiere, in Hinsicht ihres Umfangs und Inhalts, zu ihrem Würkungs-

kungskreise steht. Je vollkommner das Thier ist, je mehr theilt sich seine Aufmerksamkeit unter den verschiednen Gegenständen, die auf ihm würken, je mehr Vorstellungen kann es erhalten; aber da es gleichsam von einem Gegenstande zum andern, von einer Vorstellung zur andern forteilt, so hat es nicht Gelegenheit, diese verschiednen Gegenstände so genau kennen zu lernen, als es sie bey größerer Einschränkung und weniger Zerstreuung gekannt haben würde. Je kleiner dahingegen die Anzahl der Gegenstände ist, mit welchen das Thier sich beschäftigen kann, je enger der Zirkel ist, worin seine Vorstellungskraft sich bewegt, desto besser muß die Seele mit diesen Gegenständen bekannt seyn, desto klarere und deutlichere Vorstellungen muß sie von jedem Dinge haben, das innerhalb ihres Würkungskreißes liegt. Man kann demnach mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Tiger mehr Vorstellungen, und in diesen Vorstellungen mehr Abwechselung und Verschiedenheit hat, als die Biene; aber die Kenntiß der Biene von den Gegenständen, welche in ihrem Würkungskreiße liegen, ist dahingegen klarer und hat größre Bestimmtheit und Genauigkeit. Die Kenntniß der Biene ist, ihrem Inhalte nach, größer als die des Tigers; und die Kenntniß des Tigers von größerem Umfange, als die der Biene.

Aber der Mensch hat darin einen großen Vorzug vor den Thieren, daß er mit einer großen Mannigfaltigkeit von Begriffen und Vorstellungen, einen hohen Grad von Deutlichkeit in denselben verbindet; und er nähert sich dem Thiere, ja er setzt sich sogar unter viele Thiere herab, in eben dem Verhältniß, wie seine Begriffe wenige sind, oder nur einen geringen Grad von Deutlichkeit und Bestimmt-

stimmtheit haben. Die Natur gab dem Menschen einen größern Würkungskreis, als dem Thiere; aber zuweilen scheint dies Thier sich über die Schranken hinaus zu erheben, die die Natur ihm vorschrieb, wie der Mensch auf der andern Seite gar oft durch Träheit und Sinnlichkeit sich selbst beschränkt, und seine Kräfte und Anlagen erstickt. Sowohl das Thier als der Mensch, sind der Entwicklung fähig und können in intellektueller Vollkommenheit während ihres Aufenthalts hier auf Erden fortschreiten; nur durch die Organisation werden die verschiednen Punkte bestimmt, wie weit bey jedwedem thierischen Geschöpf diese Fortschritte reichen sollen. Indessen will ich damit keinesweges gesagt haben, der Kreis von Kenntnissen sey bey irgend einem Thiere so absolut eingeschränkt, daß es während seiner gegenwärtigen Existenz jemals auf den Punkt gelangen könnte, wo seine Kenntniß sowohl am Inhalt als Umfang keines weitern Zuwachses mehr fähig wäre. Dies würde demjenigen widersprechen, was Vernunft und Erfahrung uns über die Natur geistiger Wesen denken lehren. Man kann vielmehr mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß jedes thierische Geschöpf an intellektueller Entwicklung gewinnt, so lange es da ist; aber diese Entwicklung steht mit dem Würkungskreis des Thieres immer in einem bestimmten und genauen Verhältnisse. Zu Begriffen von dem, was außerhalb diesem Würkungskreiße liegt, kann das Thier sich nicht erheben. Immer ist es nur ein gewisser Theil von dem großen Buche der Natur, welcher dem Thiere offen liegt; dieser Theil ist größer oder kleiner, aber doch stets nur ein verhältnismäßig kleiner Theil. Der Mensch hingegen hat die ganze Natur vor sich; er kann in ihr würken, er kann sich zur Kenntniß derselben empor arbeiten; und

wenn das Thier mit aller seiner Intelligenz wahrscheinlicherweise doch bey der Natur stehen bleiben muß, so erhebt der Mensch sich von der Natur und über die Natur zum Gedanken des großen und allgütigen Urhebers derselben.

Anmerkung. Zur ferneren Bestätigung dessen, was im Vorhergehenden über die Intelligenz der Thiere gesagt worden ist, will ich hier noch einige merkwürdige Erfahrungen anführen.

1) Ein blaß gelbes Kanarienweibgen, das im Sommer 1782 in der Hecke sas, brütete drey Junge, zween gelbe und einen grauen aus. Drey Tage, nachdem diese Jungen hervorgekrochen waren, fieng die Mutter, wider Vermuthen, von neuen an Eyer zu legen, woher sie denn starb.

Der Vater, ein schöner hochgelber Karnarienvogel, befließ sich nun recht ernstlich darauf, seine Jungen zu füttern, nur dem grauen wollte er nie etwas geben; so sehr er auch schrie und den Schnabel aufthat, so bekam er doch nichts; der Vater biß und stieß ihn vielmehr, als ob er wollte, daß er verhungern sollte. Die beyden gelben Jungen wartete er aufs beste, und sie nahmen zusehends zu. Bey ihrem Zuwachs nahmen sie einen größern Raum im Neste ein, und ihre Kräfte machten, daß sie beständig auf den Beinen und munter waren; der arme verlaßne graue Junge lag unter ihnen und schrie. Nun nahm man die beyden gelben Jungen einen ganzen Tag aus dem Neste weg, um zu sehen, ob der Vater vielleicht dann mit dem grauen Mitleid haben würde; aber er blieb fühllos gegen alle seine Klagen, und flog nicht einmal zum Neste hin. Hierauf setzte man die beyden gelben Jungen wieder ins

Nest,

Nest, um ihren verlaßnen Bruder zu erwärmen, und war nicht im Stande zu begreifen, wie es möglich wäre, daß er am Leben bleiben könne. Endlich lößte sich auch dies Räthsel auf. Man wurde gewahr, daß die beyden gelben Jungen mehr Barmherzigkeit zeigten als der Vater; sie nahmen sich des grauen an, und fütterten ihn einigemal des Tages aus ihrem eignen Halse. Nach und nach wurden sie immer geschickter darin, ihn jedesmal zu füttern, wenn sie selbst von dem Alten Nahrung bekommen hatten; und auf diese Art wurde also der graue Junge beym Leben erhalten, bis er selbst essen lernte. Bey dieser Begebenheit treten verschiedne Fragen ein: Warum mogte der Vater den grauen Jungen nicht leiden? war die Farbe desselben ihm etwa zuwider, oder hatte er das Weibgen in Verdacht der Untreue, weil der Junge ihm nicht ähnlich sah; und haßte er also den Jungen als einen Bastard? War es Mitleid, was die gelben Jungen zu ihrem Betragen gegen den grauen bewog? oder war es Misvergnügen über die Unruhe, welche sein Geschrey ihnen machte? woher wusten sie, daß dies die rechte Art wäre, ihn zu sättigen? Schloßen sie es vielleicht daraus, weil der graue Junge schwieg, wenn der Alte, indem er sie fütterte, etwas verlor, und dies zufälligerweise ihm in den Hals fiel? und hätte es ihnen überall einfallen können, ihn zu füttern, wenn sie nicht gewissermaaßen von ihren eignen Empfindungen auf die seinigen geschloßen hätten? von der Würkung, welche die Nahrung auf sie selbst hatte, zu der Würkung, welche sie auf ihn haben müste? Beyträge zur Geschichte der Vögel von Dr. Kühn in Eisenach; in Lichtenbergs Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturkunde, 1. B. 3. St. S. 63-64.

2) Dr. Kühn erzählt auch an eben dem Orte eine merkwürdige Begebenheit von einer Henne, welche auf das genaueste die Eyer kannte, worüber sie brütete, dergestalt, daß sie die faulen und untauglichen aus dem Wege schafte, und nur die guten zurückbehielt. Wenn sie, sagt er, die halbe Zeit gelegen hat, so fängt sie an die verdächtigen Eyer auszumustern und aufzueßen, damit sie die guten desto besser bedecken könne. Aus allen Eyern ohne Ausnahme, welchen sie acht Tage vor Ablauf ihrer Brützeit noch unter sich behielt, sind immer vollständige und muntre Küchlein hervorgekommen. In den Eyern hingegen, die sie theils in Stücken hackte, theils von sich sties, theils in Dr. Kühns Gegenwart verzehrte, war niemals die geringste Spur von dem belebten Keime zu finden, welchen man in befruchteten Eyern antrift. Hr. Kühn versichert, daß die Henne in ihrer Auswahl der Eyer nie irrte, und daß sie niemals in der Zeit, da sie ihre Jungen ausbrütete, andre Eyer aß, als gerade die obenerwähnten. Lichtenberg. Magazin, 1. B. 3. St. S. 65-66. Hier mögte man wohl fragen, ob nicht das Betragen der Henne, einen hohen Grad von Aufmerksamkeit auf vorhergehende Erfahrungen voraussetzt, wodurch sie sich unter der Menge von ihrer Gattung auszeichnet? ob sie das erstemal, da sie auf Eyern lag, eben so handelte oder nicht? Uebrigens ist es mir nicht unbekannt, daß etliche Hüner, theils einige Eyer aus dem Neste werfen, theils andre eßen; ich habe selbst dergleichen gehabt, aber ich dachte bisher nicht weiter darüber nach, weil ich nur gelegentlich über diese Hüner als schlechte Brüthüner klagen hörte, da sie doch wahrscheinlich gerade die besten waren, und man nur ihren Werth verkannte. Vielleicht hat dieser oder jener von meinen

Lesern

Lesern Lust und Gelegenheit, hierüber mehrere Erfahrungen zu sammeln, und dann wären vorzüglich die jungen Hüner zu beobachten, wenn sie zum erstenmal auf Eyern liegen, um zu sehen, wie sie alsdann, und wie sie in der Folgezeit sich verhalten.

3) Es ist bekannt genug, daß die Katzen gewöhnlich allem Vogelwilde, was sie habhaft werden können, nachstellen und es tödten; indessen lehrt die Erfahrung doch, daß sie gleichsam ihre Natur verläugnen können, und in großer Verträglichkeit mit Vögeln leben, die sie zu sehen gewohnt sind, und mit denen sie beständig umgehn. Ich hatte selbst einmal eine junge Lerche, welche, wie es ihr gefiel, frey in der Stube herumflog. Zu eben der Zeit hatte ich auch eine junge Katze, welche oft neben der Lerche auf dem Fußboden gieng und mit derselben spielte, ohne daß die Lerche sich vor ihr fürchtete, oder sie der Lerche den geringsten Schaden zufügte. Eines Tages geschah es indessen, daß die Katze mit ihrer Pfote nach dem Vogel schlug, und ihn, vermuthlich mit einer ihrer Klauen, auf den Kopf traf; da denn die Lerche gleich umfiel und starb; kaum aber sah die Katze dies, als sie sich gleichsam schämte und langsam davon schlich. In Lichtenbergs Magazin wird von einem Herrn von Massy in Orleans erzählt, welcher den Versuch machte, verschiedne Vögel zu zähmen, um zu sehen, ob sie sich fortpflanzen würden. Er hatte ein paar Amseln, Männgen und Weibgen aufgezogen, und lies sie in seinen Hofe frey herumfliegen; so auch ein paar rothe Rebhüner. In eben dem Hofe befanden sich ebenfalls einige Turteltauben und ein Haase, der völlig zahm war. Anfangs hielt man den Haasen in einem Käfig, von wo er beständig

dig diese Vögel vor Augen hatte; in der Folge wurde er so dreist, daß er in allen Zimmern herumlief, es mogten Leute darin seyn oder nicht, und sich oft in der Küche neben dem Heerde schlafen legte.

Das lustigste war, daß eine große schwarze Katze gleichsam den Hofmeister über alle diese Thiere machte, worunter auch noch zween Sperlinge genannt werden müssen. Traf es sich zufälligerweise, daß ein Hund in den Hof kam, so wurde er gleich auf das heftigste von der Katze angegriffen; und wenn fremde Sperlinge sich zu den zahmen hinwagten, so wurden sie gleich diesem ernsten Aufseher zum Raube. Nur seiner eignen Gesellschaft that er keinen Schaden. Lichtenbergs Magazin, 3. B. 1. St. Seite 62 - 64.

4) Ein gewisser Hr. Hecart in Valenciennes, hatte eine wilde Katze so zahm gemacht, daß sie der Beschützer eines Sperlings war, den Hr. Hecart erzogen, und dem er seine völlige Freyheit gegeben hatte. Einmal traf es sich, daß eine Katze aus der Nachbarschaft diesen Sperling überfiel und mit ihm davon laufen wollte; aber in eben dem Augenblick wurde die wilde Katze es gewahr, grif die fremde Katze an, welche den Sperling muste fahren lassen, und brachte diesen blutig und halbtodt zu Hrn. Hecart. Die Katze schien würklich über den Sperling betrübt zu seyn, welcher doch durch Hrn. Hecarts Vorsorge wieder geheilt wurde. Lichtenbergs Magazin, 3. B. 2. St. S. 169.

5) Ich habe vor mehreren Jahren selbst eine Katze gehabt, welche vierzehn Jahr alt wurde, und natürlichen Todes starb. Diese Katze lag in ihrer Jugend des Sommers

mers immer in einem kleinen Garten, der zu dem Hause gehörte worin ich wohnte, und war ein treuer Wächter der jungen Hüner, die dort gemeiniglich groß gezogen wurden. Fremde Katzen jagte sie weg. In ihrem letzten Lebensjahre aber fiel es ihr selbst ein, die jungen Hüner zu essen, was sie vorher nie gethan hatte, und sie verzehrte würklich einige, wiewohl, in Rücksicht auf ihre vorigen treuen Dienste, ungeahndet. Hier könnte man in Versuchung gerathen zu fragen: Gieng es dieser Katze etwa, wie alten Leuten, von welchen man sagt, daß sie wieder kindisch werden?

6) Herr Professor und Justitzrath Abildgaard hat mir folgende merkwürdige Nachricht von einem Hunde mitgetheilt, welcher ihn auf seinen Reisen begleitete, und noch lebt. Der Name des Hundes ist Giordano. Auf der Reise des Hrn. Professors von Bologna nach Venedig, die er zur See den Po-Fluß hinauf machte, bemerkte er, daß dieser Hund des Nachts sehr unruhig war, heulte und winselte, ohne daß Hr. Abildgaard begreifen konnte, was ihm fehlte. Als es Tag wurde, setzte er sein Klagen fort, bis er plötzlich über Bord sprang, und nach dem Ufer hin schwamm, wo er denn das that, was seine Reinlichkeit ihm nicht erlaubte auf der Decke zu thun; hierauf setzte er von neuen in den Fluß, und suchte das Schiff wieder zu erreichen. Da aber das Schiff gegen den Strom an arbeitete, und dieser den Hund immer zurückwarf, so war es ihm unmöglich, das Schiff einzuholen, und Hr. Abildgaard sah wenig Hofnung, daß er ihn je wieder erhalten würde. Da nun Giordano lange vergeblich gesucht hatte, sich gegen den Strom an zu arbeiten, kehrte er plötzlich um, und

suchte wieder das Land. Hier stand er einen Augenblick stille und betrachtete das Schiff, und dann lief er aus allen Kräften längst dem Ufer hinauf, so, daß sein Herr ihn gänzlich aus dem Gesichte verlor. Mittlerweile rückte das Schiff auf eben dem Wege im Strome fort, den der Hund auf dem Lande gelaufen war. Endlich sah man ihn wieder am Ufer, und zwar eine ziemliche Strecke vor dem Schiffe, von wo er abermals sich ins Wasser stürzte, und darauf mit dem Strome zum Schiffe hin schwamm, wo man ihn denn aufhob.

7) Von Hrn. Cortin, Gevollmächtigten im Konsulatkontoire des Oekonomie- und Kommerzkollegii, habe ich folgende Begebenheit erfahren, die ich mit seinen eignen Worten hier anführen will: „Vor einigen „Jahren besuchte ich einmal den Goldschmidt Mörch in „Kopenhagen, bey dem ich dann und wann einzusprechen „pflegte. Auf seinem Tische lag eine Violine, auf wel„cher ich eine Arie zu spielen anfieng; ein kleiner, brau„ner, glatthaarigter Hund aber, der kein Liebhaber von „Musik war, sprang gleich auf einen Stuhl, der mir „zur Seite stand, und kratzte mich mit seinem Fuße „auf den rechten Arm, um mich zu bewegen, daß ich „aufhören mögte. Ich legte hierauf die Violine und „den Bogen wieder auf den Tisch; kaum aber hatte ich „sie weggelegt, als der Hund vom Stuhle auf den Tisch „sprang, den Bogen in den Mund nahm, und „ihn unter ein Bette trug, das in der Stube stand."

8) Folgende, durch eine ordentliche Rechtsverhandlung bestätigte Begebenheit, verdient um so mehr hier angeführt zu werden, da andre übereinstimmende Erfahrungen ihr ein noch größres Gewicht zu geben schei-

nen.

nen. Sie mag hier von Wort zu Wort so stehen, wie sie nach einer Abschrift aus dem Protokolle, in den Allerneuesten Mannigfaltigkeiten eingerückt ist.

Actum Halberstadt den 11ten Februarii 1782 erschien der auf dem Spiegelberg wohnhafte Jäger Heinrich Bode, und erzählte folgende merkwürdige Begebenheit:

Er wäre gegen Michaelis des nächst verwichnen Jahres, von den Spiegelbergen zur Stadt gegangen, und wie er des Nachmittags wieder zu Hause gekommen wäre, hätten seine Leute ihm erzählt, daß sie schon Vormittags seine beyden Hunde vermißt hätten, einen Taxhund nemlich, und einen andern Hund, dessen Vater ein großer Pudel, und dessen Mutter ein Hünerhund war. Indessen wäre der kleine Pudel Sonntags Abends zu Hause gekommen, hätte sich den folgenden Tag sehr unruhig bezeigt, beständig an einem Orte geheult, von wo man den Weg nach der Stadt hin übersehen konnte, und nichts essen wollen.

Dienstag Vormittag hätte man auf den kleinen Pudel nicht Acht gegeben. Da aber ein gewisser Fuhrmann nach den Spiegelbergen gekommen wäre, welcher den großen Pudel, den Vater des kleinen Pudelhunds bey sich hatte, so wäre dieser letztere zu dem großen hingelaufen; er hätte ihm geschmeichelt, und wäre endlich zu den Bergen hingelaufen, wohin der große Pudel ihm nachfolgte. Beyde hätten sich nach einer Gegend hinbegeben, wo Kaninchen waren, und der Knecht des erwähnten Bode, welcher daselbst pflügte, hätte gesehen, daß der große und der kleine Pudel, wechselsweise in eine Kaninchenhöhle hineingelaufen wären, und darin

gekratzt

gekraßt hätten, und zwar so, daß, wenn einer von den Hunden drinnen war, der andre aussenvor stand.

Dies erzählte der Knecht, als er des Abends zu Hause kam, und er war der Meinung, daß vielleicht die Hunde ein Kaninchen aus dem Loche haben wollten. Der große und kleine Pudel waren Dienstag Nachmittag dahin gekommen; Mittwoch Morgens um 4 Uhr hätte der Komparent einen großen Hundelärm gehört, weshalb seine Frau aufstehen und die Dienstmagd in den Hof schicken muste, so wie sie auch den Knecht aufweckte. Beyde, sowohl der Knecht als das Mädgen, sahen, daß alle drey Hunde, die beyden Pudel nemlich und der Taxhund, da waren; der letztere aber war ganz ausgehungert und ohnmächtig.

Seine Leute hätten dem Taxhunde Brod und Wasser vorgesetzt, und er trank beynahe einen halben Eymer Wasser, und aß den größten Theil von einem halben Brodte. Da nun der große Pudelhund sah, daß Bodes Leute um den Taxhund waren, und ihn erquickt hatten, lief er weg und zur Stadt.

Es wäre außer allem Zweifel, daß der Taxhund am Sonntage in einem Kaninchenneste stecken geblieben sey, daß der kleine Pudel darum gewust, unruhig darüber gewesen, ihm nicht allein heraus helfen können, daher den großen Pudel mit zu Hülfe genommen, und daß diese beyden den Taxhund gerettet hätten.

Der Komparent wäre hernach zum Kaninchenneste hingegangen, und hätte gefunden, daß der Eingang, welcher vorher ganz enge war, von den beyden Hunden sehr erweitert worden sey.

Der Komparent versicherte, nachdem ihm obiges vorgelesen worden, daß es in allen Stücken mit der Wahrheit übereinstimme.

in fidem H. B. Opermann.

Instit. der Freyherrl. Spiegelschen Gerichte zum Spiegelberge. Actum et signatum ut supra.

(L. S.) H. B. Opermann.

9) Der Herausgeber hat dieser Begebenheit eine andre hinzugefügt, die fast noch merkwürdiger ist, und die ihm von einem Berliner Gelehrten, dessen Name nicht genannt wird, mitgetheilt worden. Der Verfasser erzählt, daß sein Vater einen großen, schwarzen Pudel besas, der an Treue, Klugheit und Lehrwilligkeit wenige seines Gleichen hatte; insonderheit war er unermüdet bereitwillig ins Wasser zu gehen, und die Dinge zurückzubringen, welche man hineingeworfen hatte. Ungefähr in den Jahren 1726-1729 reißte der Vater des Verfassers nach Gattersleben, um mit mehreren Königlichen Räthen einer Kommission beyzuwohnen; und der Hund war wider seinen Willen mit dahin gelaufen. Wie die Kommissarien des Mittags zu Tische saßen, kam der Hund in den Speisesaal, suchte seinen Herrn, und gab seine Gegenwart durch ein unmanierliches Bellen zu erkennen. Der Herr befahl seinem Bedienten, den Hund aus der Stube zu schaffen; aber dieser machte Miene den Diener beissen zu wollen, kehrte zu seinem Herrn zurück, bellte ohne Aufhören, zog ihn am Rocke, als ob er ihn vom Stuhl herunter reißen wollte u. s. w. Man bot ihm ein Stück Fleisch, aber der Pudel wollte es nicht annehmen, und fuhr fort seinen Herrn auf eine ganz ungewöhn-

liche Art zu beunruhigen, bis dieser endlich merkte, daß der Hund naß war. Nun fiel es ihm ein, die Unruhe des Hundes mögte vielleicht eine ganz besondre Ursache haben, und er stand daher auf und gieng mit ihm. Sobald er dies gethan hatte, wurde der Hund ruhig, lief vergnügt vor seinem Herrn hin und her, und führte ihn, in Begleitung der ganzen Gesellschaft, zu der Brücke außen vor dem Schloßthore; hier stürzte er sich mit der größten Eile ins Wasser, und schwamm auf eine darin befindliche Sandbank zu.

Mittlerweile sah die Gesellschaft ein siebenjähriges Mädgen in der Nähe des Wassers, welches weinend erzählte, daß ihr dreyjähriger Bruder von der Brücke hinuntergefallen wäre; und der große, schwarze Hund, der auf der Brücke lag und schlief, sey darauf hinterhergesprungen, habe ihren Bruder todtgebissen, und ihn auf die Sandbank hingeschleppt. Man warf die Augen dahin, und sah das Kind würklich dort liegen; der Pudel leckte es, sah seinen Herrn an und erwartete den Befehl desselben. Da es indessen bedenklich war, den Hund mit dem Kinde ans Land schwimmen zu lassen, wozu er, wie es schien, große Lust hatte, so rief sein Herr ihm: kusch! zu. Der Pudel legte sich sogleich neben dem Kinde hin, und fuhr fort es zu lecken, bis man es in einem Boote abholte. Man untersuchte nun das Kind, und fand daß die Klage der Schwester völlig ungegründet war; indem der Hund den Knaben bey den Kleidern festgehalten, und ihn so auf die Sandbank hingeschleppt hatte. Das Kind nahm von dem Fall keinen Schaden, sondern behielt Gesundheit und Leben. Allerneueste Manigfaltigkeiten. Zweyter Jahrgang. Seite 370 = 374.

10) Vor

10) Vor einigen Jahren trug sich in Helsingör eine Begebenheit zu, welche mit der obigen auf dem Spiegelberge viele Aehnlichkeit hat, und deren Richtigkeit der Herr Etatsrath und Amtmann Hansen in Jütland, so wie mehrere annoch lebende Personen, bezeugen können. Ein gewisser Mann daselbst, hatte zween Jagdhunde, von welchen der eine eines Tages mit großer Unruhe zu ihm auf dem Zollhause hingelaufen kam, und durch sein Betragen sowohl seinen Herrn als andre bewog, mit ihm zu gehen. Nun führte der Hund seine Begleiter nach dem Walle zu einem Orte hin, wo sie den andern Hund in einem Fuchseisen festsitzen sahn, das man daselbst gelegt hatte.

11) Der Bengalische Sperling (Fringilla Amandava Linn.) soll in so hohem Grade Gesellschaft lieben, daß er binnen kurzer Zeit stirbt, wenn man ihn allein an einen Ort hin versetzt, wo er keine Gesellschaft von seiner Gattung hat. Diese Vögel werden ebenfalls traurig, wenn sie eine Zeitlang die Gesellschaft solcher Menschen entbehren müssen, mit welchen sie einmal bekannt sind. Zuweilen erhebt sich ein heftiger Streit unter den Männgen, wenn man mehr Männgen als Weibgen in einem Käfig hat, und diese Uneinigkeit steigt so hoch, daß man sie eine Zeitlang von einander absondern muß. Sie lieben die Reinlichkeit, und baden sich gewöhnlich jeden Tag; daher man denn auch täglich einmal eine Tasse mit Wasser in ihren Käfig setzt, worüber sie sich sehr freuen. Allerneueste Mannigfaltigkeiten. Zweyter Jahrgang. S. 443.

12) Der Naturforscher, Baron von Gleichen, hat uns folgende Bemerkungen über einen Hund mitgetheilt,

theilt, den er besas. Ein kleiner Pudel, sagt er, war einige Jahre lang mein Schlafkamerad, und ich hatte seine Freundschaft in dem Grade gewonnen, daß ich einige Bogen damit anfüllen könnte, wenn ich die außerordentlichen Proben, die er mir davon gab, beschreiben wollte.

Fast jeden Morgen kroch er aus seinem Lager, unter dem Teppich zu meinen Füßen, hervor, und schlich sich mit leisen Schritten über denselben hin, um mir gleichsam guten Tag zu sagen. Merkte er, daß ich noch schlief, oder die Augen zugemacht hatte, so kroch er mit eben der Behutsamkeit, um mich nicht zu wecken, wieder zu den Füßen hinunter. Da er mich immer überall im Gesichte berocht, so fiel es mir einmal ein, den Othem zurückzuhalten. Gleich fieng der Hund an, mich auf dem Halse und auf der Brust zu kratzen, und nötigte mich bald mich zu bewegen, um ihm zu zeigen, daß ich lebte. Diesen Beweiß seiner Liebe gegen mich, wiederholte er unter eben den Umständen stets.

Baron Gleichen kam eines Morgens nach Nürnberg, und fuhr darauf mit seinem Pudel, der nie vorher an diesem Orte gewesen war, durch verschiedne enge Gassen nach der Malerakademie, welche weit von dem Gasthofe entfernt lag. Nachdem er sich zwo Stunden daselbst aufgehalten, und im Begriff war in seinen Wagen zu steigen, um wieder nach dem Gasthofe zu fahren, vermißte er den Hund, und gieng in die Akademie zurück, um ihn zu suchen. Aber alles, sein Rufen und Suchen war vergeblich. Er muste also ohne ihn zurückkehren. Wie sehr erstaunte ich nicht, sagt der Verfasser, als ich den Hund vor der Thür meines Zimmers fand, und hier von ihm bewillkommt wurde. Vermuthlich wurde ihm

die

die Zeit zu lang, und er gieng einen Weg zurück, den er nie vorher gegangen war, oder gesehn hatte, und den mancher Bedienter, der ihn zum erstenmal gehen sollte, schwerlich ohne Wegweiser gefunden haben würde. Neue Mannigfaltigkeiten. 3. Jahrg. S. 21=22.

13) Folgende Beobachtungen von Hrn. Professor Herrmann über einen zahmen Seehund, welcher in Deutschland herumgeführt wurde, und von ihm ein Mönchsseehund (Phoca monachus) genannt wird, zeigen viele Willkührlichkeit im Betragen des Thieres, und lassen sich nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit aus irgend einem Naturtriebe erklären. Die Stimme dieses Thiers war kurz, wie bey einem heisern Hunde, und klang ungefähr wie Wa, Wa; dann und wann war sie heulend, dabey aber doch nicht sehr stark. Niemand anders als sein Aufseher konnte ihm einen Laut ablocken; und dieser behauptete, das Thier könne sprechen, und wiederhole die Worte: Papa und Mama, welche er ihm vorsagte; auch gab er zuweilen die Antwort des Seehundes für ein Ja oder Nein aus, wenn er fragte, ob ihm hungre, oder ob der Fisch ihm geschmeckt habe. Dies stimmt einigermaaßen mit dem überein, was Plinius erzählt, daß nemlich die Seehunde antworten, wenn man sie beym Namen ruft (incondito fremitu Phocae nomine vocatae respondent. H. N. Libr. IX. C. XIII.) Uebrigens war dieser Seehund seinem Aufseher sehr zugethan, er suchte ihn, und gieng ihm nach, wenn er sich nur von weiten in einem Winkel sehen lies. Vielleicht trug der rothe Rock desselben etwas dazu bey; indessen war dies Thier doch auch sehr folgsam gegen andre Aufwärter, welche grau gekleidet waren, und es dann

und wann kommandirten. Ueberhaupt war es sehr zahm; es lies sich von jedermann berühren und streicheln, und Hr. Herrmann konnte ganz bequem seine meisten Ausmessungen von den verschiednen Theilen des Thiers, mit einem Faden oder einem Pergaments-Streifen machen. Nur einigemal, wenn er den Kopf desselben maaß, wurde es mürrisch, und fuhr mit einer Art von Grunzen in die Höhe. Bey andern Gelegenheiten litt es ganz geduldig, daß Hr. Herrmann ihm von hinten zu einen Striemel steifes Papier zwischen die Augen legte, wobey es die Augen zumachte; oder daß er einen Faden von einem Theil des Kopfs zum andern ausspannte. Indessen muste auch der Aufwärter durch seine Stimme zur Beruhigung des Thiers das seinige bertragen. Am allerwenigsten konnte es vertragen, daß man es unter dem Bauch oder am Hintertheil der Füße berührte, wo es nichts von dem sehen konnte, was vorgieng, und dann nahm es gewöhnlich eine andre Stellung, oder machte doch wenigstens eine Bewegung. Auf den Befehl des Aufsehers wälzte es sich, sowohl auf dem Trocknen, als im Wasser herum, sogar that es dies mehrere mal nach einander; auch reichte es ihm zuweilen, wenn es auf dem Rücken lag, eine oder die andre von seinen Vorderpfoten, nahm mit dem Munde eine Spiesgerte aus seiner Hand, lies sich Haare ausziehen, öfnete den Mund, und lies ihm seine Hand hinein legen, in welchem Falle er aber doch so vorsichtig war, daß er die Hand nur unter der Oberlippe legte. Auch trug er viele Narben von Wunden, die er im Anfange in der Hand bekommen hatte. Hunde konnte dies Thier gar nicht leiden, sondern schrie und tobte, wenn man ihm einen vorhielt; einmal versuchte es, einen Hund durch Klappern mit den Zähnen

zu

zu verjagen. Eben dies Klappern bemerkte Hr. Herrmann ein andresmal auch, und der Aufwärter sagte ihm, es sey ein Zeichen, daß das Thier hungrig wäre. Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. Berlin. 8. 1779. 4. B. S. 485-488. Uebrigens bestätigt dieser Verfasser auch das, was andre von der Neugier des Seehundes gesagt haben.

14) In der Dessauischen Zeitung für Kinder und Kinderfreunde, wird folgende merkwürdige Begebenheit erzählt, welche sich eben so wenig aus einem dem Thiere eingepflanzten Triebe erklären läßt, als man es bey Elliot Instinkt nennen kann, daß er sich glühender Kugeln bediente, um die schwimmenden Batterien der Spanier zu zerstören. Im Frühlinge 1782 bauten zwo Schwalben auf dem in der Gegend von Amiens in Frankreich, ihr Nest über einer Stallthür. Dies Nest war wie gewöhnlich eingerichtet, und sie flogen darin ab und zu. Nun begab es sich, daß ein Sperling, zu einer Zeit, da beyde Schwalben abwesend waren, in ihr Nest hineinflog, und sich so wohl darin befand, daß er es nicht wieder verlassen wollte, als die Schwalben zurückkamen. Sie versuchten ihn daraus zu verjagen, aber es wollte ihnen nicht gelingen. Sie flogen darauf weg, und kehrten nach Verlauf von einiger Zeit in Gesellschaft einer großen Menge von Schwalben zurück, welche insgesammt von neuen auf das Nest losgiengen, und den Sperling zu vertreiben suchten. Da aber dieser mit seinem großen Kopfe den ganzen Eingang des Nestes ausfüllte, also nur einer jedesmal ihn angreifen konnte, und da er stark genug war, diesen Kampf zu bestehen, so musten die Schwalben ihn bleiben lassen, wo er war,

und zogen wieder von dannen. Nun aber kam der ganze Schwarm zum zweyten Male zurück, und jeder hatte seinen Schnabel mit feuchter Erde angefüllt, womit sie in der größten Geschwindigkeit den Eingang des Nestes vermauerten, so, daß der Sperling darin hätte verhungern müssen, wenn nicht der Beobachter ihn aus seiner Gefangenschaft errettet hätte. Die beyden Schwalben bauten sich hierauf ein ander Nest. Dessauische Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. 4. 1782. S. 150-151. Man vergleiche hiemit eine ähnliche Erzählung in Bougeants Amusement Philosophique. P. 91.

15) Man hielt auf dem Forte St. Louis, einer Insel im Senegal-Fluße in Afrika, einen sehr schönen Löwen an der Kette, welchen man bey Gelegenheit nach Frankreich schicken wollte. Er bekam einen gefährlichen Zufall in dem einen Kinnbacken, so, daß er nicht essen konnte, und man glaubte, er würde sterben müssen. Man nahm ihn daher aus der Kette, und schleppte ihn beynahe halbtodt auf das Feld hinaus. Zufälligerweise sah ein gewisser Hr. Compagnon, der auf der Jagd gewesen war, den Löwen in diesem Zustande liegen. Seine Augen waren geschloßen, der Schlund offen, und die Ameisen krochen in demselben aus und ein. Doch äußerte er noch einige Zeichen von Leben. Hr. Compagnon erbarmte sich über ihn, wusch ihm die Zunge und den Schlund mit Wasser, und goß ihm etwas Milch in den Hals. Der Löwe kam dadurch wieder zu sich selbst, und da man ihn nachher sorgfältiger wartete, wurde er vollkommen geheilt. Von dieser Zeit an faßte er eine solche Zuneigung für seinen Wohlthäter, daß er

von

von niemand anders als ihm, Essen nehmen wollte, und sich von ihm, wie der zahmste Hund, an einem Stricke führen lies, ohne den geringsten Schaden zu thun. Delacroix Taschenbuch. S. 338. Dessauische Zeitung, 1782. S. 166.

Obige Erzählung enthält denn einen Beweiß aus neuern Zeiten von der Dankbarkeit des Löwen, so wie sie zugleich beweißt, daß die Wildheit dieses Thieres nicht so mechanisch, oder unabänderlich durch die Organisation bestimmt ist, daß die Intelligenz desselben nicht über seinen Trieb ein merkliches Uebergewicht haben sollte. Unzählige andre Erfahrungen dieser Art, beweisen es mit unwidersprechlicher Gewißheit, daß kein Thier so wild ist, daß es nicht gezähmt werden könnte. Man hat fast allgemein geglaubt, daß der Tiger sich gar nicht zähmen ließe, und doch kann selbst dies grausame Thier sehr lenkbar werden. Blumenbach erzählt, daß er selbst einen großen, lebendigen Tiger gesehen habe, welcher so zahm war, daß alle seine Aufwärter ohne Bedenken, ihm den Mund aufmachen, und nach Gefallen mit ihm spaßen konnten. (Handbuch der Naturgeschichte. S. 105.) Aus der von Gladwin in Calcuta 1788 herausgegebnen Geschichte von Hindostan, sieht man, daß der Schach Jehangir zu Anfange des 17ten Seculums, funfzehn zahme Tiger hatte, welche frey umher giengen, ohne jemand zu beschädigen. So erzählt auch Athenäus in seinem fünften Buche, von einer Feyerlichkeit, welche Ptolomäus Philadelphus in Alexandrien bey seiner Thronbesteigung anstellte; und wobey sich in dem Zuge unter andern Thieren, auch vierzehn Leoparden,

sechszehn Panther, und ein Rhinoceros aus Aethiopien befanden. Diese Thiere müssen also gezähmt gewesen seyn. **Kalm** redet in seiner Reisebeschreibung von zahmen **Bibern** und **Ottern**, welche man in Nordamerika hatte, und selbst der gefährliche **Krokodill** kann bezähmt werden, wenn er jung gefangen wird. **Herodot** redet im zweyten Buche von zahmen Krokodillen, die von den Einwohnern des Thebaischen Distrikts und am See Moeris aufgezogen und sehr verehrt wurden. Im dritten Buche redet **Herodot** auch von den Begräbnißorten dieser Krokodille. **Strabo** erzählt, daß er selbst einen solchen zahmen Krokodill in Arsinoe gesehen habe, und **Blumenbach** führt an, daß der Oxfordsche Professor, **J. Greaves** ebenfalls einen zahmen Krokodill in Kairo sah. Dieser schlief unter dem Bette seines Herrn, kam zu ihm, wenn er hungrig war u. s. w. Wir haben im Vorhergehenden angemerkt, daß die **Klapperschlange** sich sehr gut zähmen läßt; eben so verhält es sich auch mit der ungeheuren **Götzenschlange** (Boa constrictor) welche zuweilen zwischen zwanzig und dreißig Ellen lang ist. Selbst die sogenannte **Brillenschlange** (Coluber Naja) die giftigste Schlange im Orient, kann ohne Gefahr gezähmt und abgerichtet werden. Sogar die menschenfeindliche, schüchterne **Spinne**, welche ihre eigne Gattung haßt und zerstört, kann zahm werden, und sich an den Umgang mit Menschen gewöhnen. Und solchergestalt lehrt die Erfahrung, daß kein Thier von Natur so wild und grausam ist, dessen Intelligenz nicht anders gestimmt werden, und über die herrschendsten Neigungen die Oberhand gewinnen könnte, welche es in seinem Wildheitszustande hat und äußert.

16) Unter mehreren Erfahrungen, die es beweisen, daß die Spinne sich zähmen läßt, und sich an eine Art von Umgang mit dem Menschen gewöhnen kann, verdient folgende Begebenheit angemerkt zu werden. Vor einigen Jahren, verfertigte ein Tuchmacher in Paris, Namens Weibler, ein paar Strümpfe aus der Seide worin die Spinnen ihre Eyer einhüllen. Zu dem Ende hielt er in einem eigentlich dazu bestimmten Zimmer über 800 Kreuzspinnen (Aranea Diadema), und hatte verschiedne Schnuren von Segelgarn kreuzweis unter dem Boden dieses Zimmers gezogen, woran die Spinnen ihr Gewebe befestigen konnten. Er hatte sie so zahm gemacht, daß eine nach der andern sich auf den Teller mit todten Fliegen herabließen, den er ihnen täglich brachte. Jede von ihnen nahm eine Fliege, und zog sich darauf mit ihrer Beute zurück. Kam er in die Stube, ohne einen Teller mitzubringen, so ließen sie sich doch herunter, und sahen auf seine Hände. Neue Mannigfaltigkeiten. Vierter Jahrgang. S. 281.

17) Ein angesehener Mann in Halle hatte einen zahmen, friedlichen Raben in seinem Hause, welcher täglich wohl einige hundert Menschen vor sich vorübergehen sah, ohne daß er ihnen das geringste zu Leide that. Einmal aber wurde dieser Rabe von einem Bürger gereizt und geschlagen, und biß ihn dafür so nachdrücklich in den Fuß, daß er erst nach Verlauf von drey Monaten wieder geheilt wurde. Der Rabe fiel nach dem Tode seines Herrn in andre Hände, und nach vielen Jahren kam eben dieser Bürger gerade in das Haus, wo der Rabe war, ohne daß ersterer etwas davon wuste. Er wunderte sich daher, als er den Raben auf sich zulaufen

und

und nach ihm hacken sah; er wich ihm indessen dadurch aus, daß er sich in seinen Mantel hüllte. Der Herr des Hauses wunderte sich eben so sehr über diese Aufführung des Raben, da er sonst niemand anzugreifen pflegte; aber der Fremde versicherte, es müsse etwas in seiner Natur seyn, das den Raben mißfiele, da er schon einmal vorher, bey jenem verstorbnen Herrn, von einem Raben gefährlich wäre verwundet worden. Als der gegenwärtige Besitzer des Raben, den Namen des Mannes erfuhr, hörte seine Verwunderung auf, und er sagte dem Bürger, daß dies gerade eben derselbe Rabe wäre. Neueste Mannigfaltigkeiten. Vierter Jahrgang. Berlin. 8. 1781. S. 46. Man sieht leicht, daß das Gedächtniß des Raben in diesem Bezeigen eben so unverkennbar ist, als seine Rachgier.

18) Die folgende Begebenheit, welche in Dr. Müllers Magazin eingerückt ist, enthält einen sehr starken Beweiß von dem Gedächtniß der Hunde und ihrer Anhänglichkeit an ihren Herrn. Ein Forstbedienter in Schwaben kaufte von einem herumziehenden Italiäner einen Hühnerhund, der ungefähr anderthalb Jahr alt war. Der neue Herr dieses Hundes bemerkte an ihm eine so ungewöhnliche Traurigkeit und Sehnsucht nach seinem vorigen Herrn, daß er für sein Leben fürchtete, insonderheit, da der Hund durchaus nichts essen wollte. Er gab sich darauf alle mögliche Mühe, ihn so lange beym Leben zu erhalten, bis sie mit einander näher bekannt würden, und dies gelang ihm auch; der Hund fieng an zu essen, lies sich abrichten, und wurde sein brauchbarster Hund.

Das

Das Jahr darauf (hier muß ich mich der eignen Worte des Verfassers bedienen) bemerkte ich, daß der Hund, um die Zeit, da ich ihn gekauft hatte, einige Wochen hindurch täglich auf einen Hügel hinauf lief, welcher nicht weit von meinem Hause lag, und von dem man die Landstraße übersehen konnte. Hier saß er nun, und sah nach der Gegend hin, woher der Italiäner, sein voriger Herr, (welcher jedes zweyte oder dritte Jahr mit Mäusefallen und Hecheln diese Gegend zu besuchen pflegte) ehemals gekommen war. Er legte den Kopf auf die Erde, als ob er nach etwas horchte, sprang in die Höhe, bellte, und auf diese Art brachte er den ganzen Tag zu, diejenige Zeit ausgenommen, da ich ihn mit auf die Jagd nahm. Wenn ich ihn rief, war er zwar bereitwillig zu kommen, doch schien es, als ob er den Hügel ungern verließe. So bald wir von der Jagd zurück gekommen waren, lief er wieder nach dem Hügel hin. Dies geschah nicht allein das erste Jahr, sondern auch in den beyden folgenden, ohne daß der Eindruck, den der Italiäner, der vorige Herr des Hundes, auf ihn gemacht hatte, im mindesten geschwächt zu seyn schien.

Vorigen Herbst, das vierte Jahr, seitdem ich den Hund bekommen hatte, fieng er, wie gewöhnlich, von neuen an den Hügel zu besuchen. Eines Tages nahm ich ihn mit in den Wald, und da wir keine Spur hatten, so beschäftigte er sich damit, Maulwürfe auszugraben und zu verfolgen. Bey dieser Arbeit lief er oft ziemlich weit weg, ohne daß ich mich sonderlich darum bekümmert hätte, weil ich wuste, daß er meine Spur einige Meilen weit finden konnte. Da er mir indessen einmal gar zu lange weg blieb, fieng ich an ihn zu rufen,

und

und jedesmal wenn ich rief, antwortete er mir mit einem schrecklichen Geheul und Winseln. Ich gieng darauf zu ihm hin, da er aber ziemlich weit weg war, so währte es beynahe eine halbe Viertelstunde, ehe ich ihn zu Gesichte bekam. Hier sah ich denn nun das sonderbarste Schauspiel, ein so rührendes Schauspiel, daß es mir Thränen aus den Augen preßte. Ein alter Mann stand bis unter die Arme in einer Lache. Er war schon ganz ermattet, und hatte keine Kräfte mehr, um sich zu helfen. In der einen Hand hielt er die Schnur seines Ranzels, welcher an dem Ufer der Lache lag. Mein Hund hatte das andre Ende dieser Schnur gefaßt, und strengte alle seine Kräfte an, um dem Manne aufzuhelfen. So oft der Hund müde war, und aufhalten muste, hub er an zu heulen und zu winseln. Ich wurde bey diesem Anblick so gerührt, daß ich eine Zeitlang vergas, dem Manne zu Hülfe zu kommen. Sobald ich aber so nahe kam, daß der Hund mich gewahr wurde, stieß er ein heftiges Geschrey aus, lief zu mir, sprang an mir hinauf, faßte mich beym Rockschoße, und zog mich nach den Ort hin. Es kostete mir nur wenig Mühe, den Manne aufzuhelfen, und nun schien mein Hund vor Freuden außer sich, sprang an den Mann hinauf, und machte ihm viele Liebkosungen, welche dieser eben so lebhaft erwiederte.

Ich hörte gleich an der Aussprache des Mannes, daß er ein Italiäner wäre, und da meine Wohnung nicht weit entfernt war, so kamen wir bald zu Hause, wo ich ihn bat, mir sein Schicksaal zu erzählen, und ob er etwa den Hund kenne. Er sey, sagte er, ein Italiäner, und seines Handels wegen in diese Gegend gekommen. Vorher hätte sein Sohn dies Geschäfte besorgt, aber dieser

sey

sey nun gestorben, und er müsse die ganze Familie ernähren. Die vorige Nacht, da er durch das Gebüsch hätte gehen wollen, wäre er in obiges Loch gefallen, und nicht im Stande gewesen, sich wieder herauszuhelfen. Von dem Hunde wüste er nichts. Als ich ihm aber sagte, daß ich ihn von seinem Sohne gekauft hätte, besann er sich und sagte mir, es könnte sehr gerne seyn, daß es vielleicht der Hund wäre, den er einmal seinem Sohne gegeben hätte. Er hätte ihn aus einem Bache genommen, worin er kurz nach seiner Geburt, und als er noch blind war, ausgeworfen worden. Aus Mitleiden hätte er ihn erwärmt und gepflegt, bis er sehn konnte. Darauf hätte er ihn seinem Sohne gegeben, und ihn seitdem nicht wieder gesehen. Magazin für allgemeine Natur- und Thiergeschichte, herausgegeben von C. F. A. Müller, D., Göttingen und Leipzig. 8. 1788. 1. B. 1. St. S. 52-58.

Bey dieser Begebenheit könnte es sich fragen, ob der Hund eigentlich den Alten wieder kannte, und sich darauf zu besinnen wuste, daß er sein erster Wohlthäter war, der ihn vom Tode errettet und solange gepflegt hatte, bis er sehen konnte; oder ob er den Alten aus der Aehnlichkeit mit seinem verstorbnen Sohne wieder erkannte, welcher anderthalb Jahre lang sein Herr gewesen war, und dessen Bild er in ihm zu sehen glaubte. Ich wäre geneigt, das letztere anzunehmen, weil es sonst nicht leicht zu begreifen ist, wie der Hund, der so ganz jung von dem Alten weg kam, im Stande war, ihn nach Verlauf einer so langen Zeit wieder zu kennen. Wie dem auch seyn mag, so erhellt es doch deutlich aus dieser Begebenheit, daß die Güte, mit welcher diese Menschen sich des Hun-

des

des in seiner ersten Jugend annahmen, einen sehr starken Eindruck auf ihn gemacht haben muß, da Entfernung und Zeit denselben nicht zu schwächen vermogten; wie denn auch wahrscheinlich der Geruch des Hundes das vorzüglichste Hülfsmittel war, wodurch die Erinnrung an seinen alten Wohlthäter sich bey ihm erneuerte.

19) Die karakteristische Beschreibung, welche **Vaillant** von dem Affen **Kees** giebt, der ihn auf seiner Reise in Afrika begleitete, enthält so viel Merkwürdiges, daß es dem Leser gewis nicht unangenehm seyn wird, sie hier angeführt zu finden. Dieser Affe gab an Naschhaftigkeit und Neugierde seinen Brüdern nichts nach, und selbst, wenn er nicht hungrig war, muste er doch alles schmecken und besehen, was ihm vorkam; aber er hatte auch viele überaus gute Eigenschaften, welche ihn für **Vaillant** auf seiner Reise sehr wichtig machten. Er war der beste Wächter, und bey dem geringsten Anschein von Gefahr, sowohl bey Tage als bey Nacht, war **Kees** gleich aufmerksam. Sein Geschrey und seine furchtsame Gebärden, sagt **Vaillant**, benachrichtigten uns immer zuerst davon, wenn etwa ein Feind sich näherte; (die wilden Thiere waren **Herrn Vaillants** furchtbarste Feinde) und das sogar, ehe meine Hunde den Geruch davon hatten. Diese schienen sich gewissermaaßen auf die Wachsamkeit des Affen zu verlassen, und waren seine Stimme so gewohnt, daß sie in guter Ruhe im Lager schliefen, statt daß sie vormals um das Zelt und die Wagen herumwanderten. Hatte der Affe die Hunde einmal geweckt, so waren sie aufmerksam auf das geringste Zeichen, das er ihnen gab. Die mindeste Bewegung, die er mit dem Kopfe machte, ein Wink mit den Augen, war hinlänglich, um alle

Hunde

Hunde in Bewegung zu seßen, und sie eilten sodann nach dem Orte hin, den er ihnen angezeigt hatte. Wenn Vaillant auf die Jagd gieng, war der Affe immer voraus; unterweges vertrieb er sich die Zeit damit auf die Bäume zu klettern, um nach Gummi zu suchen, das ein rechter Leckerbissen für ihn war. Zuweilen entdeckte er auch Honig in hohlen Bäumen oder in den Spalten der Felsen; wenn es ihm aber damit nicht glücken wollte, und Kees hungrig war, so suchte er allerley Wurzeln auf, welche er gewöhnlich mit seinem Herrn theilen muste. Hatte Kees eine solche Wurzel gefunden, und Vaillant war nicht so nahe, daß er seinen Antheil davon nehmen konnte, so käute er sie so geschwind wie möglich in Stükken, wobey er die Augen steif auf seinen Herrn heftete, um gleichsam zu berechnen, wie viel Zeit er wohl hätte, um seine Beute ungetheilt zu verzehren. Gemeiniglich rechnete Kees richtig, und Vaillant kam zu spät. Zuweilen wurde er indessen doch bey seiner Arbeit überrumpelt, und Vaillant erreichte ihn früher, als er es erwartet hatte, dann aber suchte er, in der größten Geschwindigkeit, die noch übrigen Stücke der Wurzeln zu verbergen.

Um die Wurzeln aus der Erde zu ziehen, nahm er gewöhlich den größten Theil der Blätter in den Mund, stützte sich hierauf mit seinen Händen gegen die Erde, und zog den Kopf zurück; dadurch erreichte er in den meisten Fällen seinen Zweck. Wenn aber dies Mittel nicht glücken wollte, nahm er die Blätter abermals in den Mund, und zwar so nahe an der Erde wie möglich, hierauf machte er allerley Purzelbäume, da denn die Wurzel von der dadurch hervorgebrachten Erschütterung, ge-

meiniglich so los wurde, daß sie leicht herausgezogen werden konnte.

Wenn Kees auf der Reise müde wurde, so setzte er sich einem von den Hunden auf den Rücken, welcher ihn ganz geduldig einige Stunden lang trug. Nur ein einziger von ihnen, der größer und stärker war als die andern, wollte sich nie bequemen ihn zu tragen. Sobald Kees sich auf seinen Rücken setzte, stand er stille, und lies die ganze Karavane vorbey reisen, ohne sich im mindesten von der Stelle zu bewegen. Der Affe blieb ruhig auf dem Platze solange bis er den Trupp aus dem Gesichte verlor; dann aber nöthigte ihn die Furcht, sich seiner eignen Füße zu bedienen, und sowohl der Hund als der Affe suchten Vaillant wieder einzuholen. Damit es indessen dem Affen unterweges nicht wieder einfallen mögte zu reiten, lies der Hund ihn immer einige Schritte vorauslaufen. Vaillants Reise, 1. Th. S. 102-105.

20) Man hat lange geglaubt, daß die Strauße sich nicht um ihre Eyer bekümmerten, sondern es der Sonnenwärme überließen, sie auszubrüten, wie man sie auch in so hohem Grade furchtsam glaubte, daß sie nichts wagten, um ihre Abkömmlinge zu beschützen. Durch neuere Erfahrungen ist man in beyderley Hinsicht eines bessern belehrt worden. Thunberg berichtet, daß er auf seiner Reise vom Kap nach dem Lande der Kaffern, überall Strauße angetroffen habe. Man sagte ihm, daß ein Männgen gewöhnlich drey bis vier Weibgen hätte, welche zusammen 20 bis 30 Eyer legten, worauf sie wechselsweise in einem Neste lägen, das sie durch Treten in den Sand, gebildet hätten. Thunberg Reisa, 2. Deel. Upsala. 8. 1789. S. 11. Eben dieser Verfas-

Verfasser erzählt, daß er eines Morgens an einem Orte vorbey ritt, wo eine Straußhenne auf ihrem Neste lag; sie sprang aus dem Neste hervor, um ihn zu verfolgen, vermuthlich, wie Herr Thunberg sagt, um zu verhindern, daß ich ihre Eyer oder ihre Jungen nicht gewahr werden mögte. So oft er sein Pferd umwandte, entfloh zwar der Strauß, und lies sich 10 bis 12 Schritte weit wegjagen; aber sobald der Verfasser seinen Weg fortsetzte, kehrte er um und folgte ihm nach. Thunbergs Reisa, 2. Deel. S. 159.

Die eben erwähnte gesellschaftliche Vereinigung der Strauße in Ausbrütung ihrer Eyer, wird auch von Vaillant bestätigt und näher erörtert. Er entdeckte eines Tages auf seinen Jagdstreifereyen ein Straußennest, woraus er den Strauß verscheucht hatte; und in diesem Neste, welches das größte war, das er je sah, fand er acht und dreyßig Eyer in einem Haufen neben einander, und noch überdem dreyzehn andre, außen vor dem Neste, deren jedes für sich in einer kleinen Grube lag. Als er die Eyer näher betrachtete, fand er, daß neun derselben merklich kleiner waren wie die übrigen. Da Hr. Vaillant nun nicht begreifen konnte, wie es einer einzigen Henne möglich wäre, so viele Eyer auszubrüten, so faßte er den Entschluß, sich den Tag über in der Nähe des Nestes aufzuhalten, und fand Gelegenheit, sich in einem Busche zu verbergen, der ungefähr einen Büchsenschuß weit, von demselben entfernt war. Binnen kurzer Zeit fand die Henne sich wieder ein, und legte sich auf das Nest; und an eben dem Tage kamen noch drey andre Straußhüner dahin, die sich einander ablösten. Eine von diesen Hünern hatte ungefähr eine Viertelstunde

auf dem Neste gesessen, als eine andre Henne sich neben ihr setzte; hieraus schließt Hr. Vaillant, daß zuweilen, wie zum Beyspiel, wenn die Nächte kalt und naß sind, zween oder mehrere Strauße zugleich brüten. Gegen Untergang der Sonne kam auch das Männgen, und näherte sich dem Neste, um seinen Platz darin einzunehmen. Hr. Vaillant erschoß ihn, und dadurch wurden die Weibgen so erschreckt, daß sie die Flucht nahmen. Den folgenden Tag, da Vaillant nachsehen lies, ob die Strauße wieder zum Nest zurückgekehrt wären, war außer einigen zerbrochnen Eyerschaalen, keine Spur mehr davon zu sehen; wahrscheinlich überhob, wie er vermuthet, ein Jackal oder eine Hyäne die Strauße aller weitern Mühe mit Ausbrütung ihrer Eyer. Vaillants Reise, 2. Th. S. 304-306. Bey einer andern Gelegenheit fand Vaillant gleichfalls ein Nest, worin eilf Eyer waren, und zwey bis drey Fuß vom Neste fand er vier andre, noch ganz frische Eyer. Bey dieser, so wie mehreren Gelegenheiten erfuhr Vaillant, daß die Strauße, außer den Eyern, über welche sie brüten, immer eine gewisse Anzahl andre, einzeln um das Nest herum in den Sand legen; diese Eyer halten sich eine Zeitlang frisch; und werden von der Mutter zur ersten Nahrung für ihre Jungen gebraucht. Vaillants Reise, 2. Th. S. 209-210. Diese Vereinigung von mehreren Straußen, um ihre Eyer auszubrüten und ihre Jungen aufzuziehen, ist, wie Vaillant mit Recht bemerkt, sehr sonderbar; zumal, wenn der Strauß nicht gewöhnlich in einer solchen gesellschaftlichen Vereinigung lebt. Sollte etwa Furcht vor den Raubthieren diese Verbindung veranlaßt haben? und dies könnte wohl der Fall seyn, wenn es wahr ist, daß die Strauße in friedlichern

lichern Gegenden, sich nicht auf diese Weise zu Ausbrütung ihrer Eyer vereinigen.

21) Thunberg traf auf seiner Reise in Afrika, in einer sehr trocknen Gegend, einige Erdratzen an, deren Essen und Trinken aus gewissen saftvollen Blättern bestand, da um die Jahrszeit durchaus kein Wasser daselbst zu haben war. Er, und mehrere von seiner Gesellschaft, versuchten diese Ratzen zu schießen, wenn sie den Kopf aus ihren Löchern hervorsteckten, sie waren aber so schlau und so außerordentlich hurtig, daß sie sich in ihre Wohnung zurückzogen, sobald sie das Feuer vom Zündpulver gewahr wurden. Hr. Thunberg machte den Versuch zu verschiednen Malen mit seiner besten Büchse; aber immer vergeblich, bis er auf den Einfall kam, die Zündpfanne mit einem losen Stücke Papier zu bedecken, wodurch sie daran gehindert wurden, den Blitz vom Pulver zu sehen. Thunbergs Reisa, 2. Deel. Seite 200.

Wir haben schon vorher von der Behendigkeit des Bavians geredet; aber die Art, wie er den Hund behandelt, wenn er von ihm angegriffen wird, ist besonders merkwürdig. Einige Hunde zusammen können zwar wohl einen Bavian fangen, aber einem oder zween glückt es nicht allezeit; denn wenn der Bavian, der unglaublich geschmeidig ist, den Hund bey den Hinterbeinen ertappt, so schleudert er ihn in die Runde herum, bis er schwindlicht im Kopfe und gleichsam trunken wird. Thunbergs Reisa, 2. Deel. S. 130.

22) Folgende Bemerkungen über das Eichhorn rühren von Daines Barrington, einem scharfsinnigen Beobachter und Schriftsteller her.

Ich habe mir, sagt Hr. Barrington, seit mehrern Jahren ein Vergnügen daraus gemacht, Eichhörner zu erziehen, und habe bey ihnen eben die Verschiedenheit von Fähigkeiten und Gemüthsbeschaffenheit gefunden, die Herr Cowper bey seinen Haasen bemerkt hat. Ich habe unter ihnen ernsthafte und lustige, schüchterne und dreiste, fromme und bösartige, folgsame und widerspenstige angetroffen. Insonderheit habe ich, ungeachtet ich eine große Menge von diesen Thieren hatte, bey ihnen allen eine Eigenschaft bemerkt, die ganz sonderbar, und wenn ich nicht irre, noch von keinem Naturforscher bemerkt worden ist.

Alle Eichhörner haben nehmlich ein sehr musikalisches Ohr. Zwar habe ich nicht bemerkt, daß sie bey irgend einer Vocal- oder Instrumentalmusik die geringste Aufmerksamkeit äußerten, aber sie tanzen in ihrem eignen Käfig nach einem gewissen Takt, den sie völlig regelmäßig beobachten, indem sie mit den Füßen auf den Boden stampfen. Sie fallen nie aus einer Bewegung in die andre, eher als nach einem gewissen Zwischenraum von Ruhe. Ich habe sie ganze zehn Minuten in einer Allegro-Bewegung tanzen sehen, wobey sie zugleich sehr genau den Takt schlugen. Nach einer kleinen Pause giengen sie in eine andre Bewegung über, und nach einer längern Pause in die dritte, welche noch lebhafter war. So tanzten und hüpften sie mehrere Minuten lang, hielten dabey aber genau denselben Takt, und veränderten ihn nie eher als nach einer Pause von einigen Augenblicken.

Ich hatte einmal zwey Eichhörner, Männgen und Weibgen, in einem großen Käfig, und sie tanzten oft einen ganz besondern Tanz, den ich zu beschreiben versuchen

chen will. Das Männgen hüpfte in Seitensprüngen, dergestalt, daß es einen Zirkelabschnitt in der Luft beschrieb; das Weibgen, das gerade vor ihm war, hüpfte in einem etwas engern Zirkel, und zwar so, daß sie beyde in demselben Augenblick ihre Springe machten, und ihre Füße so regelmäßig fielen, daß man nur einen Tritt zu hören glaubte. Höchstwahrscheinlich ist es, daß dieser Tanz eine Art von Belustigung für sie war; denn sie tanzten nur, wenn sie eingesperrt waren; sonst habe ich niemals gesehen, daß sie es thaten.

Die Eichhörner sind sehr reinlich; daher verrichten sie zwar ihre Nothdurft im Käfig, aber nie in ihrem Lager. Wenn man sie herausläßt, scheinen sie mit dieser Verrichtung zu eilen, damit sie ihre Wohnung so rein wie möglich halten mögen. Ich habe bemerkt, daß sie sich dabey gerne auf etwas setzen, das eine glatte Oberfläche hat, wie z. B. Akain-Holz, der Band von Büchern u. d. m.

Was das Eichhorn einmal in seinen Pfoten hat, läßt es nicht fahren, selbst nicht um solche Dinge zu erhalten, die es am liebsten frißt; immer verwahrt es erst das, was es schon hat, und greift darauf nach dem, was man ihm darbietet. Es ist in der That bewundernswerth, mit welchem Scharfsinn es seine Nahrungsmittel auswählt. Man hat mich versichert, und ich glaube es gerne, daß man unter dem Wintervorrath des Eichhorns, nie eine einzige verdorbne Nuß finden wird, wie ich denn auch nicht ein einziges Mal gesehen habe, daß sie eine Nuß annahmen, die nicht voll und frisch war. Es scheint, daß sie die schlechten Nüße am Gewichte erkennen, und gemeiniglich nichts weiter zu thun brauchen, als sie mit

den Vorderpfoten zu fassen und daran zu riechen. Ich weis nicht, ob es schon bemerkt worden ist, daß ihre Zähne eine dunkle orangengelbe Farbe haben.

Indem ich dies schreibe, habe ich ein sehr lustiges und lebhaftes Eichhörngen vor mir. Als ich es zuerst erhielt, war es nur ein Jahr alt. Ich hatte zur selben Zeit ein andres, das vor Alter und Fettigkeit träge und unbehülflich geworden war. Dieser Verschiedenheit von Jahren und Launen ungeachtet, vertrugen sich diese beyden Eichhörner recht gut, schliefen auch zusammen in einem Käfig; doch konnte das junge nicht unterlassen, mit der Schwachheit des Alten seinen Spas zu treiben. Ich lies sie alle Tage heraus; um auf der Erde zu spielen, und dann blieb der Käfig auf einem Tische stehen; aber ich setzte einen Stuhl neben denselben, und diesen gebrauchte das alte Eichhorn denn wie eine Leiter, um erstlich auf den Tisch und von da in sein Lager zu kommen. Dies war schon keine geringe Arbeit; denn das junge Eichhorn machte sich eine Lust daraus, diese Reise durch allerley Possen zu erschweren. Kaum berührte jenes den Stuhl mit seinen Pfoten, so packte das junge es an und zog es wieder auf den Fußboden hinab; oder es lies das alte erst auf den Stuhl kommen, und zog es dann wieder zurück. Alles dies that das junge aus Muthwillen, und das gute alte Thier wurde niemals böse darüber. Doch murrte es zuweilen ganz leise, wenn dies Spiel zu lange dauerte. Eines Tages, da diese Neckerey vermuthlich zu weit getrieben worden, fand ich es überjagt und todt im Käfig.

Das Eichhorn welches ich itzt habe, biß mich einmal, ohne daß ich es im mindesten gereizt hätte. Ich that

bey

bey dieser Gelegenheit nichts weiter, als daß ich hinter ihm herlief, es schalt und ihm mit dem Schnupftuch drohte. Hernach lies ich es alle Tage aus seinem Käfig heraus, aber einige Monate nach einander bezeigte ich ihm nicht die geringste Liebkosung. Das Eichhorn war seinerseits eben so kaltsinnig, es suchte mich nicht auf, floh aber auch nicht vor mir. Endlich rief ich es einmal; es schien als ob das Thier blos darauf gewartet hätte, daß ich den ersten Schritt thun sollte, denn nun hüpfte es mir voller Freuden auf die Schultern. Unsre Aussöhnung war herzlich und dauerhaft; und es hat mich seitdem nie wieder gebissen.

Ich habe oft mit Verwundrung bemerkt, wie viele Vortheile das Eichhorn von seinem großen Schweife hat. Die Leichtigkeit und der Umfang desselben, hält den Körper des Thieres beynahe im Gleichgewicht mit der Luft. Darum hüpft und springt es auch so leicht, und fällt oft von einer beträchtlichen Höhe, ohne sich zu beschädigen. Ich wünschte zu wissen, ob die Bemerkung richtig ist, welche Pennant, Linnee und andere wiederholen, daß nemlich das Eichhorn zuweilen auf einem Stück Baumrinde über einen Fluß schwimmen soll, da denn die Rinde ihm zum Boote, so wie der Schweif zum Segel dient.

Der Muth des Eichhorns ist bewundernswürdig. Ich habe mehr als einmal gesehen, wie ein Eichhorn beym ersten Anblick einer Katze oder eines Hundes zitterte; nach wenigen Minuten aber faßte es wieder Muth, und wagte sich sogar so nahe an seinen furchtbaren Feind, daß es ihm unter die Nase riechen konnte. Es näherte sich in diesem Falle seinem Gegner in kurzen Sprüngen, und stampfte dabey stark in den Fußboden. Sein ganzer An-

stand hatte etwas prahlendes, als ob es seinem Feinde Schrecken einjagen wollte.

Ich habe bey diesen Thieren einen nicht geringen Grad von Vertraulichkeit und Koketterie unter ihren Liebeshändeln bemerkt; aber sie sind, solange sie eingeschlossen waren, nicht fruchtbar gewesen. Olla Potrida. Berlin. 8. 1789. 3. St. S. 93 u. f.

23) Unter den Geschöpfen, welche der Abbé Hr. Dicquemaire in seiner Seemenagerie hielt, befanden sich auch verschiedne blättrigte Austern von vorzüglicher Güte. Einmal, als er sie genau betrachtete, bemerkte er eine unter ihnen, welche eine beträchtliche Menge Wassers von sich sprützte. Es stand damals nur wenig Wasser über selbige, und Hr. Dicquemaire glaubte, daß das ausgesprützte Wasser, wenn es an einer größern Menge Wassers einigen Widerstand gefunden hätte, nicht mit so vieler Leichtigkeit würde fortgelaufen seyn, und daß die Auster sich dieses Widerstandes wegen würde haben rückwärts bewegen müssen.

Hr. Dicquemaire suchte daher einige Austern von mittlerer Größe und leichter Schaale aus, und legte sie auf einer ebnen horizontalen Fläche in einer hinlänglichen Menge von wohlgereinigten Schneewasser. Einige Stunden lang waren sie völlig unthätig, und darüber wurde es Nacht. Den Tag darauf fand Hr. Dicquemaire eine von diesen Austern an einer ganz andern Stelle, und in einer ganz andern Richtung, als er sie hineingelegt hatte, da doch niemand diese Veränderung mit ihr hatte vornehmen können. Nunmehr zweifelte er nicht länger daran, daß die Auster sich durch eigne Kraft von einem Orte zum andern bewegt habe, und daß dies durch Ausspritzung

sprützung des Wassers auf die oben beschriebne Art geschehen, und setzte daher seine Beobachtungen fort; aber die Austern nahmen immer ihre Bewegungen in seiner Abwesenheit vor, gleichsam, als ob sie ihre Geheimnisse vor ihm zu verbergen wüsten. Einmal, da er an der Küste der Nieder-Normandie reißte, fand er eine Austerbank, wo er eine Auster ihren Ort sehr schleunig verändern sah. Bey seiner Zuhausekunft machte er nun neue Anstalten, wodurch er die Art zu entdecken suchte, wie es mit der Bewegung der Auster zugeht. Bey dieser Untersuchung bediente er sich vorzüglich der großen Austern, welche in der Gegend von Havre gefangen werden.

Die Auster sprützt das Wasser durch diejenigen Stellen der Schaale aus, welche am meisten offen und gerade das Entgegengesetzte von dem Gewinde (Wirbel) sind. Sie wirft das Wasser bald an dieser, bald an jener Seite, bald an den Stellen aus, welche dem Gewinde am nächsten liegen; zuweilen auch von allen Seiten zugleich. Zu dem Ende macht sie viele Wendungen innerhalb ihrer Schaalen; doch haben die beweglichen Theile ihres Körpers an und für sich nicht Kraft genug, den Wasserstrahl zu dirigiren; in den meisten Fällen muß sie die Schaalen zusammenkneipen, um das Wasser herauszuzwingen.

Auf diese Art, indem sie mit einiger Stärke und Geschwindigkeit mehrere Mal nach einander das Wasser von sich sprützt, ist sie im Stande ihre Feinde zurückzuhalten, die es darauf angelegt haben, sich zwischen ihre Schaalen zu schleichen, sobald sie dieselben öfnet. Indessen ist dies Mittel nicht immer hinreichend, denn die Auster hat Feinde, welche ihrer Stärke und Behendigkeit wegen so furchtbar sind, daß ihnen gar viele Austern zum Opfer werden.

Nicht

Nicht genug, daß die Auster auf diese Art aus allen Kräften sich dahin bestrebt, ihre Feinde zurückzutreiben; sie thut noch mehr: sie zieht sich, entweder der Länge nach, oder nach einer von den Seiten zurück. Aber die Umstände sind ihr nicht immer so günstig, daß sie die Bewegungen machen kann, welche zu einem solchen Rückzuge vonnöthen sind. Oft sitzen die Austern zwischen Klippen, Steinen, oder zwischen andern Austern, zuweilen auch im Sand und Schlamm.

Indessen weis man doch nicht, ob diese Thiere, welche weit mehr Gefühl und Thätigkeit haben, als man bisher geglaubt hat, nicht im Stande sind, selbst unter den mißlichsten Umständen jene verhinderten Bewegungen durch andre Bewegungen zu ersetzen, die man noch nicht Gelegenheit gehabt hat mit Deutlichkeit zu beobachten. Sie können sich vielleicht nach Gefallen an einem gewissen Orte festsetzen und wieder davon losmachen. Herr Dicquemaire hat bemerkt, daß sie ihre Schaalen auf mancherley seltsame und bewundernswürdige Arten ausbessern, wenn solche von ihren Feinden, unter welchen man auch ihre eigne Gattung zählen kann, beschädigt worden sind. Es läßt sich leicht begreifen, daß solche Versuche, wegen der großen Zartheit dieses Thieres, der Feinheit seiner Organe, der Durchsichtigkeit der Materie, woraus die Blätter desselben gebildet sind, der Dichtigkeit der Schaalen, der Veränderungen der See und der Jahrszeit u. s. w., sehr mißlich seyn müssen. Aber man sollte sich doch dadurch überzeugen lassen, daß die Auster sich freywillig von einem Orte zum andern bewegen kann, und daß sie in ihrer Lebensweise eine Art von Dreistigkeit zeigt. Die Auster ist, nach der Behauptung

des

des Hrn. Dicquemaire, kein Halbthier, oder Thierpflanze; sondern sie fühlt ihr Daseyn; sie weis, daß etwas anders außer ihr da ist; sie nimmt die äußern Dinge auf und stößt sie von sich; sie ändert ihre Bewegungen, auf diese oder jene Art, nach den Umständen ab; sie wählt ziemlich combinirte Mittel zu ihrer Vertheidigung, und vielleicht könnte man sie dahin bringen, daß sie ihre ganze Lebensweise änderte. Denn Austern, welche man an Orten findet, wo das Meer sie niemals verläßt, öffnen, wenn man sie wegnimmt, unbedachtsam ihre Schaalen, verlieren ihr Wasser und sterben in wenig Tagen. Diejenigen hingegen, die aus der Tiefe kommen, und an Stellen hinversetzt werden, welche das Meer zuweilen verläßt, wo die Sonne ihre Stralen hinwirft, und der Frost ihnen beschwerlich wird, oder wo Menschenhände sie beunruhigen, gewöhnen sich bald daran, ihre Schaalen dicht geschloßen zu halten, und können noch ziemlich lange leben, nachdem man sie aus dem Wasser genommen hat. Beobachtungen über die Austern von Hr. Abt Dicquemaire aus Rozier Journal de physique. (April, 1786.) eingerückt in Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturkunde, 5. B. 1. St. S. 73 - 77.

§. 55.

Aus dem bisher angeführten wird es ohne Zweifel bewiesen seyn, daß die Würksamkeit der Thiere durch keine absolute Nothwendigkeit eingeschränkt ist, und daß sie von ihrer Würkungskraft einen willkührlichen Gebrauch machen, selbst in den Fällen, wo die Natur sie dazu bestimmte, auf eine gewisse Art zu würken. Und die Erfahrung zeigt uns überall, daß ihre

Hand-

Handlungen im Allgemeinen in Vorstellungen und Begierden, welche durch diese Vorstellungen bestimmt werden, ihren Grund haben, obschon letztere selbst, in Hinsicht ihres Ursprungs und ihrer Entwicklung, je nach der Verschiedenheit der Arten, mehr oder weniger von der Organisation abhängig sind. Vielleicht aber wird man fragen: warum soll denn diesen Thieren gerade das Vermögen zu urtheilen und zu schließen beygelegt werden? ihr Betragen läßt sich ja sehr gut daraus erklären, daß sie in Erwartung von ähnlichen Fällen handeln, und hiemit ist ja das Räthsel aufgelößt.

Aber hier frägt es sich wiederum: verbindet man einen bestimmten Gedanken mit dieser Erwartung von ähnlichen Fällen (Exspectatio casuum similium) welche man dem Thiere zuschreibt? oder sucht man sich blos hinter diesen Ausdruck zu verbergen, weil man seine wahre Meinung entweder nicht sagen kann, oder nicht sagen will? Nun gut, man will, diese Redensart soll eine bestimmte Bedeutung haben; und was bedeutet sie denn? Das Thier handelt in Erwartung von ähnlichen Fällen; also erinnert es sich ja vorhergegangner Fälle, findet den gegenwärtigen Fall mit vorherigen Erfahrungen übereinstimmend, hat Vorstellung von dem, was vermöge dieser Uebereinstimmung bevorsteht? Das Thier urtheilt also, da es Dinge und Fälle mit einander vergleicht; es schließt, da es sich von dem, was geschehen wird, Vorstellungen erwirbt. Und wenn man daher sagt, das Thier handelt in Erwartung von ähnlichen Fällen, so gesteht man eben dadurch, daß es das Vermögen besitze zu urtheilen und zu schließen. Man drückt nur einerley Begriffe auf verschiedne Art aus. Freylich,

wenn

wenn man beweisen könnte, daß die Thiere kein Selbstbewußtseyn, kein Gedächtniß hätten: wenn man beweisen könnte, was man doch behauptet hat, daß das Thier sich einbilde, seine reproducirten Vorstellungen wären würkliche Sensationen, und daß es Empfindungen nicht von Empfindungs-Ideen unterscheiden könne: wenn man beweisen könnte, daß die Thiere gar keine Deutlichkeit in ihren Kenntnissen, keine Allgemeinheit in ihren Begriffen, und keine andre Vorstellungen hätten, als die im eigentlichsten Verstande so genannten sinnlichen Empfindungen; dann würde man auch bewiesen haben, daß die Intelligenz des Thiers, nicht allein ihren Graden, sondern auch ihrer Natur und ihren wesentlichen Beschaffenheiten nach, etwas ganz anders sey, als die Intelligenz des Menschen unserm Bewußtseyn nach ist. Aber dies hat bisher noch niemand bewiesen, und schwerlich wird es je bewiesen werden. Vielmehr sprechen alle Erfahrungen, alle Analogie für die entgegengesetzte Meynung; und diese ist es denn auch, die wir im Vorhergehenden aus einander zu setzen und zu bestätigen gesucht haben.

Anmerkung. Man hat, wie wir schon oben im Vorbeygehen bemerkten, eine Zeitlang geglaubt, daß die Intelligenz der Thiere von der Größe ihres Gehirns abhienge, und also diejenigen Thiere, welche verhältnismäßig das größte Gehirn hätten, die klügsten wären. Wahrscheinlich baute man diese Hypothese auf einen, schon vom Aristoteles angenommenen, und in gewisser Hinsicht richtigen Erfahrungssatz, daß nemlich der Mensch unter allen Thieren das größte Gehirn habe. Unter den vierfüßigen Thieren giebt es, nach Hallers Zeugniße, nicht

nicht ein einziges, das in diesem Stücke vor dem Menschen den Vorzug hätte; die meisten von ihnen haben ein kleineres Gehirn als der Mensch; und Haller hat bey angestellter Untersuchung gefunden, daß der Mensch ein größres Gehirn hat, als der Ochse und das Pferd. Dahingegen ist diese Behauptung unrichtig, wenn man den Menschen mit den kleinern Vögeln vergleicht, welche entweder ein in Verhältnis ihres Körpers eben so großes, oder sogar noch größres Gehirn haben, als der Mensch. Schon dies aber beweißt, daß man nicht aus der Größe des Gehirns auf die größere oder geringere Intelligenz des Thieres schließen kann.

Dieser Schluß kann um so weniger richtig seyn, da Kinder, in Verhältnis der Größe ihres Körpers, ein weit größres Gehirn haben, als Erwachsene; so wie bey jungen Thieren das Gehirn größer ist als bey völlig ausgewachsnen von eben der Gattung. Und man kann doch nicht behaupten wollen, daß das Kind klüger und verständiger sey, als der Mann. Haller führt an, daß bey einem Knaben von sechs Jahren das Gehirn den ein und zwanzigsten Theil vom Gewichte des ganzen Körpers ausmachte, da es im Gegentheil bey erwachsnen Leuten gewöhnlich nur den fünf und zwanzigsten Theil auszumachen pflegt. Bey einer andern Untersuchung, die man mit einem neugebohrnen Kinde anstellte, fand man, daß das Gehirn $15\frac{1}{2}$ Unzen, der Körper aber 5 Pfund 6 Unzen wog, und also war der ganze Körper kaum fünfmal schwerer als das Gehirn. Unter den vierfüßigen Thieren sind diejenigen, die das größte Gehirn haben, keinesweges die klügsten; vielmehr scheint die Erfahrung zu lehren, daß die Größe des Gehirns mit der Größe ihres

res Körpers in umgekehrtem Verhältniße steht; so hat die Maus z. B. das größte, und der Elephant und Ochse das kleinste Gehirn. Der Löwe, der Bär, der Wolf, der Fuchs, der Hund haben nur kleine Gehirne, und doch übertreffen sie unläugbar die Maus sehr weit an Intelligenz. Hallers Anfangsgründe der Physiologie, 4. B. S. 6-17.

Da man also auf diese Art das Verhältnis zwischen dem Gehirn und der Intelligenz der Thiere nicht bestimmen konnte, so versuchte man eine andre Erklärungsart, und nahm an, daß die Verschiedenheit der intellektuellen Fähigkeiten bey den Thieren aus der specifischen Schwere des Gehirns erklärt werden müste, dergestalt nemlich, daß ein gleich großer Kubus von dem Gehirn eines klugen und eines dümmern Thieres, im erstern Fall mehr wiegen sollte, als im letztern. Diese Hypothese scheint auf den ersten Anblick durch die Beobachtungen, welche Professor Mechel über die Gehirne von Wahnsinnigen gemacht hat, bestätigt zu werden. (Professor Mechels anatomisch-physiologische Untersuchungen der Ursachen der Narrheit, welche aus dem zwanzigsten Bande der Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften, im neuen Hamburgischen Magazin. Leipzig. 8. 1771. 49. St. S. 3-44., eingerückt sind). Hr. Mechel lies Würfel von verschiedner Größe von Messing verfertigen. Er maaß hierauf mit der größten Genauigkeit kubische Stücke von dem grauen Theil des Gehirns, sowohl bey klugen als tollen Menschen, und verglich sodann das Gewicht dieser Stücke mit einander. Nach den Beobachtungen des Hr. Mechels beträgt das ganze Gewicht des Gehirns,

bey einem erwachsnen und gesunden Menschen 4 Pfund ½ Unze ½ Quentin. Wenn nun, nach Abzug des Gewichts der Blutgefäße, drey Pfund davon übrig bleiben, so beträgt der Unterschied zwischen dem Gehirn eines tollen und klugen Menschen sieben Quentin. S. 20. Die Ursache dieser Leichtigkeit, ist, nach der Behauptung des Hrn. Mechels, in dem Mangel der gehörigen Menge von Feuchtigkeiten in den Hirngefäßen, insonderheit den feinern zu suchen, wodurch denn diese austrocknen, und ungeschickt werden, ihrer Bestimmung ein Genüge zu thun. Eben dieselben Erfahrungen hat auch Nicolai in seiner Pathologie, 5. B. §. 344=353. S. 332=363., angeführt.

Allein, es läßt sich auf diese Versuche doch schwerlich ein sichrer Schluß bauen, da die Erfahrungen, welche Hr. Mechel über die specifiken Schweren von den Gehirnen einiger Thiere anführt, mit dieser Theorie nicht am besten zu harmoniren scheinen. Ein Kubus von sechs Linien (Pariser Zoll) von dem Hirnmark eines Ochsen, wog ein Quentin und vier Gran. Von eben dem Gewicht war ein ähnlicher Kubus von dem Gehirn eines Schaafs. Dahingegen wog ein solcher Kubus, von dem Hirnmark einer dreißigjährigen Frauensperson, von gesundem Verstande und gesundem Körper, ein Quentin vier und ein halb Gran. Nun frägt es sich aber, ob der Unterschied von einem halben Gran, den ihr Gehirn specifisch schwerer war, als das Gehirn des Ochsen und des Schaafes, für wichtig genug zu halten ist, um daraus ihren Vorzug an Intelligenz vor diesen Thieren zu erklären. Hiezu kommt noch, daß das Gehirn vollblütiger und fetter Menschen sonder Zweifel schwerer ist, als solcher, welche mager

ger sind, und diese größere Menge von Blut nicht haben; darum aber kann man nicht annehmen, daß die fettesten und vollblütigsten Leute die klügsten wären.

Eine dritte Hypothese hat D. Müller nach Sömmering in seinem Magazin für allgemeine Natur- und Thiergeschichte, 1. B. 2. St. S. 176. angeführt. Ihr zufolge soll die Klugheit der Thiere sich nach dem Gehirn, dem Rückenmark und den Nerven richten, dergestalt nemlich, daß die Größe des Gehirns und Rükkenmarks, verbunden mit der Dicke der Nerven, in umgekehrtem Verhältniße zur Intelligenz des Thieres steht. Je größres Gehirn und je feinere Nerven also ein Thier hätte, je klüger sollte es auch seyn.

Da diese Vermuthung sich zum Theil auf die zuerst angeführte von der Größe des Gehirns gründet, so wird sie vielleicht, wenn man zugleich die andere von der specifiken Schwere des Gehirns mit ihr verbindet, und solchergestalt alle drey Hypothesen in eine einzige zusammenschmelzt, der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die specifike Schwere des Gehirns in gar vielen Fällen mit der Gesundheit desselben, und der vollkommnen Ordnung in seinen verschiednen Theilen großen Zusammenhang hat, und auf dem guten oder schlechten Zustand desselben beruht, da ein Gehirn, welches trocken, hart und unnatürlich leicht ist, wahrscheinlich zur Absonderung und Bewegung des Nervensafts ungeschickt, und überall untauglich wird, seiner Bestimmung für Körper und Seele ein Gnüge zu thun. Je größer das Gehirn ist, je mehr Nervenbündel kann es in sich fassen; und je feiner diese Nerven sind, je größer wird in einem gleich großen Raum ihre Menge seyn, je mehr

verschiedne Vorstellungen scheinen sie erregen zu können. Vielleicht könnte man also annehmen, daß das Verhältniß der Intelligenz zwischen Art und Art, zwischen Klasse und Klasse einen gewissen Zusammenhang mit der Größe des Gehirns und der Feinheit der Nerven hätte, und folglich diejenigen Thiere die meiste Anlage zur Klugheit hätten, bey welchen das größte Gehirn mit den feinsten Nerven verbunden wäre; daß dahingegen aber das Verhältniß zwischen der Intelligenz der Individen von einerley Art, zum Theil von der specifiken Schwere ihres Gehirns abhange, und also ein Individ derselben Art klüger sey und seyn könne, als ein andres, je nach dem vollkommnern oder unvollkommnern Zustande, Schwere, Beschaffenheit und Einrichrichtung seines Gehirns.

§. 56.

Und so haben wir es denn versucht, die Begriffe zu entwickeln, welche Vernunft und Erfahrung uns über die intellektuellen Kräfte und Anlagen der Thiere darbieten. Wir haben gesehn, daß diese Thiere eben die sinnlichen Werkzeuge besitzen, wodurch Vorstellungen veranlaßt werden, als der Mensch, obgleich diese Werkzeuge je nach der Verschiedenheit der Arten in ihrer Form verschieden sind. Wir haben gesehen, daß diese Thiere würkliche Vorstellungen haben, nicht allein vom Gegenwärtigen, sondern auch vom Vergangnen; daß sie gegenwärtige Fälle mit vorherigen Erfahrungen vergleichen, und sich daraus Schlüße und Regeln ziehen, wornach sie ihr Betragen einrichten. Wir haben gesehn, daß sie leiden und sich freuen, daß sie nicht allein sinnliche Freude und Schmerz fühlen, sondern auch derjenigen Art von

Freude

Freude und Betrübniß, und der heftigern Empfindungen fähig sind, welche die Einbildungskraft bey dem Menschen hervorbringt. Wir haben gesehn, daß diese Thiere sich willkührlich bewegen, und willkührlich handeln, selbst in den Fällen, wo ihre Handlungsweise im Ganzen durch die Organisation bestimmt ist.

Dieses alles vorausgesetzt, mögte man nun wohl fragen: **ob alle diese Würkungen sich aus der Maschin-Einrichtung des Körpers erklären lassen.** Und wenn man behauptet, daß dies möglich sey, so müßen sie auch bey dem Menschen auf eben die Art erklärt werden können; welches niemand zugeben wird und kann.

Der Mensch hat Vorstellungen, er ruft diese Vorstellungen zurück, er ist sich bewust, daß er diese Vorstellungen hat und ehedem hatte. Der Mensch verabscheut dies und begehrt jenes, je nachdem die Vorstellungen welche er davon hat, verschieden sind. Der Mensch bewegt sich willkührlich und handelt willkührlich — und dies alles sind Würkungen, die sich weder aus der Materie noch Form des Körpers erklären lassen. — Die Kraft, welche diese Würkungen hervorbringen soll, muß von allen uns bekannten einfachen oder zusammengesetzten Kräften verschieden seyn. Sie muß bey der größten Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in ihren Würkungen, doch ihrer Natur und ihrem Wesen nach, die allereinfachste Kraft, und gänzlich von allem dem verschieden seyn, was wir körperliche Kräfte zu seyn wissen. Was aber diese Kraft nun eigentlich ist, wie ihr Wesen und wie die Substanz beschaffen ist, worin diese Kraft wohnet, das wissen wir nicht zu erklären. Nur soviel wissen wir, daß

wir denken und wollen, daß wir Gedächtniß und Bewußtseyn haben, und daß wir willkührlich handeln. Wir müssen also in unserm Wesen eine **Kraft** haben, wodurch Vorstellungen und Begierden erzeugt werden, wodurch wir uns selbst bewust sind, und willkührliche Handlungen vornehmen; und den Theil unsers Wesens, welcher diese Kraft enthält, nennen wir unsre Seele. Nun haben aber die Thiere **Vorstellungen, Einbildungskraft, Selbstbewustseyn**, und Fähigkeit **willkührlich zu handeln** so wie der Mensch. Die Thiere müssen also eben sowohl eine Seele haben wie der Mensch, und wir können dies nicht bestreiten, wenn wir nicht in den Widerspruch fallen wollen, die Würkung zuzugeben, und die einzige uns begreifliche Ursache, woraus diese Würkung erklärt werden kann, zu läugnen. Und so haben wir denn uns bemüht, die Frage von der Natur der Thiere einigermaaßen aufzulösen.

Zweytes Hauptstück.

Von der Würde der Thiere, und der Absicht ihres Daseyns hier auf Erden.

§. 57.

Wir schreiten itzt weiter zu der Untersuchung: **was wohl die Würde dieser Thiere ist, und warum sie hier auf die Erde gesetzt sind.** Und hier stoße ich denn gleich auf den stolzen Gedanken, daß der Mensch der Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, und alles blos seinetwegen da seyn sollte.

Ja, Mensch! für dich schüttet die Sonne ihre wohlthätigen Stralen umher, dir glänzt des Mondes reizendes Licht, dir schimmern die Sterne an der ausgedehnten Veste; diese und jede andre Schöpfung Gottes, die du kennst, kann dir Lust und Nutzen gewähren; aber ein Thor bist du, wenn du wähnst, daß dies alles nur deinetwegen da sey, oder daß es jede Absicht seines Daseyns erfüllt habe, wenn es zu deinem Nutzen und zu deiner Belustigung beygetragen hat. Gerade so verhält es sich aber auch mit den andern lebenden Geschöpfen Gottes, die mit uns hier auf die Erde gesetzt sind. Sie sind, sie können auf mancherley Weise zum Nutzen des Menschen seyn und würken; weit entfernt aber, daß irgend ein lebendiges Geschöpf blos des Menschen wegen da seyn sollte,

finden wir vielmehr bey Betrachtung der Natur der Dinge, und der Vollkommenheiten des Schöpfers, Gründe genug, den folgenden Satz anzunehmen:

Jedes lebendige Wesen, jedes Thier ist zunächst und unmittelbar seiner selbst wegen da, und um durch sein Daseyn Glückseligkeit zu genießen.

Man hat sich in mancherley weitläuftige Untersuchungen über die Absichten eingelassen, in welchen das höchste Wesen die Welt hervorbrachte, und da die Menschen fast immer ihre Begriffe von Gott von ihrem eignen Wesen abstrahirt, und der Gottheit verschiedne von den Schwachheiten beygelegt haben, die bey ihnen selbst herrschend waren, so war es sehr natürlich, daß sie sich Gott unter dem Bilde eines irrdischen Fürsten vorstellten, den äußrer Schimmer ergözt, der des geliehenen Glanzes bedarf, und zu dessen Verherrlichung alles sich vereinigen muß, als ob diese der einzige und lezte Zweck von dem Daseyn der Staaten und Völker wäre. Zwar begriff und gestand man, daß die Gottheit diese Ehre, diese Verherrlichung aus sich selbst und durch sich selbst habe; aber dennoch behauptete man nicht etwa blos, daß er durch seine Geschöpfe verherrlicht seyn wolle, sondern daß diese Verherrlichung die Hauptabsicht sey, in welcher er die Welt und ihre Bewohner hervorgebracht habe. Ja, Gott wird in seiner Schöpfung und durch seine Schöpfung geehrt, die Himmel erzählen seinen Ruhm, und die Veste des Himmels verkündigt seinen Preiß. Aber der Unendliche bedarf dieser Ehre nicht; und wenn er von seinen vernünftigen Geschöpfen fordert, daß sie ihn ehren, ihm gehorchen und ihn anbeten sollen,

so

so fordert er dies nur, weil ihre eigne Glückseligkeit auf der Kenntniß beruht, die sie von seinem Wesen und Willen haben, und auf dem Gehorsam, den sie gegen seine Befehle zeigen. Der Mensch bedarf es, daß seine Nebenmenschen ihn ehren, denn unsre Freude und unser Glück hängt großentheils von dem Betragen unsrer Nebenmenschen gegen uns, und von ihren Urtheilen über uns, ab. Der Mensch bedarf es, daß Menschen ihn ehren, denn er ist sich selbst nicht genug; der Unendliche aber bedarf eben so wenig des Seraphs, als des Wurmes; er ist groß und gut in jedem seiner Werke; und da diese Werke Würkungen seiner eignen unendlichen Kraft und Willens sind, so ist er groß und unendlich in sich selbst, und groß würde er seyn, wenn er auch nie ein sinnliches Wesen hervorgebracht hätte, das seine Größe erkennte und fühlte.

Groß und herrlich ist der Höchste in allen seinen Werken. Seine vernünftigen Geschöpfe fühlen und erkennen seine Größe, und ihre Glückseligkeit wächst und befestigt sich durch diese Erkenntniß; aber eben so wenig als er den Menschen hervorbrachte, blos um von ihm erkannt zu werden, eben so wenig hat er auch den unzähligen Thiergeschöpfen, welche tiefer stehen als der Mensch, einzig und allein des Menschen wegen, Leben und Daseyn verliehen, oder blos damit sie dem Menschen nützlich und dienstbar seyn mögten. Nein, **Gott ist die Liebe**, und dieser unendlichen Vollkommenheit zufolge, wird er von seiner Seligkeit einem jeden Wesen mittheilen, je nachdem es seinen Fähigkeiten und seinem Zustande nach, dafür empfänglich ist. Daher die unendliche Verschiedenheit von Wesen und Fähigkeiten, damit die möglichst größte

Anzal Glückseligkeit genoßen, und die größte Vollkommenheit im Ganzen erreicht werden könnte. Schon das Daseyn und die Empfindung desselben, ist ein so hohes Glück, daß wir kein Geschöpf Gottes in einem so elenden Zustande annehmen können, wo die Freude über das Daseyn nicht die Unbequemlichkeiten überwöge, die übrigens mit seinem Daseyn verbunden seyn mögen. Ein, in jeder Absicht, aller möglichen Empfindung von Glück beraubtes Geschöpf, erlaubt die Liebe des Unendlichen uns nicht als möglich zu gedenken. Jedem lebendigen Wesen, dem Gott das Daseyn schenkte, verlieh er also mit demselben Freuden-Empfänglichkeit; verlieh ihm mit dem Daseyn nicht allein Zugang zur Freude, sondern setzte es auch zugleicher Zeit in würklichen Besitz derselben. Da also die unendliche Liebe wollte, daß alles, was Leben hätte, Glück empfinden sollte, so wollte sie auch, daß **jedes lebendige Wesen da seyn sollte**, um glücklich zu seyn, **also zunächst und unmittelbar um sein selbst willen.**

§. 58.

Jedes lebendige Wesen ist zunächst und unmittelbar um sein selbst willen da; aber die Natur ist keinesweges darum eine verwirrte und unordentliche Sammlung von einzelnen Dingen und Theilen, die unter einander geworfen sind, ohne unter sich Zusammenhang zu haben. Ueberall, wo wir unsre Blicke hinwerfen, finden wir Ordnung und Weisheit und Absichten in der Einrichtung der Natur. Wie jedes lebendige Wesen für sich besteht, und zunächst und hauptsächlich um sein selbst willen da ist, so steht es zugleich in einem gewissen bestimmten Verhältnisse zu der ganzen großen Natur, von der es ein Theil ist;

ist; es steht in einem bestimmen Verhältnisse zu den übrigen lebenden und fühlenden Wesen, die mit ihm und um ihn her sind und leben; es muß durch seine Würksamkeit seinen bestimmten Antheil zu der allgemeinen Vollkommenheit beytragen, welche das Resultat aller in der Natur vorhandnen Kräfte und ihrer Würkungen ist. Die Betrachtung der Natur lehrt und überzeugt uns, daß der allweise Urheber derselben sich der nemlichen einzelnen Mittel bedient, mehrere wichtige Absichten auszuführen. So wie er keine überflüßige und unnütze Kraft in die Natur legte, so schränkte er auch keine Kraft blos darauf ein, auf sich selbst und für sich selbst zu würken. Alles in der Natur ist Harmonie; Harmonie aber läßt sich nicht in Verbindung mit isolirten Kräften denken. Und diese Bemerkungen gelten nun auch von den Thieren.

Gott will, daß jedes Individ für sich so viel Glückseligkeit genießen soll, als es in jeglichem Zeitpunkte, seinen Fähigkeiten und seinem Zustande nach, erreichen kann; aber er hat auch diese Individen in Verbindung mit andern gesetzt, zu deren Glücke sie durch ihr Daseyn ebenfalls mitwürken sollen; und in dieser Rücksicht kann man denn sagen, daß die eine Thierart der andern wegen, das eine Thier des andern wegen da sey, und daß jede Thierart auf ihre Weise und ihren Fähigkeiten und Kräften nach, dazu beyträgt, die Vollkommenheit des Ganzen zu bewürken. Diese Betrachtungen, verbunden mit dem, was wir im Vorhergehenden angeführt haben, machen es nothwendig, die **Würde der Thiere** aus einem doppelten Gesichtspunkte anzusehen.

Die absolute Würde der Thiere besteht darin, daß sie lebendige, empfindende, intellektuelle Wesen

sen sind, deren jedes für sich bestimmt ist, glücklich zu seyn, weil sie Fähigkeiten und Anlagen haben, Glückseligkeit zu genießen, und durch ihr Daseyn in Besitz von Freude und Glück gesetzt wurden. Diese Freude und dies Glück sind nun freylich größer oder geringer, je nachdem der Würkungskreis des Thiers von größerm oder geringerm Umfange ist, aber jedes lebendige Wesen erhielt mit dem Leben auch zugleich die Freuden, die nothwendig damit verbunden sind, aus der Hand des Schöpfers; jedes lebendige Wesen hat seinen Grad von Intelligenz, und seine Würde als intellektuelles Wesen unter den andern Intelligenzen.

Die relative Würde der Thiere ist die, daß sie als mitwürkende, und sogar auf mancherley Weise willkührlich mitwürkende Substanzen zu dem großen Ziel der Vollkommenheit angesehen werden können, welches der Unendliche für alle seine Geschöpfe bestimmte; und hievon wird eine aufmersame Betrachtung der Natur uns die vollkommenste Ueberzeugung gewähren.

§. 59.

Ich will hier nicht davon reden, daß so manche Thierarten in vieler Hinsicht auffallend und unmittelbar zum Besten des Menschen beytragen, ohne daß wir gerechte Ursache hätten, zu klagen, daß ihr Daseyn uns zur Last fiele. Diese Thiere helfen nicht allein unsern natürlichen Bedürfnissen ab, sie liefern auch ihren Beytrag zu unsern Bequemlichkeiten und Belustigungen. Wir wissen die Zähne des Elephanten und Flußpferdes zum Schmucke anzuwenden, wir prangen mit dem Gewebe

webe des Seidenwurms, wir kleiden uns in der Wolle des Schaafs, und in dem Felle des Wolfs und des Bären, die Milch der Kuh dient uns auf mancherley Weise zur Nahrung, und wir benutzen die Kräfte des Pferdes, um unsre Arbeiten zu erleichtern. Aus dem Thierreich ziehen wir insonderheit einen wichtigen Theil der Dinge, die uns zur Nahrung und zum Lebensunterhalt dienen, und auf diese Weise tragen die Thiere durch ihr Daseyn vorzüglich zum Wohl und zur Erhaltung des Menschen bey.

Aber es ist dem stolzen Menschen nicht genug, daß er so vielfältigen Nutzen von den Thiergeschöpfen hat, die mit ihm hier auf der Erde leben; er mögte sich sogern überreden, daß er das einzige wichtige Wesen in der ganzen sichtbaren Schöpfung sey, und daß die Erde, und alles was die Erde trägt, einzig und allein seinetwegen da wäre. Ein Gedanke, den die Eitelkeit erzeugte, und den nur Mangel an Kenntniß der Natur, und insonderheit des weitläufigen Thierreichs, nähren und unterstützen kann. Wir kennen den Bandwurm, den Spulwurm, den Haarwurm, den Blasenwurm, und so viele andre Würmer in menschlichen und thierischen Körpern; aber es läßt sich kein ersinnlicher Nutzen denken, den diese Thiergeschöpfe dem Menschen leisten sollten. Unannehmlichkeiten und Schmerzen verursachen sie ihm gar oft; aber eben so wenig als es die Hauptbestimmung dieser Thiere seyn kann, den Menschen zu plagen, eben so wenig kann man auch annehmen, daß sie zuerst und vorzüglich zum Besten des Menschen geschaffen sind. Was für Nutzen kann z. B. der Mensch davon haben, daß der Blasenwurm (Hydatis multiceps) sich in dem Gehirn der Schaafe aufhält? Daß

der

der Bandwurm (Taenia) sich in den Hechten und Bressen erzeugt? Daß der Haarwurm (Echinorhynchos Trichuris) in dem Blinddarme lebt? und der Spulwurm (Lumbricus Intestinalis) sich in dem Darmkanale überall in Menge aufhält? Welchen Nutzen schaft der im Vorhergehenden erwähnte Amerikanische Sandflok? Was nutzt die Wallfischlaus (Phalangium Balaenarum) dem Menschen, und wie kann man, ohne widersinnig zu urtheilen, annehmen, daß diese Thiere vorzüglich zum Nutzen des Menschen, und um seinetwegen geschaffen sind? Und nun die ganze Klasse, und die verschiednen Gattungen, der so genannten Infusionsthiere, die man in neuern Zeiten entdeckt und beschrieben hat! Sollten auch sie wohl hauptsächlich des Menschen wegen da seyn?

Ja, die Betrachtung dieser Geschöpfe kann uns die Weisheit und Größe ihres Schöpfers bewundern lehren; aber eben den Nutzen können auch die Engel, und andre von Gott mit höherer Intelligenz beschenkte Wesen aus der Betrachtung des Menschen ziehen. Und wir werden doch nicht annehmen wollen, daß es die Hauptabsicht unsers Daseyns sey, andern Geschöpfen Gottes, denen eine höhere Intelligenz verliehen ward, als uns, Veranlassung zu Betrachtungen zu geben. Die Menschen, welche in Guiana in Südamerika wohnen, sind gewiß eben so geneigt als andre, zu glauben, daß der Erdstrich, den sie bewohnen, hauptsächlich ihretwegen geschaffen sey, und daß auf diesem Erdstrich alles zu ihrem Vergnügen und Nutzen dienen müste; aber die ungeheure Menge Schlangen, von welchen diese Gegend wimmelt, und die ihre Bewohner täglicher Lebensgefahr

aussetzt,

ausseßt, überzeugt sie deutlich des Gegentheils. Banckroft erzählt in seiner Naturgeschichte von Guiana, daß er unter den Schlangen, die er in ungefähr drey Monaten einsammelte, zwischen funfzig und sechszig verschiedne Gattungen zählte, und seßt hinzu, daß eine genaue Beschreibung der Schlangen in dieser Gegend, ein ganzes Buch ausmachen würde. *) Allein, selbst dieser Umstand, daß eine so außerordentliche Menge Schlangen hier an einem Orte beysammen sind, scheint darzuthun, daß der Mensch weder zum absoluten uneingeschränkten Alleinherrn der Erde bestimmt, noch alles, was die Erde trägt, vorzüglich seinetwegen da ist. Vernunft und Erfahrung lehren uns im Gegentheil, daß wie der Mensch, vermöge seiner höhern Intelligenz, das erste Geschöpf auf Erden ist, so ist diese Erde dem Thiere und dem Menschen zum gemeinschaftlichen Wohnort angewiesen, ein Wohnort, worauf beyde gleiches Recht haben, da der Schöpfer beyden ihr Daseyn auf der Erde verlieh. Sowohl das Thier als der Mensch würken mit einander und gegen einander, je nachdem die Umstände es mit sich bringen; allein, durch diese gegenseitige Mitwürkung und Gegenwürkung, tragen sie vereint zu der Vollkommenheit des Ganzen bey, welche die Endabsicht des Daseyns der lebendigen und leblosen Schöpfung ist.

Hieraus aber folgt, daß der Mensch kein gegründetes Recht hat, über die Einrichtung der Dinge zu klagen, wenn gleich die Würkungen, die aus dem Daseyn dieses oder jenes Thiergeschöpfs, und seinem Verhältniße zu

*) Allerneueste Mannigfaltigkeiten. Berlin. 8. 1781. 1. Jahrg. S. 432. u. f.

zu uns entspringen, ihm je zuweilen Unluſt und Mißvergnügen verurſachen; denn die Vorſehung gab uns niemals ein ausſchließliches Recht, die einzigen lebendigen Geſchöpfe auf der Erde zu ſeyn. Das Thier, was uns vielleicht am meiſten ſchadet, freut ſich doch ſeines Daſeyns, und der Anwendung ſeiner Fähigkeiten, eben ſo wohl als wir uns unſrer Fähigkeiten und Würkſamkeit freuen; und ſowohl das Thier als der Menſch verdanken ihr Daſeyn, Weſen und Fähigkeiten dem einzigen großen und guten Herrn der Natur. Wollte man dem Menſchen ein gegründetes Recht einräumen, ſich über die Thiere zu beſchweren, welche ihrer Natur und Würkſamkeit zufolge uns Unluſt verurſachen und ſchädlich ſind, ſo könnten die Thiere mit weit größerm Rechte über den Menſchen klagen, der, ſeine eigne Gattung ausgenommen, der allgemeine Feind von allem iſt, was in der Natur lebt und webt.

Jedes einzelne Thiergeſchöpf iſt zunächſt und unmittelbar um ſein ſelbſt willen da; aber es ſteht zu gleicher Zeit mit den andern Geſchöpfen im Zuſammenhang, welche mit ihm und um ihn her da ſind und leben; und obſchon es ſich oft zuträgt, daß das verſchiedne Intereſſe dieſer Geſchöpfe ſie mit einander in Streit verwickelt, und ein Thier die Glückſeligkeit des andern beeinträchtigt und ſtört; ſo bleibt es doch immer eine ausgemachte Wahrheit, daß jegliches Thier auf ſeine Weiſe dazu beyträgt, dasjenige zu befördern, was für das Ganze gut iſt.

§. 60.

Kein Thiergeſchöpf iſt ſo gering, ſo anſcheinend ſchädlich und verächtlich, daß es nicht auf

seine Weise zu einer gewissen bestimmten Absicht würkte, und dadurch, für das Ganze, das Gute beförderte.

Ganz gewiß sind wir in vielen Stücken unwissend, welchen Nutzen dieses oder jenes Geschöpf Gottes durch sein Daseyn schaft; in solchen Fällen aber schließen wir mit der vernünftigsten Gewißheit, von dem, was wir wissen, auf das, was wir nicht wissen oder verstehen. Entdecken wir in allem, was wir von der Haushaltung der Thiere wissen und begreifen, die Weisheit des Schöpfers, so muß auch der Unendliche seine weisen Absichten mit den unzähligen andern Kreaturen gehabt haben, die er hervorbrachte; obgleich wir zu kurzsichtig sind, den wahren Nutzen zu entdecken, den sie durch ihr Daseyn würken. Ein jedes Thier hat seinen Nutzen für die Welt, und selbst bey den Thierarten, die wir mit aller Gewalt verfolgen und ausrotten, oder deren Daseyn wir mit Gleichgültigkeit ansehen, entdekken wir diesen allgemeinen Nutzen. Wir verfolgen die Sperlinge, weil sie uns einen Theil der Feldfrüchte rauben; vielleicht aber würden wir das Ganze einbüßen, wenn diese Sperlinge nicht ihre Nahrung darin fänden, die Schwärme des Ungeziefers zu zerstören, die sonst die Hofnung des Landmanns gänzlich vernichten würden.

Wie groß die Verwüstung ist, welche die Sperlinge unter den Insekten und Würmern anrichten, kann man deutlich aus der Berechnung sehen, die Hr. Bradley, Professor der Botanik an der Universität zu Cambridge, in seiner Abhandlung über den Ackerbau eingerückt hat, und worin er die Anzahl von Larven angiebt, welche ein paar Sperlinge gebraucht, um seine Jungen zu füttern. Sie beläuft sich in einer Woche auf drey tausend dreyhundert und sechzig. Die Richtigkeit dieser

Berechnung zeigt er auf folgende Art: man hat bemerkt, daß ein Sperling, der Junge hat, jede Stunde zwanzig Mal zum Neste fliegt, um ihnen Futter zu bringen. Dies thut sowohl der Vater als die Mutter. Die Jungen erhalten also jede Stunde vierzig Schnabel voll Futter. Nimmt man nun an, daß beyde Sperlinge zwölf Stunden täglich dazu anwenden ihre Jungen zu füttern, so erhalten diese jeden Tag vierhundert und achtzig Portionen; und dies macht denn für die ganze Woche 3360 Larven, wenn man annimmt, daß der Sperling jedes Mal nur eine Larve bringt, sie haben aber oft mehrere Larven zugleich im Schnabel. So sehr trägt diese Vogelart zur Vertilgung der Insekten bey; und es ist wohl zu bemerken, daß dies die einzige Nahrung ist, die sie ihren Jungen geben. Besonders wird eine Art junger, glatter, grünlicher Larven sehr von ihnen gesucht, und scheint ein rechter Leckerbissen für sie zu seyn; wie man dies in den ersten Tagen des Frühlings selbst sehen kann, wenn man auf die Sperlinge Acht geben will. *) Es giebt eine Larvenart, die man Blattwickler nennt, weil sie die Blätter der Bäume zusammenrollt, um sich darin zu verbergen. Diese Larve richtet große Verwüstungen auf den Bäumen an, wo sie sich einnistet. Aber die Sperlinge machen von April bis Junii unaufhörlich auf diese Larven Jagd, und zerstören eine ungeheure Menge derselben. Und doch haßt man den Sperling, und treibt sogar diesen unüberlegten Haß so weit, daß man zuweilen Prämien auf die Ausrottung dieser Vogelart ausgesetzt hat.

Wie

*) Neue Mannigfaltigkeiten. 4. Jahrg. S. 266.

Wie sehen wir nicht in der Pflügezeit die Krähe, die Elster und den Staar die offnen Furchen durchsuchen, und dadurch ein Heer von Würmern vernichten, welche sonst, in dem folgenden Sommer, nach vorhergegangner Verwandlung, zum Verderben der Feldfrüchte herumfliegen würden. Befördert die Fliege nicht die geschwindere Auflösung der in der offnen Luft hingelegten Aeser, durch die Gährung der Theile, die sie verursacht? Und hilft sie nicht dadurch die Luft von den langsam vergiftenden Ausdünstungen befreyen, wovon sie sonst würde angesteckt werden? Wie nützlich ist nicht das Insekt, der Aasgräber (Silpha vespillo) genannt, an den Orten, wo es sich aufhält. Es legt seine Eyer in den Aesern verschiedner kleiner Thiere. Es kann die todten Körper von weiten riechen, sobald sie anfangen in Fäulniß über zu gehen, und nun vereinigen sich mehrere von diesen Insekten, um sie einzuscharren. Sie begraben Mäuse, Frösche, Kröten, Maulwürfe, Schlangen u. s. w. und sechse von ihnen sollen im Stande seyn, binnen vier Stunden einen todten Maulwurf zu verscharren.

Ueberhaupt gilt von allen Insekten allgemein die Bemerkung, daß die Anzahl ihrer Feinde, von welchen sie beständig verfolgt werden, mit ihrer außerordentlich starken Vermehrung in Verhältniß steht. Sogar unter sich reiben sie einander auf; gewisse Gattungen derselben essen sich in den Körper andrer Insekten hinein; sie leben von ihnen, und verursachen dadurch den Tod solcher Insekten. Der Kakerlack (Blatta Americana) ist ein in Westindien bekanntes und überaus schädliches Insekt, das dadurch noch um so nachtheiliger wird, weil man selbst bey der größten Vorsich-

tigkeit sich nicht vor ihm hüten kann. Es ist eben so fruchtbar, als schädlich; aber es hat auch Feinde in Menge. Die Skorpionen, die Tausendfüße, die großen Spinnen, die Hüner u. a., zerstören unzählige derselben; und wenn die Neger ihren unglücklichen Zustand recht mit Nachdruck schildern wollen, so sagen sie: ich bin ein armer Kakerlack. *)

Die Maulwurfs-Ratze (Mus Myosphala) ein Mittelding zwischen der Maus und dem Maulwurf, deren eigentlicher Wohnort unter der Erde ist, wird gewöhnlich von den Reisenden in Siberien für eine große Plage gehalten. Selbst Professor Laxmann, der dies Thier beschrieben hat, gesteht, daß er, ehe er die Nützlichkeit desselben kennen lernte, oft darauf erbittert gewesen sey. Die Maulwurfsratze wirft eben solche Erdhügel auf, als der Maulwurf, und zwar in so großer Menge, daß die ganze Oberfläche der Erde im westlichen Siberien untergraben und mit solchen Erdhaufen bedeckt ist. Sie fallen insonderheit den zu Pferde reisenden beschwerlich, weil das Pferd unfehlbar stürzen muß, wenn es mit seinen Füßen in eins von den Löchern tritt, die die Maulwurfsratze gemacht hat. Aber die Unbequemlichkeiten, die dies Thier in dieser Hinsicht verursacht, sind gegen den großen Nutzen, den es durch sein Daseyn und seine Würksamkeit schaft, fast von gar keiner Bedeutung.

Es giebt ganze Felder im südlichen Siberien, wo man beynahe keine einzige Moosart antrift, und die dahingegen mit kleinem Gebüsche bedeckt sind, dessen dicke Wur-

*) Neueste Mannigfaltigkeiten. Erster Jahrg. Seite 304 - 306.

Wurzeln sich wie Zweige in der Erde ausbreiten, und sie dichte und torfähnlich machen; so wie der Stengel und die Zweige desselben die ganze Oberfläche einnehmen. Diejenigen Sommergewächse, die jedes Jahr einer weichen und lockern Erdart bedürfen, wenn sie aus dem Saamen hervor keimen sollen, würden auf keine Weise in einem unbebauten und flachen Lande gedeihen und wachsen können, wenn nicht der Herr der Natur die Maulwurfsratze dazu bestimmt hätte, die Felder Siberiens auf eben die Art zu pflügen, als der gemeine Maulwurf es in Pohlen, und die Zieselmaus (Mus Citellus) im südlichen Rußland thut. Ferner finden sich im Sommer sehr viele kleine Vögel auf den siberischen Feldern ein, aber da es daselbst um eben die Zeit eine unglaublich große Menge Raubvögel von verschiednen Gattungen giebt, so würden jene nie in Sicherheit ihre Jungen ausbrüten können, wenn die Maulwurfsratze und andre Thiere dieser Art, ihnen nicht unter der Erde sichre Zufluchtsörter verschaften, wo sie ihre Eyer legen, und den Verfolgungen der Raubvögel entgehen könnten. Professor Laxmann gründet diese Bemerkungen auf eigne Erfahrung; denn er sah, wie er sagt, in Siberien nirgends ein Sommergewächs, als nur auf den Erdhaufen, die die Maulwurfsratze aufgeworfen hatte; oder auch an solchen Stellen, wo Menschenfleiß oder Naturwürkungen die Oberfläche der Erde entblößt und verändert hatten. Auch fand er nie ein Vogelnest auf dem flachen Felde, sondern immer in den erwähnten Höhlen der Maulwurfsratzen. *) Dies aber vorausgesetzt, wird wohl niemand die Nützlichkeit dieser

*) Neueste Mannigfaltigkeiten. 2. Jahrgang. Seite 807 : 812.

Thiere in Zweifel ziehen, obgleich ein oder andrer Reisender sich befugt halten mag, mit ihnen unzufrieden zu seyn.

Wir sind dem Fuchs gram, wegen des Schadens den er unsern zahmen Hausthieren zufügt, haben wir aber nicht, sogar in unserm Vaterlande, dieses Thier ganze Heere von Feldmäusen ausrotten sehen, die sonst zum Verderben des Landes und der Saaten, gelebt und sich vermehrt haben würden. Schlangen und andre kriechende Thiere sind uns zuwider; sollten sie aber nicht zu unserm Nutzen würken, durch den Erdgift, den sie an sich ziehen; und was wissen wir, auf wie mancherley Art sie durch ihr Daseyn nützlich werden können? Jede Thierart, jedes Individ nützt, so lange es lebt, indem es zu den Absichten des Höchsten auf seine bestimmte Weise würkt, und in seinem Tode nützt es zur Unterhaltung andrer Arten und Individen.

Anmerkung. 1) Ueber die Pharaos-Ratze (Viverra Ichneumon) und Genett-Katze (Viverra Genetta) macht Dr. Sparrmann S. 44. folgende Bemerkungen. Man beschuldigt diese Thiere, daß sie in den Haushaltungen den Hünern und Eyern Schaden thun; dahingegen aber sind sie zur Vertilgung der großen Ratzen von großem Nutzen. In der allgemeinen Oekonomie der Natur sind diese Thiere noch nützlicher, als man am Kap von ihnen glaubt. Der Nil und ganz Aegypten würde z. E. von Krokodillen wimmeln, wenn die Pharaos-Ratze nicht einen großen Theil ihrer Eyer zerstörte. In Ostindien rühmt man dies Thier, weil es die gar zu große Anzahl der dort sich aufhaltenden Kröten und giftigen Schlangen vermindert, und eben

diesen

dieſen Dienſt leiſtet die Genette in Afrika. Auch tragen ſie ſonder Zweifel nicht wenig dazu bey, die Maulwürfe in gehörigen Schranken zu halten. In Oſtindien pflegen die Einwohner das Ichneumon zahm zu machen, ſo, daß es ihnen wie ein Hund nachfolgt; und dadurch eben hat man erfahren, daß die Schlangenwurzel (Ophiorhiza) ein treffliches Heilmittel wider den Schlangenbiß iſt. Am Kap würde man wahrſcheinlich eben ſo nützliche Entdeckungen machen, wenn man dort zahme Pharaos-Ratzen hätte und Acht gäbe, was für Mittel ſie zu ihrer Heilung ſuchten, wenn ſie von Schlangen gebißen worden

2) Das Krokodill hat übrigens einen noch gefährlichern Feind an einer Art Schildkröte, welche die Araber Thirſah nennen, und die ſich im Nil aufhält. Sobald die jungen Krokodille aus dem Ey gekrochen ſind und im Nil herumſchwimmen, fällt dieſe Schildkröte über ſie her, und frißt ſie; ſie fängt deren täglich etliche, und die wenigſten entgehen ihren Verfolgungen. Man findet dieſe Schildkröte nur in den obern Gegenden des Nils, wo die Krokodille in der Nähe ſind; und die Einwohner in der Gegend von Theben ſahen einmal, daß von funfzig Krodillen, die in einem einzigen Neſte ausgebrütet waren, nur ſieben den Nachſtellungen der gedachten Schildkröte entgiengen. Voigts Magazin für das Neueſte aus der Phyſik, 4. B. 2. St. Seite 67-68. Uebrigens werden auch viele Krokodilleyer von der Mutter ſelbſt zerſtört, da die Füße dieſes Thiers ſehr kurz ſind, und der Bauch deſſelben daher längſt der Erde hinſchleppt. Dies iſt, wie Dobrizhofer bemerkt, für eine Veranſtaltung der Vorſehung anzuſehen, ohne welche ſchon vor langer Zeit kein Platz in Amerika für Fiſche

und andre Thiere gewesen seyn würde. Geschichte der Abiponen, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay, von Herrn Abt Dobrizhofer. Aus dem Lateinischen übersetzt von A. Kreil. Wien, 1783. 8. 1. Th. S. 397.

3) Auf den Amerikanischen Inseln giebt es eine Art Schlangen, welche Pater Labat, Waldottern nennt; diese verfolgen nicht allein die Ratzen, sondern sie sind auch ausgemachte Feinde aller andern Schlangen, und leben mit ihnen in unaufhörlichem Kriege; sie sind von den andern Schlangen leicht zu unterscheiden, da die Waldotter, wie der Aal, einen langen und dabey runden Kopf hat; die Köpfe der andern Schlangen dahingegen platt und beynahe dreyeckigt sind. Diese Schlangen sind nicht giftig; und werden des Nutzens wegen, den sie stiften, von den Einwohnern nicht verfolgt oder getödtet.

Die Waldottern werden aufgebracht, wenn man Steine nach ihnen wirft, und sie daran hindert, ihren Raub zu erhaschen. Sie gehen alsdann auf denjenigen los, der ihnen Unruhe verursachte, und beißen wie die Hunde, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Eine dieser Waldottern, die der Verfasser selbst sah, schien über zehn Ellen lang, und so dick zu seyn als das Bein eines Mannes um die Wade ist. Sie bewegen sich so schnell, daß sie ohne Schwierigkeit einen Menschen einholen können, der aus allen Kräften läuft.

Wenn die Waldotter und die Schlange mit einander kämpfen, so suchen sie vorzüglich den Kopf ihres Gegners zu fassen, und wenn es einem von beyden gelingt, den Kopf seines Feindes zu verschlucken, so erstickt

er

er ihn augenblicklich, und saugt darauf den ganzen Körper in sich. Oft versetzt die Schlange der Waldotter einen Hieb mit ihren Giftzähnen, und dann reibt diese sich augenblicklich an einer Pflanze, welche Mango (Malnomee) genannt wird; durch das Berühren dieser Pflanze wird sie geheilt, und erscheint gleich darauf wieder auf dem Kampfplatz. Diese Pflanze wird auch in den Arzeneyen gegen den Schlangengift gebraucht, und ist, wie der Verfasser glaubt, das wichtigste Ingredienz derselben. P. Labats Reisen nach Westindien, 2. B. Seite 496-99.

4) Von dem Tigerwolf, der gefleckten Hyäne (canis hyaena) sagt Sparrmann: Es ist unläugbar, und allgemein bekannt, daß diese Hyänen sich, wenn die Nächte dunkel sind, fast immer bey den Schlachtstellen im Kap einfinden, um die Knochen und Häute zu fressen und fortzuschleppen, die dort in Menge hingeworfen werden. Und da diese Raubthiere weder von Menschen noch Hunden in ihrer Arbeit gestört werden, so hört man auch selten, daß sie dabey Schaden thun. Die Natur hat in der Gefräßigkeit dieser Thiere einen merkwürdigen Beweiß von der Weisheit ihrer Einrichtungen gegeben. Die Gegend um das Kap würde zum Abscheu mit Knochen und Aesern angefüllt seyn, da so viele und zahlreiche Schaaren von großen und kleinen wilden Thieren daselbst ihre Nahrung suchen, wenn nicht der Tigerwolf gleichsam der Polizeybediente der Natur wäre, und ihren Schauplatz reinigte; denn Löwen, Tiger und andre Thiere, fressen keine Knochen, und rühren selten ein Aas an. Dahingegen dienen sie der Natur auf andre Art; insonderheit tragen sie, mit dem Menschen, dazu bey, das Gleichgewicht zwischen dem Thier und Pflanzenreiche zu erhal-

ten; so, daß der Thiere nicht mehr werden, als Nahrung finden können. Daher findet man, ungeachtet der großen Menge wilder Thiere, selten viele Knochen von ihnen; und nie sieht man Gerippe von Löwen, Tigern, wilden Katzen und wilden Hunden. Damit sie nicht die Felder, zu deren Reinigung die Natur sie bestimmt hat, mit ihren Aesern verunreinigen sollen, gehen diese Thiere, wenn sie sich schwach und kraftlos fühlen, nicht mehr aus ihren Höhlen hervor, sondern erwarten daselbst unter Zuckungen und Hunger den Tod. Hiebey muß ich noch bemerken, daß, so unglaublich viel der Tigerwolf fressen kann, so außerordentlichen Hunger ist er auch auszuhalten im Stande. Nimmt man hiezu noch, daß er ziemlich feige ist, und sich nicht gern an lebendige Thiere wagt, so sieht man, daß seine Gefräßigkeit hauptsächlich dazu dient, dasjenige zu verzehren, was wegen Alter, Schwachheit oder Verstümmelung, im Thierreich zu nichts mehr nutzt, so wie dessen Auswurf, Aeser und Knochen, und allenfalls den Ueberschuß in demselben; daß man aber übrigens keine bedeutende Verwüstung von diesem gefräßigen Thiere zu befürchten habe. Sparrmanns Reisen. Seite 157. u. f.

5) Der Abbé Proyart redet von einem Insekt in Afrika, daß die Größe eines Käfers hat, und in diesen heißen Himmelsgegenden von dem größten Nutzen ist. Dies Insekt reinigt das Land, und ist unermüdlich beschäftigt, alle Unreinlichkeiten zu sammeln, welche die Luft verderben könnten. Es bildet aus denselben kleine Kügelchen, und verwahrt sie in Löchern, die es selbst ziemlich tief in die Erde gräbt. Dies Insekt vermehrt sich so stark, daß es im Stande ist, sowohl Städte als Dörfer rein zu halten.

halten. Geschichte von Loango und Kakongo, und andern Königreichen in Afrika, aus den Nachrichten der Vorsteher der französischen Mission, verfertigt von Abbé Proyart. Leipzig, 1777. 8. Seite 34.

6) Die weiße Ameise in Afrika (Termes) verursacht den Einwohnern großen Schaden und Beschwerde; aber man hat erfahren, daß diese Ameisen, wenn sie mit einem Theil ihrer Wohnung in Wasser gekocht werden, ein schweißtreibendes, krampfstillendes Getränk geben, das Herr Lafosse, dem wir eine Beschreibung dieser Thierart verdanken, in krampfichten Zufällen, insonderheit bey dem so genannten Todeskrampfe (Tetanus), der in diesen Gegenden sehr gewöhnlich ist, mit gutem Erfolg angewandt hat. Lichtenbergs Magazin, 5. B. 1. St. S. 79. Wenn also die Ameise beschwerlich fällt, so ist sie doch auch von wichtigem Nutzen.

7) Man klagt darüber, daß die Raubthiere zuweilen Menschen tödten und fressen; aber ißt der Mensch nicht fast alle Thiergeschöpfe? Herodot erzählt (Lib. 2.) daß, obgleich einige Aegypter das Krokodill als eine Gottheit verehrten, es doch andre gab, die es tödteten und aßen. Der Berichte spätererer Reisenden nicht zu gedenken, die es bestätigen, daß nicht allein das Krokodill in Indien fett gemacht und gegessen wird, sondern daß man daselbst seine Eyer sogar für einen Leckerbissen hält. Man findet hierüber verschiedne Nachrichten gesammelt in: Mannigfaltigkeiten, 2. Jahrg. S. 581-82. Mag auch der Löwe in Afrika zuweilen den Menschen angreifen; Schaw und Bruce berichten uns, daß zwischen Algier und Tunis ein Stamm Araber wohnt, die

sich

sich Velled Sidi Boogannim (Söhne des Vaters der Hirten) nennen; diese machen Jagd auf die Löwen, und tödten sie, um sie zu essen; wie denn Bruce selbst, bey diesen Arabern von dem Fleische dreyer verschiednen Löwen gegessen hat. Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768-1773, von James Bruce von Kinnaird u. s. w., übersetzt von Volkmann. Leipzig. 8. 1790. 1. B. S. 24. Der Biß des Chameleons ist giftig und in hohem Grade gefährlich; aber die Mohrischen Weiber, welche gern fett werden wollen, kochen und essen dies Thier; wie die Mohren überhaupt das Fleisch desselben trocknen, und es in fieberhaften Zufällen eßen. Neueste Mannigfaltigkeiten, 3. Jahrg. S. 634. Die Zigeuner im Temeswarischen Bannat brauchen gekochtes Schlangenfleisch als ein Mittel wider den Ausschlag; so bedienten auch die alten Aegypter sich des Schlangenfleisches, als des sichersten Mittels gegen die Elephantiasis, welche, nach dem Zeugniß der Aerzte damaliger Zeit, die furchtbarste von allen Krankheiten der Haut war. Und da diese Krankheit gerade in Aegypten sehr gemein ist, und dies Land eine unglaubliche Menge Schlangen hat, so ist es einleuchtend genug, daß die Menschen nicht Ursache haben, über das Daseyn dieser Thierart in jenen Gegenden zu klagen. So gefährlich die Klapperschlange auch ist, so wird sie doch von den Schweinen verfolgt und gefressen, wie Kalm und andre versichern. Pater Labat macht in seiner Westindischen Reise die allgemeine Bemerkung, daß die Schweine sich im geringsten nicht vor den Schlangen fürchten, sondern sie sogar verfolgen, und ohne den mindesten Schaden eßen. Werden sie jezuweilen von einer giftigen Schlange gebissen, so geht das Fleisch um

die

die Wunde herum, gleich in Fäulniß über, und setzt zuletzt eine Rinde die von selbst abfällt. Des Pater Labats Reisen nach Westindien. Nürnberg. 8. 1783. 3. B. S. 30. Neueste Mannigfaltigkeiten. 4. Jahrg. S. 8=9. Dellon erzählt in seiner Reisebeschreibung, daß es in Malabar eine Art Schlangen giebt, die von den Holländern Mäusefänger genannt werden, weil diese Schlangen, wie die Katzen und Ratze, Mäuse fressen, sich auch wie jene unter Dach aufhalten. Sie thun dem Menschen nicht das mindeste zu Leide, sie kriechen sogar oft über den Körper und das Gesicht schlafender Leute hin, ohne sie im geringsten zu beschädigen. Sie durchkriechen alle Zimmer, gleichsam als ob sie sich mit dem Hause bekannt machen wollten, und legen sich oft in das beste Bett. Man ladet selten ein Schiff mit Holz, ohne zugleich einige von diesen Schlangen mitzunehmen, damit sie das Ungeziefer wegfangen mögen, das sich gewöhnlich unter dem Holze verborgen hält. Allgemeine Historie der Reisen, XII. B. S. 468. Und so könnte man eine Menge von Erfahrungen anführen, welche darthun, daß wenn gleich dies oder jenes Thier den Menschen beschwerlich fällt, sie sich dafür auf mancherley Weise bey eben diesen Thieren schadlos zu halten wissen.

8) Bey dieser Gelegenheit würde es nicht unwichtig seyn, die Frage zu erörtern: ob nicht die meisten Thiere, welche dem Menschen nachstellen, durch das vorhergegangene Betragen desselben gegen sie selbst, oder gegen andre ihrer Gattung, zu diesen Angriffen gereizt werden. Dobrizhofer führt einige merkwürdige Erfahrungen von dem Krokodill

an,

an, welche zum nähern Nachdenken über diesen Gegenstand Gelegenheit geben. Es ist, sagt er, viel von der Grausamkeit des Krokodills gegen den Menschen geschrieben worden; ich will zwar niemand widersprechen, würde aber den Krokodillen in Paraguay Unrecht thun, wenn ich mich über sie beschwerte. In den zwey und zwanzig Jahren, die ich in diesem Lande zugebracht habe, ist mir kein Beyspiel bekannt, daß jemand von diesen Thieren getödtet oder verwundet worden wäre. Die meisten Abiponen, Männer und Weiber, Mädgen und Knaben, pflegen sich täglich in Bächen, Flüßen, Seen und Teichen zu baden, wo sich Krokodille aufhalten; aber diese schwimmen um sie herum, ohne ihnen jemals den geringsten Schaden zu thun, und niemand fürchtet sich vor diesen Thieren. Oft erschrecken die Krokodille über den Lärm, den die schwimmenden Indianer machen, und alsdann nehmen sie die Flucht, insonderheit die schwarzen; denn die röthlichen Krokodille werden von den Abiponen für dreister und gefährlicher gehalten. Ich, für meine Person, habe durch lange Erfahrung beyde Arten als völlig unschädliche Thiere, sowohl zu Lande als zu Wasser, kennen lernen. Oft, wenn ich in einer Ochsenhaut oder in einem flachen Kahn über die Flüße setzte, sah ich sie ihre Köpfe zu wiederholten Malen aus dem Wasser emporheben, und mit funkelnden Augen und aufgesperrtem Rachen dicht um mich herum schwimmen; aber dabey war nie die mindeste Gefahr. Der Verfasser erzählt ferner, daß er oft in der Abenddämmerung, wenn er mit andern ausgieng, um frische Luft zu schöpfen, Krokodillen von verschiednem Alter und Geschlecht begegnete, die sich der Gesellschaft bis auf sechs oder sieben Schritte näherten, und obschon weder er noch seine Begleiter

gleiter bewafnet waren, wurden sie doch nicht von diesen Thieren beunruhigt. Aber gerade in diesem Umstande glaubt der Verfasser den Grund ihrer Sicherheit suchen zu müssen. Es wundert mich nicht, sagt er, daß die Krokodille in **Quito**, **Neu-Granada** und einigen Provinzen **Asiens** und **Afrikas**, mit so vieler Grausamkeit die Menschen anfallen, da die Einwohner dieser Länder ihr Fleisch essen, ihnen täglich auflauern, sie jagen, fangen und tödten. Die **Paraguayer** dahingegen, welche entweder Ochsenfleisch oder Wild, oder beydes zugleich in Ueberfluß haben, essen das Fleisch dieser Thiere nicht und lassen sie in Ruhe, daher sie denn auch vor ihren Nachstellungen gesichert sind. Die Krokodille scheinen gleiches mit gleichem zu vergelten, und Mord durch Mord zu rächen. **Geschichte der Abiponen**, 1. Th. S. 399-400.

§. 61.

Aber, mögte hier jemand fragen, hat der Schöpfer gewollt, daß diese Thiere Glückseligkeit genießen sollten, warum denn die gewaltsame Todesart, wozu sie fast alle bestimmt scheinen? Wäre es nicht eine glücklichere Einrichtung, wenn das eine Thier nicht, so wie itzt, zur Speise des andern bestimmt wäre? Und hier haben wir abermals Ursache, die Weisheit und Güte des Schöpfers zu bewundern, **weil gerade die gegenwärtige Einrichtung der Natur, mit unendlich geringerer Unannehmlichkeit für das Thier verbunden ist, als der entgegengesetzte Zustand mit sich geführt haben würde.**

Das Daseyn an sich, ist schon, wie wir vorher bemerkt haben, ein hohes Glück für ein lebendiges Wesen;

sen; die gegenwärtige Einrichtung der Dinge aber, macht es möglich, daß unzählige Thierarten da seyn und leben können, welche auf der Erde keine Nahrung gefunden hätten, wenn sie aus dem Pflanzenreiche allein gespeißt werden sollten. Itzt dahingen besteht die eine Art durch die andre, das eine Individ tritt an die Stelle des andern hervor, und zahllose Wesen genießen itzt die Freuden des Lebens, die unter veränderten Umständen nie empfunden haben würden, was Daseyn ist. Selbst diese Einrichtung der Natur aber, wodurch die größtmöglichste Anzahl lebendiger Wesen hier auf Erden da ist, beweißt sie nicht auch, was wir vorher erinnerten, daß schon das Daseyn ein Glück sey, und ein jedes daseyendes lebendiges Wesen zunächst und unmittelbar um sein selbst willen da ist, damit es durch sein Daseyn glücklich sey?

Nehmen wir einmal an, die Einrichtung der Natur wäre gerade das Gegentheil von dem was sie itzt ist; der Tod des einen Thieres trüge nicht dazu bey, das Leben andrer Individen zu erhalten: wie viel, wie unendlich viel weniger Thiergeschöpfe würden wir dann nicht auf der Erde zählen? Die Vermehrung der Blattläuse ist außerordentlich stark; wie aber, wenn diese Thiere, von ihren gegenwärtigen Feinden unverfolgt, alle den dritten Sommer erlebten? Würde nicht selbst der Mensch alsdann an den ersten Bedürfnissen des Lebens Mangel leiden? Die Schädlichkeit der Kakerlaken ist in den Gegenden, wo sie einheimisch sind, eben so groß als ihre Menge; wie aber, wenn die Zahl ihrer Feinde nicht mit ihrer Vermehrung in einem weislich abgewognen Verhältnisse stände? Sie würden dann bald alle Nahrung ihrer Mitgeschöpfe verwüsten, und zuletzt selbst vor Mangel umkommen.

Betrach

Betrachten wir etwas genauer den Zustand der Thiere unter der gegenwärtigen, verglichen mit ihrem möglichen Zustande unter einer veränderten Einrichtung der Natur, so werden wir finden, daß der Schöpfer auf die vollkommenste Weise für ihre Glückseligkeit gesorgt hat. Laßt uns einen Augenblick annehmen, daß das eine Thier nicht die Speise des andern wäre; daß weder Mensch noch Thier Magen hätten, in welchen Fleisch aufgelößt, und zur Nahrung für ihre Körper zubereitet werden könnte; was würden dann die Folgen dieser Einrichtung seyn? Jedes Thier müste dann, wenige seltne Fälle ausgenommen, den natürlichen Tod erleben; leben, bis sein Körper durch zunehmende Unordnung und Schwäche zerstört würde, bis in einem hohen Alter leben, und endlich aus Entkräftung und durch Krankheit sterben. Sollte dies Leben aber wohl für das Thier ein Glück seyn? Ein hohes Alter, ein langes Leben, ist wenigstens für den Menschen nicht sehr erfreulich. Beständige Schwachheiten sind fast immer die Gefährten des Alters; unfähig sich die Bedürfnisse des Lebens selbst zu erwerben, bedarf der Greiß der Pflege und Hülfe anderer, und nur durch diese Hülfe, die dem Menschen selten entsteht, werden ihm die Schwachheiten des Alters erträglich. Das Thier dahingegen lebt nicht in gesellschaftlicher Verbindung, wie der Mensch. Die gemeinschaftliche Vorsorge der monogamischen Thiere für ihre Nachkommenschaft ausgenommen, ist die Hülfe, die sie einander leisten können, sehr geringe. Die Verbindung zwischen den Alten und ihren Nachkömmlingen hört auf, wenn diese die Hülfe jener nicht mehr nöthig haben; und die Thierarten, die sich ohne Unterschied paaren, leben auch ohne alle gesellschaftliche Verbindung, oder gemeinschaftliche Vorsorge.

Zwar finden wir auch unter den Thieren hie und da Spuren von Gesellschaftlichkeit, wenn ich es so nennen darf, und von Verbindung vieler zu einerley Endzwecke. So, wenn die Steinböcke einander vor der Ankunft des Jägers warnen; wenn die Affen Schildwachen ausstellen, um desto sichrer stehlen zu können; der so besonders merkwürdigen Haushaltung des Biebers nicht zu erwähnen. So schreibt Egede (Grönlands Perlustration), daß die Wallroße bis in den Tod einander beystehen; und hiemit stimmen auch die Nachrichten überein, die wir aus Cooks dritter Reise von Kamtschatka haben. Unser apostolischer Greiß, mein Freund, Herr Bischof Egede, hat mir erzählt, daß die Rennthiere in Grönland, wenn sie in Haufen beysammen sind, immer die offensten Ebnen zur Ruhestadt auswählen, und sich daselbst in einem Zirkel lagern, von dem ihre Köpfe die Peripherie ausmachen. Dadurch sind sie von allen Seiten gegen Gefahr gesichert; wie denn überhaupt der scharfe Geruch dieses Thiers es treulich vor allen Nachstellungen des Menschen warnt. Wenn die Wallroße von Menschen angegriffen werden, stellen sie sich in eine lange Reihe, und haben die Jungen hinter sich; sie wehren sich mit der größten Erbitterung; erst dann, wenn sie sich von der Uebermacht überwältigt sehen, brechen sie ihre Reihe, und suchen, jedes für sich, ihr Heil in der Flucht. Die kamtschadalischen Jäger erdreisten sich nicht, die Jungen des weißen Bären zu schießen, wenn die Mutter in der Nähe ist, weil sie alles wagt um sich zu rächen und sie zu vertheidigen; so wie sich jene auch zu der Mutter halten, wenn sie verwundet ist, und eine tiefe Betrübniß bey ihrem Tode äußern. Die Seelöwen setzen, nach Ansons Berichte, Wachen aus, wenn sie schla-

schlafen, und ein Bootsmann, der einen jungen Seelöwen erschlagen hatte, wurde, weil er nicht vorsichtig genug war, indem er ihm die Haut abzog, von dem Weibgen tödtlich verwundet. *) Von den Ziegen auf der Insel Juan Fernandez berichtet eben dieser Verfasser, daß sie sich in verschiedne Haufen getheilt haben, wovon jeder aus zwanzig bis dreißig Stück besteht; sie halten sich, aus Furcht vor den Hunden, ihren Feinden, in den unzugänglichsten Gebürgen auf, und stellen sich in eine gewisse Ordnung, auf einer gut gewählten Stelle, um die Hunde zurück zu treiben, die sie angreifen wollen. **)

Dies alles aber ist noch nicht die Sorgfalt des Individs für das Individ, die so durchaus nothwendig ist, um die Schmerzen des Krankenlagers zu lindern, und den Bedürfnissen des kraftlosen Alters abzuhelfen. Wir wissen, daß verschiedne wilde Völkerschaften die Schwachen und Alten ihres Stammes mit fühlloser Gleichgültigkeit behandeln, und sie entweder hülflos sich selbst überlassen, oder sie erschlagen, um der Mühe überhoben zu seyn, für ihren Unterhalt zu sorgen. Und hierin sind das Thier und der Mensch in jenem Wildheitszustande einander gleich, daß beyde die Schwachen und Alten ihrer Gattung, sich selbst überlassen. Wenn nun aber nicht die eine Thierart die Speise der andern wäre, wie quaalvoll würde dann nicht das Leben jedem Thiere werden, dem es an Kraft fehlte, sich seine Nahrung zu erwerben. Langsam tödtender Hunger würde an den Kräften seines Lebens nagen, bis diese zuletzt unter anhaltenden, bittern Schmerzensgefühlen allmählig hinschwänden;

*) Ansons Reise um die Welt. Göttingen. 8. 1763. Seite 171-72.

**) Ansons Reise. Seite 168.

den; und die Summe schmerzlicher Empfindungen, die das Thier, unter Schwachheit, Entkräftung und Mangel seufzend fühlen müste, würden die Leiden des Augenblikkes weit übertreffen, die das schwächere Thier ausstehen muß, wenn es ein Raub der Klauen oder Zähne des Stärkern wird,

Anmerkung. Es ist eine in dieser Rücksicht sehr merkwürdige Erfahrung, daß die Vögel und verschiedne Säugthiere, die schwachen, krüpplichten und alten ihrer Gattung tödten. So findet man unter Katzen und Hunden keine Misgestalten, weil die Mutter die Jungen frißt, sobald sie bemerkt, daß sie ein körperliches Gebrechen haben. Götze (Monatsschrift für allerley Leser. 1. Jahrg. S. 504.), erzählt von einer Katze, welche unter ihren Jungen zween Krüppel hatte; dem einen fehlte ein Vorder- und dem andern ein Hinterfuß. Sobald die Mutter dies gewahr wurde, fraß sie sie beyde. Auch die Biene wird, wenn sie ihren Stachel verloren hat, von den andern Bienen getödtet.

§. 62.

Das Thier ist also bey der gegenwärtigen Einrichtung der Natur, die der Schöpfer mit ihm gemacht hat, glücklicher, als es, so weit unsre Vorstellung reicht, in einem veränderten und entgegengesetzten Zustande seyn würde. Das Lamm wäre nicht glücklicher, wenn es ruhig neben dem Wolfe weiden, oder die Taube, wenn sie ihr Nest neben dem Habicht bauen könnte. Wir finden zwar zuweilen in Dichterwerken dergleichen Schilderungen; aber bey ihnen ist dies Bildersprache, idealische Darstellung einer besondern und ungewöhnlichen Glückseligkeit; so z. B. Esaiä 11, v. 6-9. Nie aber müssen wir uns einbilden, daß ein solcher Zustand in der

gegen-

gegenwärtigen Reihe und Verbindung der Dinge auf dieser unsrer Erde statt gefunden habe. Jedes Thier hat unabänderlich die Natur, die Gott ihm bey der Schöpfung gab; die Einrichtung desselben macht es zum Glücke fähig, und selbst dem schwächern Thiere, zum Raube für das Stärkere bestimmt, fehlt es nicht an Mitteln zu seiner Rettung und Erhaltung. Wenn das eine Thier Muth und Stärke zum Angriff hat, so hat das andre Verschlagenheit und Schnelligkeit, wodurch es oft die Stärke und den Muth des Angreifenden unnütz macht. Sogar die Farbe ist oft ein Rettungsmittel für das Thier; so ist z. B. das Waldhuhn in Norwegen (Rype) im Winter weiß wie der Schnee, wodurch es oft den Verfolgungen der Raubvögel entgeht.

Wenn eine Thiergattung sich vom Raube nährt, so findet eine andre durch Arbeitsamkeit ihren Unterhalt. Eben der Herr der Natur, der den europäischen Hirsch und das Rennthier mit so prächtigen Geweihen ausrüstete, versagte den Hirschen in dem afrikanischen Loango und Kakongo diesen Hauptschmuck; *) weil sie sonst durch ihr Geweihe aufgehalten, in den dichten Wäldern dieser Gegenden nie den Verfolgungen der Raubthiere würden entgehen können. So hat der Urheber der Natur, mit anbetungswürdiger Weisheit dafür gesorgt, die Glückseligkeit seiner lebendigen Geschöpfe hier auf Erden fest zu gründen; und wie er alles zur Glückseligkeit hervor brachte, so giebt es auch kein lebendiges Wesen, keins seiner Thiere, das nicht sein Daseyn hier auf Erden mit Glück verbunden fände.

*) Proyarts Geschichte von Loango und Kakongo. S. 41.

Drittes Hauptstück.

Von der zukünftigen Bestimmung der Thiere.

§. 63.

Nachdem wir in dem Vorhergehenden zu entwickeln gesucht haben, was Vernunft und Erfahrung im Allgemeinen, uns von der Natur, Würde und Bestimmung der Thiere, während ihres Daseyns hier auf Erden, lehren können, fragen wir nun weiter:

Ist das ganze Daseyn der Thiere auf die Augenblicke eingeschränkt, die sie hier auf Erden leben, oder haben wir Gründe zu glauben, daß auch sie, nach der Zerstörung dieser ihrer verweslichen Körper, in einen andern und vollkommnern Zustand werden versetzt werden? Der Beantwortung dieser Frage, wollen wir in den folgenden Blättern unser Nachdenken und unsre Untersuchung widmen.

Wir haben im Vorhergehenden zu beweisen gesucht, daß die Thiere zusammengesetzte, aus Körper und Seele bestehende Wesen sind; wir haben bemerkt, daß wir eigentlich nicht wissen oder erklären können, was die Seele ihrer Natur und ihrem Wesen nach seyn mag, weil wir sie nur aus ihren Würkungen und Aeußerungen kennen.

Da

Da wir indessen das Daseyn der Seele nur da vermuthen und annehmen können, wo wir Vorstellungskraft, Bewußtseyn und Selbstthätigkeit finden; da wir sogar nicht einmal wissen oder wissen können, daß wir selbst eine Seele haben, als nur in so fern wir uns bewußt sind, daß wir Vorstellungen, Begierden und Fähigkeit haben, willkührliche Handlungen vorzunehmen, so sind wir vollkommen berechtigt zu schließen, daß Vorstellungsvermögen, Bewußtseyn und Selbstthätigkeit wesentliche Eigenschaften der Seele, sowohl beym Menschen, als beym Thiere sind. Von diesem Theile unsers Wesens nun, welcher Vorstellungskraft, Bewußtseyn und Selbstthätigkeit hat, oder unsrer Seele, sagen wir sie sey ein Geist, und bedienen uns dieses Ausdrucks, nicht sowohl um anzuzeigen, was sie ihrer Natur und Wesen nach eigentlich ist, sondern wir brauchen ihn vielmehr Verneinungsweise, um anzudeuten was sie nicht ist und nicht seyn kann — wir wollen damit sagen, daß der Theil unsers Wesens, den wir unsre Seele nennen, etwas ganz anders seyn müsse, als was wir unter dem Namen von Materie kennen und uns dabey denken; daß sie von einer Natur seyn muß, gänzlich verschieden von der, die wir an Körpern kennen.

Die Erfahrung lehrt uns, daß die Würksamkeit der Seele und die Anwendung unsrer Seelenkräfte, in vieler Hinsicht von dem Zustande und der Beschaffenheit des Körpers, besonders des Nervensystems, abhängig ist; daß Verletzungen des Körpers, insonderheit gewaltsame Verletzungen des Gehirns, Unordnung und Zerstörung der Vorstellungskraft, Ohnmacht, Raserey und den Tod nach sich ziehen. Der Mensch, wenn er in Ohnmacht liegt, ist ohne Bewußtseyn, und wir kön-

nen uns keinen deutlichen Begriff davon machen, wie wir unsre Vorstellungen werden fortsetzen und uns selbst bewust seyn können, wenn unser Körper und alle körperliche Organen unsrer Seele, das Nervensystem insonderheit, zerstört sind. Aus der Natur und dem Wesen der Seele an und für sich betrachtet, läßt sich nichts befriedigendes in dieser Hinsicht schließen; denn theils fehlt es uns hier an der nöthigen Kenntniß, theils lehrt uns alle Erfahrung, daß die Würksamkeit der Seele in vielen Stücken auf den Zustand des Körpers beruht; und alle Schlüße, die die Analogie uns darbietet, werden uns eher dahin führen, die mit Selbstbewustseyn fortdauernde Würksamkeit der Seele nach dem Tode zu läugnen, als sie anzunehmen und zu bekräftigen. Kann die Seele während ihrer Vereinigung mit einem gesunden Körper durch die in demselben, besonders im Nervensystem, vorgehenden, größern oder kleinern Unordnungen, in ihrer Würksamkeit eingeschränkt und gestört werden, ja sogar ihr Bewustseyn verlieren, wie groß muß denn nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr Verlust seyn, wenn der ganze Körper, mit allen seinen verschiednen Theilen, die Verändrung erlitten hat, die wir Tod nennen.

§. 64.

Ja, wird man vielleicht sagen, die Seele mag seyn was sie will, so muß sie doch eine Substanz seyn, das heißt, ein Ding das dergestalt durch sich selbst da ist, und durch sich selbst besteht, daß es nicht als Eigenschaft, Würkung oder Modifikation irgend eines andern endlichen Wesens gedacht werden kann; sie kann nicht, wie die Körper, aus mehrern Substanzen zusammengesetzt seyn,

denn

denn wir könnten alsdann nicht jenes unveränderliche Bewußtseyn haben, daß wir, jeder für sich, unter allen Verändrungen von Zeit und Zustande, eines und eben dasselbe denkende, fühlende und handelnde Subjekt sind und bleiben. Diese Seele muß also eine gewisse, wenn gleich uns unbegreifliche, Einfachheit haben, da ihre Würkungen auf keine andre wahrscheinliche Art erklärt werden können. Eine einfache Substanz aber kann nicht durch Auflösung und Scheidung der Theile zerstört, sie kann durch keine endliche Macht vernichtet werden; sie muß, unter jeder Verändrung von Zustande, ihrer Natur nach, immer bleiben was sie war; sie kann also auch nicht durch die Auflösung und Zerstörung des Körpers verwüstet werden und vergehen. Die Seele muß demnach fortfahren zu seyn, wenn gleich der Körper durch den Tod zu Grunde gerichtet und aufgelößt wird.

Alles dieses hat man zwar keinen Grund zu läugnen, aber es folgt daraus noch nicht, daß die Seele nach ihrer Trennung von dem Körper als ein fühlendes, denkendes, selbstwürkendes Wesen zu seyn fortfährt; um dies folgern zu können, müste man zuvor bewiesen haben, daß Gedanke, Gefühl und Selbstthätigkeit, nicht aber blos die Fähigkeit und Möglichkeit zum Denken, Fühlen und Selbstwürken, so absolut nothwendige unzertrennliche Eigenschaften der Seele wären, daß ihre Substanz in eben dem Augenblicke zu seyn aufhörte, wo sie sich nicht länger selbst bewust ist, oder denkt, oder würkt. Dies aber läßt sich nicht beweisen. Vielmehr hört, aller unserer Erfahrung nach, in tiefen Ohnmachten und im festen Schlafe, Gedanke, Gefühl und Bewußtseyn gänzlich auf; und niemand wird deswegen glau-

ben oder behaupten, daß das Daseyn der Seele aufhöre; denn so müste man ja annehmen, daß eine neue Schöpfung vorgienge, wenn der Mensch erwachte, oder wieder zu sich selbst käme. Wie nun aber diese und viele andre Erfahrungen, und aus Erfahrungen abgezogne Schlüße lehren, daß die Seele da seyn kann ohne sich bewust zu seyn, ohne zu denken und zu würken, so lehren und bekräftigen sie auch, daß man blos aus der Natur und dem Wesen der Seele, nicht mit Gründlichkeit oder Wahrscheinlichkeit ihre mit Selbstbewustseyn fortgesetzte Würksamkeit nach dem Tode, zu erweisen im Stande ist. Die Seele muß fortfahren zu seyn, wie jede andre Substanz im ganzen Weltall, weil nichts verloren wird, nichts vergeht; aber wie ihr Daseyn fortdauern wird, ob blos als Substanz mit ihren wesentlichen Anlagen, oder als denkende und selbstwürkende Substanz, darüber können wir um so weniger nach der bloßen Betrachtung desjenigen urtheilen, was wir von ihren Würkungen wissen, als wir ihre Würksamkeit nur in Vereinigung mit unsrer gegenwärtigen Organisation kennen und erfahren, und sich daraus allein kein vortheilhafter Schluß von der fortdauernden Würksamkeit und Selbstbewustseyn der Seele nach Auflösung des Körpers ziehen läßt. Und hieraus ergiebt sich denn nun ebenfalls, daß wir auch bey den Thieren, blos aus dem was wir in ihrem gegenwärtigen Zustand von intellektuellen Kräften und Würksamkeit an ihnen wahrnehmen, nicht auf ein mit Selbstbewustseyn fortgesetztes Daseyn ihrer Seelen schließen können.

§. 65.

Indessen ist es doch für uns Menschen von der größten Wichtigkeit, uns die Frage beantworten zu können:

nen: wirst du fortfahren, und wie wirst du fortfahren zu seyn, wenn deine gegenwärtige Daseynsweise verändert wird? Wird der Tod dein ganzes Wesen verschlingen, oder wird der edlere Theil von Dir, dein denkendes, wollendes, selbstwürkendes Ich, fortfahren zu seyn, so daß du weist was du bist und was du wareſt? Und hier müssen wir denn zur natürlichen Religion unsre Zuflucht nehmen, um eine beruhigende Antwort auf diese Fragen zu erhalten. Nur der Gedanke, daß ein Gott sey, ein Gott, der die Macht hat, zu thun was er will, und den Willen, alle seine lebendigen Geschöpfe zu beglücken; nur der Gedanke von Gott als dem Gott der Liebe, vermag im Tode uns Hofnung zu geben, und uns jenseits des Grabes Aussichten zu eröfnen. Und hier fragen wir denn nun: kann die aufgeklärte Vernunft annehmen, daß der Gott, der die Liebe ist, seinen lebendigen, fühlenden, vernünftigen Wesen den Vorschmack einiger Augenblicke von Glückseligkeit geben sollte, um sie wieder, und zwar auf ewig, des Glücks zu berauben, mit welchem sie durch ihr Daseyn bekannt wurden? Und dies Glück würde ja gänzlich verloren seyn, wenn Gedanke, Gefühl, Würksamkeit und Selbstbewustseyn, mit dem Tode völlig aufhörten. Hier aber reden nun dieselben Vernunftgründe für die Fortdauer des Thiers, welche für die Fortdauer des menschlichen Daseyns reden.

Man merke wohl, ich sage: dieselben Vernunftgründe: denn die bloße Vernunft kann, in ihren Untersuchungen über das fortgesetzte Daseyn und Würken der menschlichen Seele nach dem Tode, es nicht höher, als zu der wahrscheinlichsten Vermuthung bringen. Die bestimmteste Gewißheit, die vollkommenste Ueberzeugung

von einem künftigen Leben, haben wir einzig und allein der heiligen Schrift zu verdanken. Was Gott uns in selbiger, mit der bestimmtesten Deutlichkeit und Gewißheit von einem zukünftigen Zustande gesagt hat, kann die Vernunft, sich selbst überlassen, nur muthmaaßen. Aber eben diese Vermuthungen, diese Schlüße, durch welche die Vernunft Hofnung für den Menschen jenseits des Grabes erblickt, zeigen uns auch für das Thier die Hofnung, daß der Tod nicht auf ewig sein ganzes Wesen verschlingen werde. Es läßt sich kein vernünftiger Grund angeben, warum die Geister der Thiere nach dem Tode auf immer ihre Kräfte und Würksamkeit verlieren sollten; hingegen bietet die Betrachtung ihrer Natur und der göttlichen Vollkommenheiten, uns die annehmlichsten Gründe für die Fortdauer ihres Daseyns in einem künftigen Zustande dar.

§. 66.

Warum sollte die erhaltende Allmacht wohl die Geister, die hier auf Erden mit den Körpern der Thiere vereinigt sind, bey dem Tode des Thiers zu der Unwürksamkeit zurückkehren lassen, woraus sie durch ihren schaffenden Willen hervorgerufen wurden? etwa, weil diese Thiere einen engern Würkungskreis, einen geringern Grad von Würde und Würksamkeit haben, als der Mensch? Denn ist ja aber der Mensch wieder geringer als die Engel, geringer als Thronen und Fürstenthümer, und Kräfte und Mächte unter den andern vernünftigen Geschöpfen Gottes. *) Soll der Geist des Thieres vernichtet

*) Es wäre wohl eben keine unphilosophische Vermuthung, wenn man unter den Ausdrücken: Thronen u. s. w. verschie-

nichtet werden, wegen seines Abstandes vom Menschen; welche Hofnung kann denn die Vernunft dem Menschen geben, der so weit unter Myriaden von andern höheren Geschöpfen Gottes steht? Nein, kein Thier ist geringe in den Augen Gottes; er ist der Vater des Wurmes sowohl als des Menschen, er brachte sowohl den Menschen als die Engel hervor; und jedes lebendige Wesen hat seinen Antheil an der Vaterliebe, womit seine Vorsicht über die Welt wachet, die er schuf. Glückseligkeit will er allen schenken, nur die Grade dieser Glückseligkeit bestimmte seine Güte, für die verschiednen Zeitpunkte, nach der Verschiedenheit der Fähigkeiten und des Zustandes der Wesen, denen er sie ertheilte.

§. 67.

Oder sollte vielleicht der Mensch an seinem künftigen Glücke etwas verlieren, wenn diese Thiere im Verhältnis ihrer Fähigkeiten und Entwicklung, eines bessern Zustandes theilhaft würden? Ein thörigter Gedanke; und doch scheint er nicht undeutlich aus der Mißgunst hervor zu blicken, mit welcher der Mensch gewöhnlich jeden Schimmer von Hofnung einer künftigen Veredlung der Thiere betrachtet, die etwa dann und wann ihm gezeigt wird. Der Mensch ist, ich weis fast nicht wie, auf den Gedanken gerathen, daß ein fortgesetztes Daseyn, ein Leben nach diesem Leben, nur ihm allein gehöre, und alle andre Geschöpfe Gottes hier

verschiedne Ordnungen von höhern Geschöpfen Gottes verstände, die von der Wesenklasse unterschieden wären, wozu die Engel gehören. Welche Gradation an Intelligenz von der Milbe zum Menschen, und warum nicht mehrere Gradationen aufwärts.

hier auf Erden von diesem Glücke ausgeschloßen seyn sollten, damit er allein es in vollem Maaße genißen könnte. Wie aber, wenn das fortgesetzte Daseyn der Thiere in einem andern Leben, uns Menschen neue Aussichten zu um so höherer Freude und Glück eröfnete? Und dies ist gerade bey der Vermuthung der Fall, daß diese Thiere, in einem veredelten Zustande, zu seyn fortfahren werden.

§. 68.

Wie wenig ist das, was wir Menschen hier in der Zeitlichkeit von der Erde und ihren Geschöpfen wissen. Kaum haben wir uns mit der Oberfläche der Erde bekannt gemacht, und wie viel fehlt uns nicht noch zur vollständigen Kenntniß derselben? Sind wir wohl, selbst in unsern tiefsten Gruben, weiter als durch die äußerste Erdrinde gedrungen; und was wissen wir von den vielen andern Erdschichten, die uns von dem Mittelpunkt der Erde absondern? Was wissen wir von der Art, wie die Metalle erzeugt werden? Was von dem ersten Urstoff, woraus sie eigentlich bestehen? Und ist unsre Einsicht größer in der lebendigen Natur; sind wir wohl viel genauer mit ihren unzähligen Theilen, ihrer Absicht und Verbindung bekannt? Wie zahllose Geschöpfe enthält nicht die Luft, die Erde und das Meer, die wir nicht einmal durch Namen von einander zu unterscheiden wissen; deren Daseyn sogar uns völlig unbekannt ist? Wie wenig ist selbst das, was wir von den Thierarten wissen, die wir am längsten gekannt und beobachtet haben, gegen so vieles in ihrer Natur und Haushaltung, was uns noch immer verborgen seyn mag. Und was soll man von den Entdeckungen spätrer Zeiten, von einer ganzen, dem unbewafneten Auge unsichtbaren Thierwelt sagen? Hat man wohl vor

einem

einem Jahrhunderte daran denken können, daß es lebendige Geschöpfe gebe, die sieben und zwanzig Millionen mal kleiner, als die Milbe wären; und welchen Begriff können wir uns noch itzt von diesen Wesen machen? Wer aber kann, wer darf behaupten, daß wir nunmehr bis zum äußersten Punkt der Würksamkeit der Natur im Kleinen gekommen sind? wer vermag die Gränzen des Kreises zu bestimmen, in welchem die Allmacht, im unendlich Kleinen, lebendigen Wesen sich zu bewegen und zu würken gebot?

Haben aber wir, die edelsten Bewohner dieser Erde, so wenig Kenntniß von allen den herrlichen Wundern der Allmacht, womit sie prangt; haben wir Grund zu vermuthen, daß die Macht und Güte und Weisheit des Höchsten, in dieser Kette und Verbindung irdischer Dinge, von seinen höhern Wesen erkannt und bewundert wird; deren höhere und mehr entwickelte Fähigkeiten, deren vollkommnere Organisation ihnen gestatten, das zu erfahren und einzusehen, was wir nicht einmal vermuthen können; steht der Mensch, in Hinsicht seiner Kenntniß der Erde, die er bewohnt, vielleicht in demselben Verhältniß zu jenen höhern und vollkommnern Wesen Gottes, worin die andern klügsten Thiere der Erde zu dem Menschen stehen; wie viel wird denn nicht in jenem vollkommnern Zustande für uns zu lernen und zu erfahren seyn? Und wie werden nicht dann vielleicht selbst diese Thiere, die wir hier so gering schätzen, und ihre Haushaltung, wichtige Gegenstände für unsern forschenden Geist werden, wenn wir in der genauern Kenntniß, die wir daselbst von ihrer Natur und Würksamkeit erhalten können, immer mehr und mehr die wundervolle Weisheit

des

des Schöpfers werden bewundern lernen; wenn wir durch das, was wir da sehen und begreifen, das bewundern lernen, wofür wir hier weder Sinn noch Verstand hatten. Wie wird dann nicht die immer fortschreitende Entwicklung der Fähigkeiten, und die mit ihr verbundne immer steigende Glückseligkeit dieser Wesen, die wir vorhin in einem eingeschränkteren Zustande gesehen haben, unsre Seele mit angenehmen Empfindungen erfüllen, und uns zur Bewundrung und Anbetung der unendlichen Liebe entflammen, die unsrer Natur den Trieb einpflanzte, an der Freude und Vollkommenheit jedes daseyenden Dinges, jedes lebendigen Wesens, Theil zu nehmen.

Ja, wenn es Wahrheit ist, daß edle und gute Seelen sich immer der Freude und des Glückes andrer freuen, sogar dann, wenn sie diese wünschenswerthen Güter selbst entbehren müssen; daß nur ein schwacher und niedriger Geist des Neides fähig ist; o Ihr edlen und guten Seelen unsrer Gattung, wie erfreulich muß euch denn nicht die Hofnung seyn, daß so unzählige lebende Wesen fortfahren werden zu seyn, in einem bessern Zustande fortdauern, durch Entwicklung ihrer Fähigkeiten glücklich seyn, und von einem Grade der Glückseligkeit zum andern fortschreiten werden; und ihr sollet Zeugen dieses Glückes seyn! Wie wird nicht eure eigne Freude und Glückseligkeit sich erweitern und befestigen, durch den Antheil den ihr dort an der Veredlung und Freude dieser zahllosen Wesen nehmen könnet; eben derjenigen die ihr hier auf Erden unter Vergänglichkeit seufzen sahet. Der Mensch würde, in Hinsicht seines künftigen Zustandes, nichts dadurch gewinnen, wenn die Wesen der Thiere im Tode aufhörten zu seyn; im Gegentheil sollte selbst die Eigenliebe

uns

uns den Wunsch abnöthigen, daß das Daseyn dieser Wesen nach dem Tode fortdauern mögte; da ihr Glück in diesem Falle mit so lehrreichen und erfreulichen Folgen für uns selbst verbunden ist.

§. 69.

Und nun laßt uns wieder fragen: haben wir einigen Grund zu wünschen, daß Gott die Geister dieser Thiere vernichten mögte? haben wir Grund es zu vermuthen? Die vorurtheilfreye Vernunft verneint diese Fragen. Aber hier tritt denn wiederum die Frage ein:

Haben wir Gründe, anzunehmen, daß der Höchste diese Wesen werde erhalten, und sie nach diesem Leben in einen bessern Zustand versetzen wollen; und da liegt denn die Antwort in der großen Wahrheit, die uns Vernunft und Erfahrung, Natur und Offenbarung so deutlich und kräftig zurufen: **Gott ist die Liebe.**

Er, der unendlich Liebreiche, rief diese Wesen hervor, damit sie durch ihr Daseyn glücklich seyn sollten; und sollte dann nicht in seinen unendlichen Vollkommenheiten, derselbe Grund für die Dauer dieser Thiere und die Fortsetzung ihres Wesens liegen, als für den Anfang ihres Daseyns. Genießen nicht diese Thiere in jedem folgenden Augenblick eben das Glück, das sie in dem vorhergehenden empfanden, oder sollten vielleicht die Güter des folgenden Augenblicks weniger wichtig seyn, als die des vorhergehenden? Oder ist vielleicht das Daseyn in seiner Fortsetzung weniger wünschenswerth, und verliert die Glückseligkeit durch ihre Dauer ihre Natur? Ja, wurden die Thiere nicht geschaffen um glücklich

zu werden, sollten sie wohl gar bey dem fortgesetzten Daseyn ihre Freuden verlieren, so wäre dies Daseyn kein wünschenswürdiges Gut, es hätte gar keinen Werth. Dies aber können wir nicht mit dem geringsten Funken von Wahrscheinlichkeit annehmen, wenn wir uns die Fortsetzung des Wesens der Thiere und ihrer Würksamkeit in einem veränderten Zustande denken. Sollen sie fortfahren zu seyn, so müssen sie durch ihre Fortdauer glücklich werden, ihr Zustand muß der Zustand einer immer steigenden Glückseligkeit seyn. Die Entwicklung der Fähigkeiten dieser Geister, die hier, von der Organisation beschränkt, blos angefangen, oder nur in einem geringern Grad, in Verhältniß zu ihrem Würkungskreise, befördert wurde, wird wahrscheinlich in einem künftigen Zustande mehr und mehr vervollkommnet werden. Allein jeder höhere Grad der Entwicklung eines Geistes und seiner Fähigkeiten, ist ja zugleich Anleitung zu einer erhöheten Glückseligkeit.

Wir würden wohl nicht sehr irren, wenn wir die Vermuthung annähmen, daß jedes geistige Wesen in seiner Natur Anlage zu immer wachsender Vollkommenheit hat. Hat nun Gott aber diesen Thieren Geister gegeben, hat er es ihnen eben dadurch zugleich möglich gemacht, von einem Grade der Vollkommenheit zum andern zu steigen, so hat er auch in der Natur und dem Wesen dieser Geister, der Entwicklung ihrer Fähigkeiten keine innerliche Gränzen gesetzt; also auch die Glückseligkeit nicht begränzt, zu welcher sie steigen können. Denn ein Geist, dessen Entwicklung und Glück blos zu einem gewissen bestimmten Grade steigen könnte, würde in seinem höchsten, ohne möglichen Zuwachs, bestimmten

Glücke,

Glücke, sein höchstes Elend finden; da die Einförmigkeit Ekel und Verdruß erzeugt, und fortgesetzte Würksamkeit, mit der daraus entspringenden höhern Vervollkommnung, gerade das wahre Leben und die Glückseligkeit eines Geistes ist.

Und nun fragen wir wiederum: kann es mit der Güte des Unendlichen bestehen, Wesen mit der Anlage ein immer wachsendes Glück zu genießen, hervorgebracht zu haben, und sie dann zu vernichten, wenn dieser Genuß kaum angefangen war? oder bietet die Vernunft uns nicht vielmehr den Schluß dar: der Gott, der alles zur Glückseligkeit hervorgebracht hat, der in allem die größte Vollkommenheit will, wird auch diesen seinen Thieren alles Glück schenken, dessen sie zu genießen fähig sind, er wird ihnen gewähren, nach diesem Leben in einem andern und bessern Zustande fortzudauern.

§. 70.

Diese Betrachtung wird uns noch um so einleuchtender und überzeugender werden, wenn wir erwägen, wie der Zustand so vieler Thiere hier auf Erden, ein wahrer Zustand der Drangsale ist; wie schwer ihre Leiden sind, durch die Verbindung, in welcher sie mit dem Menschen stehen; wie das Leben vieler Individe fast eine beständige Plage ist; und sollte denn die unendliche Liebe nicht, in einem bessern Zustande, diesen Thieren das Glück schenken wollen, wozu sie sie erschuf, und dessen sie, durch die Unart des Menschen, hienieden beraubt wurden? Laßt uns bloß das Pferd betrachten, dieses edle, dem Menschen so nützliche Thier; wie hart ist nicht gewöhnlich sein Schicksal, und kann man nicht oft mit Recht sagen,

daß der Augenblick, in welchem es umfällt, der glücklichste seines ganzen Daseyns ist? Giebt es nicht Thierarten, die unsre Vorurtheile, Gewohnheiten, Launen und Leidenschaften gleichsam zum Opfer der menschlichen Unart bestimmt haben? und sollten denn diese Wesen blos da seyn um zu leiden, oder vor andern zum Leiden erkohren, und also, obgleich in einem gewissen Grade durchs Daseyn glücklich, doch zu einem kleinern Glücke bestimmt seyn, als ihre Geisteskräfte und Entwicklung sie zu geniessen fähig machten. Nein, unser Gott ist Vater, er ist kein Tyrann. Er ist kein partheyischer Vater, der das eine Kind liebt, und das andre hasset und vernachläßiget; er ist eben so gerecht, als er weise und gnädig ist. Nicht allein die gegenwärtigen, sondern auch die künftigen Augenblicke stehen in seiner Gewalt. — Giebt nun aber selbst die bloße Vernunft dem Menschen Hofnung, dort das Glück zu geniessen, das er hier entbehrte; o, so freue dich denn auch, gute Seele, die du mit Rührung die Leiden deiner Mitgeschöpfe hienieden saheſt, des Gedankens, daß diese Leiden sich enden werden; und daß er, der Vater und Herr der Natur, der alles was lebet, mit Segen sättigt, auch einen bessern Zustand hat, den er geben kann, den seine Liebe seinen leidenden Geschöpfen gewiß geben wird, wenn die Absicht ihres Daseyns hier auf Erden erfüllt ist.

§. 71.

Und sollte wohl diese Wahrheit — denn für Wahrheit können wir wohl zur Verherrlichung unsers Gottes annehmen, daß das Daseyn der Thiere nicht blos auf dies gegenwärtige Leben eingeschränkt ist; — ohne Beystimmung der heiligen Schrift seyn? Sollte die aufmerksame

same Betrachtung der Natur uns nicht in dieser frohen Vermuthung bestärken? Sehr verschieden sind die Erklärungen, die man sich über die Worte Pauli, Röm. 8, v. 18-24, gemacht hat; man würde sich aber bey Untersuchung des Sinnes dieser Stelle nicht so gequält haben, wenn man sich nicht mit dem Vorurtheil an diese Erklärung gemacht hätte, daß sie eher von allem andern zu verstehen sey, als von den lebendigen und empfindenden Wesen, die Gott mit uns hier auf die Erde setzte.

Man mag den Ausdruck, der in der Grundsprache vorkommt, entweder durch die Kreatur oder die ganze lebendige Schöpfung übersetzen, und unter Schöpfung alles verstehen, was außer den Anbetern Jesu hier auf Erden lebt, so werden doch die außer dem Menschen hier auf dem Erdball befindlichen, lebendigen Wesen, unter dieser seufzenden Schöpfung mit einbegriffen; ihnen wird also auch die Hofnung gegeben, daß sie zu einer bestimmten Zeit von der Knechtschaft befreyt werden sollen, unter welcher sie seufzen. Unter diesen beyden Erklärungen scheint mir jede andre hart und unnatürlich; aber selbst von diesen beyden, wird, meiner Meynung nach, diejenige am wenigsten Schwierigkeit haben, und dem Zusammenhang und Text am besten entsprechen, worin man annimmt, daß es die eigentlich so genannten unvernünftigen Geschöpfe, oder die Thiere sind, denen der Apostel hier Seufzen und Erwartung mit dem Menschen zuschreibt. Eine umschreibende Erklärung dieser Stelle würde, glaube ich, so ausfallen:

Die Leiden der gegenwärtigen Zeit, sind auf keine Weise mit dem überschwenglichen Glück zu vergleichen, das in jener andern Welt unser wartet. Nach

dieser Zeit wird alles in einen bessern, und über alle Unbequemlichkeiten der Zeit erhöheten Zustand gesetzt werden. Selbst den unvernünftigen Thieren steht diese glückliche Verändrung bevor, und sie scheinen schon itzt sehnsuchtsvoll den Zeitpunkt zu erwarten, da sie in ein besseres Leben versetzt werden sollen; ein Leben, in welchem die Gläubigen erst das volle Glück genießen werden, Gottes Kinder zu seyn.

Denn die Thiere sind nicht durch eigne Wahl, sondern durch den Willen und die Einrichtung des Schöpfers, in ihren gegenwärtigen kummervollen Zustand gesetzt. Doch nicht, daß sie beständig darin bleiben sollten, denn es bleibt ihnen die Hofnung, daß sie, von der Knechtschaft befreyt, unter welcher sie in diesem vergänglichen Leben seufzen, in einen wahren Freyheitszustand versetzt werden sollen, der für sie, ihren Fähigkeiten und ihrer Entwicklung nach, eine Art von Aehnlichkeit mit dem hohen Glücke haben wird, welches in jenem Leben den wahren Kindern Gottes zu Theil werden soll.

Denn das weiß ein jeder, daß alle lebendige Geschöpfe sich bisher in Drangsal und Schmerz befinden, und nach Befreyung von selbigen seufzen. Selbst wir, denen vor so vielen andern die höhere Erleuchtung des Christenthums ward, seufzen in der Stille, und sehnen uns von unsern Körpern befreyt zu werden, wodurch wir denn erst vollkommen des hohen Glückes theilhaftig werden können, Gottes Kinder zu seyn.

Welche fröhliche Hofnung aber, zeigt uns nicht selbst unsre göttliche Offenbarung hier, von dem künftigen

gen glücklichern Zustande des Thieres? Und warum sollten wir denn unserm Verstande Gewalt anthun, um eine Wahrheit der Schrift wegzuerklären, die der Weisheit und Liebe Gottes so würdig, so übereinstimmend mit der vorurtheilfreyen Vernunft, so erfreuend für das wohlwollende Herz ist?

§. 72.

Ja, sollte nicht vielleicht die aufmerksame Betrachtung der Natur, uns Gelegenheit geben, die Wahrscheinleichkeit dieser Muthmaaßung der Vernunft, daß das Daseyn der Thiere nicht mit der Veränderung ihres gegenwärtigen Zustandes aufhöre, noch mehr zu bestätigen. Derselbe Apostel, der in dem vorhergehenden uns von den frohen Aussichten des Thieres unterrichtet hat, giebt uns 1 Corinth. 15. Anleitung, aus dem Fortgange zur Veredlung, auf anscheinendem Untergange gegründet, den wir in der leblosen Natur erblicken, auf die Erneuerung des menschlichen Körpers zu schließen. Die Aehre, die den Fleiß und die Hofnung des Landmanns krönt, ist nicht mehr das Saamenkorn, das in die Erde gelegt wurde; die ersten Bestandtheile dieser Aehre lagen gleichwohl in diesem Saamenkorn; in ihm lag der Urstoff der Aehre, dieses schöneren Körpers, eingehüllt, und aus ihm entwickelte sie sich; aber nur durch Fäulniß ward sie entwickelt, und itzt steht sie da, die Zierde des Ackers, und die Lust des Menschen. Und so enthält auch der gegenwärtige Körper des Menschen den Urstoff, aus welchem dort der verherrlichte Körper, auf den Befehl der Allmacht, entwickelt werden soll. Wie einleuchtend ist aber nicht diese Lehre für die forschende Vernunft?

Es ist, nach allem was wir analogisch richtig von dem Menschen schließen können, im höchsten Grade wahrscheinlich, daß kein endlicher Geist da seyn, und in thätiger Verbindung mit andern endlichen Wesen stehen kann, ohne mit irgend einem materiellen Vehikel vereinigt zu seyn, vermöge dessen eine solche Verbindung ins Werk gerichtet wird. Man kann nicht annehmen, daß es durchaus reine endliche Geister giebt, (Spiritus absolute puri) weil solche endliche Geister entweder gänzlich isolirt in der Schöpfung seyn müsten, ohne auf andre endliche Wesen würken, und ohne von andern einige Einwürkung, einige Mittheilung von Gedanken annehmen zu können, also ohne alles wahre Glück wären; oder aber, sie müsten durch ihren bloßen Willen auf andre würken, und auf eben die Weise Einwürkung von andern annehmen können; aber diese Würkensart kann man keinem endlichen Wesen zuschreiben. Man hat daher Grund zu schließen, daß auch der Mensch, da sein Daseyn nach dem Tode fortdauern soll, dies fortgesetzte Daseyn in Verbindung mit einem Körper haben muß. Und also steht denn die Vernunft in der genauesten Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift, wenn diese uns die zukünftige Erneuerung und Auferstehung unsrer Körper lehrt.

Auf eben die Weise aber schließen wir mit allem vernünftigen Grunde auf die Erneuerung der thierischen Körper. Haben die Thiere Seelen, und die haben sie; werden diese Seelen nach dem Tode fortdauern und Glückseligkeit genießen, und dies können wir mit der wahrscheinlichsten Gewißheit vermuthen; so muß auch ihr gegenwärtiger Körper gewissermaaßen den Grundstoff enthalten, woraus einst der künftige entwickelt werden soll;

soll; und einige Erfahrungen scheinen diese Schlüße zu bestätigen. Das Insekt, das aus dem Seidenwurm, der da starb, auflebte, ist nicht dieser Wurm; aber es entstand doch aus dem verwandelten Körper dieses Wurms. Der Käfer war Wurm, das Ephemeron war Wurm; in dem Körper des Wurmes war der Grund der folgenden Verwandlung enthalten; der Würkungskreis des Insekts ist aber anders und größer, als der des Wurms; die Verwandlung von Wurm zu Insekt ist Veredlung; und ist sie denn nicht auch zugleich Fortsetzung des vorhergehenden Zustandes dieses Wesens; Fortsetzung in Vereinigung mit dem Körper; ein veredelter Körper aus dem unvollkommneren entwickelt?

§. 73.

Hier steht unsre Erfahrung still; weiter haben wir bis hiezu der Natur in ihrer Würksamkeit zur Veredlung der Thiere nicht folgen können; und vielleicht wird der Mensch, in diesem Leben, niemals sie in ihrem weitern Fortgange überraschen. Diese Erfahrung sey indessen so gering wie sie wolle, sie vereinigt sich doch mit den bereits angeführten Gründen, jene Wahrheit zu bestätigen: Das Daseyn des Thieres hört nicht mit seinem Tode auf; ein verbesserter Zustand in einem veredelten Körper wartet seiner.

Der durch eine jede Verwandlung erweiterte Würkungskreis, öfnet Gelegenheit zu größerer Entwicklung der Fähigkeiten; und wer vermag, sich vorzustellen, durch wie viele Veränderungen von Zustande, der Mensch, nach dem gnädigen Willen des Schöpfers, Ewigkeiten hindurch, in immer wachsender Vollkommenheit fort-

schreiten soll. Keine Würkung in der Natur wird durch Sprünge hervorgebracht; der vorhergehende Zustand enthält immer den Grund zu dem folgenden, und veranlaßt diesen; auch durch successive erweiterte Würksamkeit müssen demnach die Geister der Thiere entwickelt werden.

Wie weit ihre Entwicklung in der gegenwärtigen Verbindung der Dinge geht und gehen soll; ob das Insekt von seinem Tode wiederum zu neuer und erweiterter Würksamkeit auflebt; ob der Geist des Elephanten und des Tigers durch die periodischen Verwandlungen der Organisation, zu dem Grade der Vollkommenheit entwickelt sind, den sie besitzen; von diesem allen werden wir vielleicht dort, zur Verherrlichung unsers Schöpfers, genauer unterrichtet werden. So vieles von unserm eignen Wesen ist hier in Finsterniß für uns gehüllt; was Wunder denn, das wir unter Muthmaaßungen und Möglichkeiten umher schwanken, wenn wir Dinge erforschen wollen, die außer uns sind? Daß Gott die Liebe ist, das wissen wir, und wir haben allen Grund zu glauben, daß er jedem seiner lebendigen Wesen einen bessern Zustand schenken werde, als der ist, worin sie hienieden leben; auch sind wir zu der Vermuthung berechtigt, daß diese seine Thiere bestimmt seyen, von einem Grade der Vollkommenheit und Glückseligkeit zum andern zu steigen.

Und nun, stehe stille Vernunft! schweige und bete den Unendlichen an, dessen wundervolle Weisheit aus allen seinen Werken so herrlich hervorstralt!

---

§ 74.

Da die Schriftausleger, wie wir oben erwähnten, in ihren Erklärungen über Röm. 8. von einander abgehen,

so

so sind meine wissenschaftlichen Leser berechtigt, von mir zu fodern, daß ich die Gründe angeben soll, die mich für die §. 71. pag. 373 u. 374, angenommene Erklärung bestimmt haben; und diese Forderung will ich denn nun zu befriedigen suchen:

Die Hauptredensart, auf deren Bestimmung es hier vorzüglich ankomt, ist κτισις, πασα κτισις; und diese Redensarten kommen denn sonst in der heiligen Schrift und in den apocryphischen Büchern des alten Testaments vor, wo sie beweislich entweder die so genannten unvernünftigen Thiere, oder alle lebendigen Geschöpfe Gottes überhaupt bedeuten, und auf diese Weise werden wir finden, daß unterweilen, κτισις, unterweilen κτισματα vorkommen. Κτισις wird gebraucht, und bedeutet die ganze Schöpfung; oder die erschaffenen Dinge überhaupt. So Syrach 16. v. 17. τις γαρ ἡ ψυχη μου εν αμετρητῳ κτισει; und auf diese Weise muß wohl auch das Wort nach dem Zusammenhange verstanden werden. Buch der Weish. 16. v. 24. ἡ γαρ κτισις σοι τῳ ποιησαντι ὑπηρετουσα. Judith 9. v. 12. βασιλευ πασης κτισεως σου. Daß die Redensart die lebendigen Geschöpfe Gottes überhaupt, bedeutet, kann aus Judith 16. v. 14. ersehen werden: σοι δουλευσατο πασα ἡ κτισις σου, ὁτι ειπας, και εγενηθησαν; und Tobiä 8. v. 5. ευλωγησατωσαν σε οἱ ουρανοι, και πασαι αἱ κτισεις σου. Von den unvernünftigen Kreaturen, scheint die Redensart insonderheit Tobiä 8. v. 15. gebraucht zu werden: και ευλογειτωσαν σε οἱ αγιοι σου, και πασαι αἱ κτισεις σου, και παντες οἱ αγγελοι σου, και εκλεκτοι σου; und dieses ist so viel wahrscheinlicher, da eine ähnliche klassificirte Prosopopäie in der Apocalypse

5. v. 13.

5, v. 13. vorkömmt: και παν κτισμα, ὁ εστι εν τῳ ουρανῳ; και επι της γης, και ὑποκατω της γης, και επι της Θαλασσης και τα εν αυτοις ηκουσα λεγοντας. Im Syrach 43. v. 26. komt insonderheit ein entscheidender Beweis für diese angegebene Bedeutung des κτισις vor. Der Verfasser spricht vom Meere, und sagt nur: es seyen da κτισις κητων; und hier ist also κτισις als ein generischer Ausdruck für Thiere gebraucht. Allein auf diese Weise ist es eben, daß Paulus das Wort κτισις Röm. 8. gebraucht und solchergestalt hat er es auch Röm. 1. v. 25. gebraucht.

Hier muß ich aber bemerken, daß Röm. 1. v. 25. blos mit Veränderung des Ausdrucks, dieselben Gedanken enthält, die oben v. 23. angeführt sind. Nur daß der Apostel v. 23. in das besondre geht, um die Wahrheit anschaulich zu machen; er rechnet die allgemeinsten Gegenstände der thierischen Natur her, worauf die Heiden ihre Abgötterey gerichtet hatten: Menschen, vierfüßige, fliegende und kriechende Thiere; allein diesen Inbegriff der thierischen Schöpfung fasset er hernach v. 25, in diesen einzigen Ausdruck κτισις zusammen; also ist wenigstens so viel gewiß, daß der Apostel sich an dieser Stelle des κτισις bedient, die thierische Natur damit zu bezeichnen, und wir haben nach dem Zusammenhange keinen Grund dem Worte eine ausgedehntere Bedeutung zu geben. Aus den Prädikaten die der Apostel Röm. 8. der κτισις beylegt, erhellet es genug, daß er die lebendige oder thierische Natur in Gedanken gehabt; und da er ausdrücklich κτισις v. 19, 20 und 21 von πασα ἡ κτισις v. 22. unterscheidet; so ist es höchst wahrscheinlich,

daß

daß er an der ersten Stelle das Wort in einer engern Bedeutung genommen, und dadurch den Theil der thierischen Natur verstanden, der in den Apocryphen αλογος genennet wird; wovon er denn hernach zu dem Gedanken von allen lebendigen Geschöpfen πασα ἡ κτισις der Erde hinauf steigt; und diese Meynung bekömt in meinen Gedanken, so viel mehr Stärke, weil der Apostel solchergestalt durch Vergleichung mit Röm. 1, durch sich selbst erklärt wird; und sein Ausdruck mit den älteren jüdischen Schriften übereinstimmend ist, die am nächsten der Zeit waren, in der er schrieb; und deren Ausdrücke sich die Verfasser des neuen Testaments bedienten, wovon wir so viele Anzeigen haben. So wie κητων beym Syrach am angef: Orte, das κτισις specificirt; so generalisirt Paulus es, durch das hinzugefügte πασα nachdem er es vorher in einer besondern Bedeutung gebraucht hat.

Es kömt mir übrigens merkwürdig vor, daß κτισις außer den angegebenen dreyen Bedeutungen, in den Schriften des neuen Testaments, in keiner andern Bedeutung vorkömt, wo es nemlich absolut und ohne einige andere hinzugefügte Bestimmung gebraucht wird. Es möchte denn Röm. 1. v. 20 seyn, wo Paulus die Redensart απω κτισεως κοσμου in selbiger Bedeutung braucht als es Marc. 10. v. 6. und 13. v. 19. απ αρχης κτισεως. Matth. 13. v. 35. απο καταβολης κοσμου heißt; und dadurch denn die Würkung der schaffenden Allmacht bezeichnet wird, durch welche der ganze Inbegrif endlicher Dinge, wenigstens unserer sublunarischer Welt, entstand. Dieses ist aber die einzigste Stelle wo κτισις in dieser Bedeutung gebraucht wird, die es

doch

doch durch Verbindung mit κοσμου annimt. Daß das Wort κτισις geradezu die Menschen bedeuten sollte, davon wird man kaum einen Beweiß anführen können. Marc. 16. v. 15. kann man als keinen festen Beweis anführen, da man wichtige kritische Gründe gegen die Aechtheit dieser Stelle, und überhaupt gegen das ganze Stück von v. 9. bis ans Ende des Kapitels hat. Hierüber kann Michaelis über die Auferstehungs-Geschichte Jesu, und die prächtige Ausgabe unsers gelehrten und verdienten Herrn Birchs der quatuor Evangelia nachgesehen werden. Colloss. 1. v. 23, wo es heist, daß das Evangelium εν πασει τη κτισει τη υπο τον ουρανον gepredigt ist, kann κτισις gern, ohne einige harte Hyperbole, von allen lebendigen Geschöpfen verstanden werden; eben so könnte man auch Marc. 16. v. 15, wenn es ächt wäre, verstehn, und da die Menschen die einzigsten Geschöpfe hier auf Erden sind, die Lehren und Unterricht annehmen können, schränken die hinzugefügten Prädikate das κτισις richtig genug auf den Menschen ein, ohne daß das Wort deswegen und unmittelbar die Bedeutung hat. Uebrigens kann diese Redensart hier auch auf dieselbe Weise gebraucht werden, wie Paulus Röm. 1. v. 8. sich ausdrückt: πιστις υμων καταγγελλεται εν ὁλῳ τῳ κοσμῳ Hebr. 9. v. 8. kömt es mir wahrscheinlich vor, daß die Worte, τουτ' εστι ου ταυτης της κτισεως nicht auf das nächstvorhergehende σκηνης gezogen, sondern als ein Gegensatz des vorhergehenden μελλοντων αγαθων angesehen werden müssen; und denn bedeutet die Redensart: die Dinge in ihrer gegenwärtigen Verbindung, und wie es sonst ausgedruckt wird τα εκ τουτου κοσμου. Die Bedeutung der Redensart kömt also mit dem vorhin angegeb-

gegebnen Begriff des κτισις überein. Ανθρωπινη κτισει 1 Petr. 2. v. 13. steht geradezu, statt ανθρωπῳ, und wird wie das vorher bemerkte κτισις κητων gebraucht. Anders verhält es sich an den Stellen, wo κτισις durch die Verbindung worin es steht, und durch die hinzugefügten Worte die sich darauf beziehen, eine besondre Bedeutung annimmt. So, wenn es heißt καινη κτισις; hier aber steht das Wort nicht absolute oder isolirt in der Periode, wie am gegenwärtigen Orte.

Auch das finde ich in diesem Zusammenhange werth anzumerken, daß man bey den heiligen Schriftstellern keinen eigentlichen generischen Ausdruck finde, die unvernünftigen Thiere überhaupt zu bezeichnen. ζωα, θηρια u. a. m. sind specifische Ausdrücke, die gewisse Klassen der thierischen Schöpfung bemerken. Zwar komt das Wort σαρξ vor, und bezeichnet die vernünftigen Thiere überhaupt. Syrach 17. v. 4. και εθηκη τον Φοβον αυτου επι πασης σαρκος, και κατακυριευειν θηριων και πετεινων. Kap. 13. v. 16. πασα σαρξ κατα γενος συναγεται. Allein diesen Ausdruck konnte Paulus nicht gebrauchen die Thiere damit zu bezeichnen, ohne seine Leser irre zu führen, da er sogar in dem nemlichen Kapitel v. 12. σαρξ auf eine ganz andere Art braucht, so wie überhaupt bey den Schriftstellern des n. T., das σαρξ seine besondere Bedeutung hat.

Was die verschiedenen Meinungen von diesen Worten Pauli anlangt, so werde ich nur bemerken, daß verschiedene der besten älteren Dolmetscher sie von der ganzen Natur, und besonders von den Thieren verstanden haben.

Chryso-

Chrysostomus *in Epist. ad Roman. Homil.* XIV. *Edit. Montfaucon.* Paris. 1731. S. 582. 83. erklärt die Worte von der ganzen Natur, und glaubt für diese Meinung Unterstützung in andern biblischen Redensarten zu finden, wo leblosen Dingen Empfindung, Freude, u. s. w. beygelegt werden: Προσωποιει κοσμον απαντα τουτον απερ και οι προφηται ποιουσιν ποταμους κροτουντας, κερσιν εισαγοντες, και βουνους αλλομηνους &c. Οτι αυτη ἡ κτισις — τι εστι αυτη; ουχι συ μονος, αλλα και ὁ σου εστι καταδεεστερον, και ὁ ου μετεχει λογισμου, ουδε αισθησεως, και τουτο σοι κοινονησει αγαθων. Hiergegen könnte man wohl mit Grunde erinnern, daß was sich in der poetischen und prophetischen Diktion schickt, sich nicht ebesfalls in der prosaischen und dogmatischen schicke. In dem dogmatischen Vortrage des Paulus würden also dergleichen starke figürliche Ausdrücke sich nicht schicken, und können nach seiner Art zu reden, schwerlich an dieser Stelle gesucht oder vermuthet werden. Theophylact in h. l. Edit. Lond. 1736. S. 81. ist von eben der Meinung als Chrysostomus δια τουτον λογον συναναγκαζει τον ακροατην περιφρονησαι τα παροντα, ὡσανει λεγων, μη γενη της κτισεως χειρων, μηδε εμφιλοχωρησης τοις παρουσιν, αλλα μαλλον δε σπαζον, ὁτι μη την μενουσαν δοξαν ηδη εχεις. ει γαρ ἡ κτισις σπαζει, πολλω μαλλον ωφειλεις αυτος τουτο. Theodoret Edit. Hallens. 8. 1769. 74. Tom. III. S. 87. versteht unter κτισις das ganze universum, und begreift folglich die Engel mit darunter: Ουχ ὁρατε, φησιν, ουρανον, γην, θαλατταν, αερα, ἡλιον, σεληνην, πασαν την ὁρωμενην κτισιν, και προς τουτοις αορατα, αγγελους, αρχαγγελους, δυναμεις, εξου-

εξουσιας, κυριοτητας; ταυτα την ὑμετεραν προσμενει τελειωσιν. Auf die Thiere ſcheint er beſonders zu zielen v. 20. διδασκει δε ὡς πασα ἡ κτισις ἡ ὁρωμενη θνητην ελαχε Φυσιν. επειδηπερ των ὁλων ὁ ποιητης προεωρα του Αδαμ την παραβασιν, και την επενεχθησομενην αυτῳ του θανατου ψηΦον ου γαρ ην εικος, ουδε δικαιον, τα μεν δι' αυτον γεγενημενα μεταλαχειν αΦθαρσιας, αυτον δε, ὁυ χαριν ταυτα επεποιητο; θνητον ειναι, και παθητον. τουτον δε γε δια της ανασασεως την αθανασιαν λαμβανοντος, κακεινα ὡσαυτως μεταλαγχανει της αΦθαρσιας. εντωτα, heißt es bis v. 22. και την ωρατον συμπεριελαβε κτισιν, πασα γαρ ειπεν ἡ κτισις. Oecumenius Edit. Pariſ. 1630. S. 309. verſteht, wie es ſcheint, den Ausdruck κτισις faſt auf die nemliche Art: και αυτη, Φυσιν; ἡ κτισις σΦοδρα προσδοκᾳ την μενουσαν ἡμων δοξαν. Δια τι αΦθαρτος, Φυσι, πλασθεισα, δια τας των ανθρωπων ἁμαρτιας Φθαρτη γεγονεν, επει και ἡμεις, εξ αΦθαρτων Φθαρτοι γεγοναμεν, βουλεται ουν ἡ κτισις, Φυσι, τους ανθρωπους την αΦθαρσιαν απολαβειν (εσαι δε τουτο εν τη ανασασει,) ἱνα και αυτη την οικειαν αΦθαρσιαν απολαβῃ. του γαρ ανθρωπου δι' ὁν γεγονε Φθαρτη την αΦθαρσιαν απολαμβανοντος, και αυτη την οικειαν αΦθαρσιαν συναπολημψεται. — προσωποποια δε εστι το παν, ἱνα τε των αγαθων την ὑποβολην δηλωσῃ, και ἱνα δειξῃ, ὁτι ἡμεις μαλλον ὀΦειλομεν σπουδαζειν της τοιαυτης δοξης και αΦθαρσιας επιτυχειν ηπερ ἡ κτισις. επει μη νομιζε την αψυχον και αναισθητον κτισιν τα τοιαυτα προσδοκαν ἡ αισθανεσθαι. — σημαζει, ἡ κτισις βουλωμενη την Φθοραν

αποθεσθαι λοιπον. ει δε ἡ κτισις, πολλω μαλλον ἡμεις τουτο αιτειν οφειλομεν.

Dieſe Verfaſſer und andere, die wie ſie gedacht, haben alſo wenigſtens den Sprachgebrauch für ſich gehabt, ob ſie gleich nicht in ihren Erklärungen die Bedeutung des κτισις gewählt haben, die nach dem Zuſammenhange, unter den mehreren Bemerkungen des Worts als die richtigſten erachtet werden könnte. Indeſſen ſcheint es doch, als wenn ſie in ihren Erklärungen die Thiere zugleich in Gedanken gehabt, da man ſonſt keinen vernünftigen Sinn in der αφθαρσια, finden kann, wornach Theodoret, und nach ihm Oecumenius, die κτισις ſich ſehnen läßt, und die ſie, der Menſchen wegen, für verlohren annehmen. Mit einem Origenes dahingegen der auf eine ganz wunderliche Art an dieſer Stelle allegoriſirt, und andern die haben wollen, daß κτισις itzt die Wiedergebohrnen, itzt Chriſten überhaupt, itzt Heiden bedeuten ſoll, wird man ſo viel weniger einig werden, da ſie den Sprachgebrauch und den Zuſammenhang wider ſich haben. Ueberhaupt findet man ſo viele geſunde Vernunft und durchgedachte Philoſophie in Pauli Briefen, wenn wir ihn als Apoſtel vergeſſen, und ihn blos als Schriftſteller betrachten, daß man gern dieſe Philoſophie über die Thiere von ihm vermuthen kann, und dieſes um ſo vielmehr, weil dergleichen Begriffe in der morgenländiſchen Philoſophie nicht ſo fremd waren; obgleich ſie nicht das Reine und das Einleuchtende hatten, welches Paulus ihnen gegeben hat. Gewiß iſt Pauli Philoſophie von den Thieren tief und fein, weit feiner ſind aber die philoſophiſchen

Ideen,

Ideen, die er uns 1 Korinth. 15. von der Auferstehung der Leiber gegeben hat; Ideen, die man durch die folgenden Jahrhunderte so oft und so allgemein mißverstanden hat, weil man, seine sinnliche Begriffe in die eben so wahren als abstrakten Betrachtungen des Apostels einführen wollte, und nicht genugsam auf die Bedeutung der Worte und den Zusammenhang der Rede achtete. Aber von dem Denker der diese Begriffe hinstellte und entwickelte, die allzeit leichter einzusehen, als zuerst zu erfinden und auszuführen sind, können wir gewiß reine und gesunde Philosophie in Materien erwarten, die den Sinnen und der Beurtheilungskraft viel näher liegen, als jene Betrachtungen von dem Verhältnisse unsrer zukünftigen Körper zu dem gegenwärtigen, und ihrer Entwicklung aus diesen.

Noch dieses verdient bey der kritischen Untersuchung der gedachten Stelle Röm. 8. bemerkt zu werden, daß weder beym Wetstein noch Griesbach einige Lesart bey den Ausdrücken κτισις, πασα κτισις gefunden wird. Mathäi hat v. 19. am Rande eines Kodex πιστεως anstatt κτισεως gelesen, merkt aber zugleich an, daß dieses wieder ausgestrichen war, wie man denn überhaupt beym ersten Anblick sehen kann, daß dieses πιστεως eine bloße Konjektur seyn muß. Herr Birch hat mir die Freundschaft erzeigt, seine, zur Fortsetzung seines Werks, bestimmten Sammlungen über diese Stelle nachzusehen, darin wird aber auch keine besondere Lesart von der allgemeinen gefunden.

Weil die Ausgaben der Septuaginta in der Abtheilung der Kapitel und Verse verschieden sind, muß ich

auch bey den aus den Apocryphen angeführten Stellen erinnern, daß ich diese nach Reineccii zweyter Ausgabe der griechischen Uebersetzung des alten Testaments, Leipzig, 8, 1757. angeführt habe. Daß ich die daraus angeführten Citaten, nebst den andern in der Grundsprache hingesetzt, ist geschehen, theils weil ich glaubte es müste so seyn, theils wegen derjenigen meiner Leser, die nicht die Schriften bey der Hand, und doch Lust haben könnten die eigenen Worte der Schriftsteller zu sehen.

Zweyter Theil.

Von den Pflichten des Menschen gegen die Thiere.

Erstes Kapitel.

Hat der Mensch Pflichten gegen die Thiere.

§. 75.

Schwerlich ist je eine Wahrheit gedacht oder gesagt worden, der man nicht auch auf mancherley Art widersprochen und sie verdreht hätte; so ist es auch der Wahrheit ergangen, daß wir Menschen Pflichten haben, die wir den Thieren schuldig sind. Man hat freylich wohl eingesehen, daß der Mensch nicht auf jede Weise gleich gut gegen diese Geschöpfe Gottes handelte; aber indem man gestand, es müste eine gewisse Ordnung, und eine bestimmte Regel für unser Verhalten geben, suchte man zugleich alle Verbindlichkeit, die wir gegen diese Thiere haben mögten, zu einer bloß mittelbaren Verbindlichkeit zu machen. Man behauptete, daß wir eigentlich keine Pflichten gegen die Thiere hätten, sondern daß alle Regeln, durch welche unser Verhalten gegen sie bestimmt werden könnte, sich zunächst und unmittelbar in unsern Pflichten gegen Gott, den Nächsten und uns selbst gründeten. Das Thier sollte, in Rücksicht seiner selbst, behandelt werden können, wie es uns gut dünkte; es hätte keine Rechte gegen uns; wir keine unmittelbare Pflichten gegen dasselbe. Und dies haben denkende Men-

schen, dies haben Philosophen in vollem Ernst behauptet. An und für sich läuft es damit freylich zum Theil auf einen bloßen Wortstreit hinaus; denn sobald man eingesteht, daß wir kein Recht haben die Thiere willkührlich zu behandeln, so gesteht man eben dadurch, daß der Mensch Pflichten hat, die er in Hinsicht der Thiere beobachten muß. Indessen ist es doch nicht so ganz gleichgültig, welchen Begriff wir uns von diesen Thieren und ihrem Werthe machen. Glauben wir, daß ihre Behandlung in Rücksicht auf sie selbst gleichgültig ist, daß ihre Vollkommenheit und ihr Glück nicht durch unser Verhalten leidet, so bauen wir eine gar schlaffe und leichte Sittenlehre auf diesen Grund. Und wir erlauben uns viele Dinge, halten viele Handlungen für gleichgültig, die uns in einem ganz andern Lichte erscheinen würden, wenn wir die Thiere für das ansähen, was sie würklich sind.

§. 76.

Die Thiere haben keine Rechte gegen uns, wie wir keine Pflichten gegen sie, sagt man, weil derjenige, gegen den wir Pflichten haben, dieselben kennen, und wissen muß, was wir ihm schuldig sind. Von einem solchen Recht aber, und solcher Verbindlichkeit, kann das Thier sich keinen Begriff machen. Sollte dieser Schluß gelten, so hätten wir auch keine Pflichten gegen unsre neugebohrnen Kinder, keine Pflichten gegen diese Kinder in ihrer Kindheit; die Mutter hätte keine Pflichten gegen ihre ungebohrne Frucht; wir würden sodann keine Pflichten gegen wahnsinnige und rasende Menschen, keine Pflichten gegen diejenigen haben, die in heftigen Krankheiten phantasiren, so lange sie in diesem

Zustan-

Zustande sind; denn alle diese **kennen ja weder ihr Recht, noch unsre Verbindlichkeit gegen sie.** Eine Behauptung, der wohl niemand beypflichten wird.

Recht bleibt immer Recht, und Pflicht immer Pflicht, sie mögen gekannt werden oder nicht, und weil ein Wesen, zu einer Zeit, seines Rechtes unwissend ist, weil es dies Recht nicht erklären und auf seine Handhabung bestehen, sondern blos die Kränkung desselben in dem Gefühl des Unrechts oder der Mißhandlung, die es leidet, empfinden kann; daraus folgt ja nicht, daß dieses Wesen immer und ewig über sein Recht in Unwissenheit bleiben werde. Der Mensch, den ich betrüge, wird ja ebensowohl von mir betrogen; ich kränke ja ebensowohl sein Recht, er mag es nun begreifen oder nicht; und Unrecht that ich immer, wenn gleich der Beleidigte nie zum Nachdenken oder zur Kenntniß davon kam.

Kann aber das Recht des Menschen gekränkt werden, und behält der Mensch dieses sein Recht, wenn er es gleich nicht kennen sollte; kann Unwissenheit oder Mangel an Fähigkeiten mein Recht zu kennen, niemals als moralische Ursache gelten, warum es aufgehoben werden sollte; so widerspricht es auch der Natur der Dinge, wenn wir schließen: die Thiere haben kein Recht gegen uns, weil sie dies Recht nicht kennen.

Und wer kann mit bestimmter Gewißheit behaupten, daß die Thiere gar keine Kenntniß von ihrem Rechte gegen den Menschen haben? Ist denn alle Kenntniß deutliche und symbolische Kenntniß? Ist nicht die dunkle, die klare, die verwirrte Vorstellung auch Kenntniß? ist nicht die Empfindung Kenntniß? Gewiß aber empfindet das Thier, wenn wir es mißhandeln, daß wir dem Triebe

zur Glückseligkeit entgegen arbeiten, den der Schöpfer jedem lebendigen Wesen einpflanzte; gewiß fühlt es, daß wir Unrecht thun, nur auf seine Weise aber fühlt es. Das Thier fühlt und stellt sich, wie es kann, den Streit des menschlichen Betragens gegen seine Wünsche vor. Und fühlt nicht der Mensch selbst Recht und Unrecht auf eben dieselbe Art, obgleich nicht in eben dem Grade, wenn er zum Maasstabe desselben, die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung nimmt, worin in gegebnem Falle, die Handlungen andrer mit seiner Selbstliebe, und dem Zustande den er sich wünscht, stehen. **Das Thier hat also sein Recht gegen den Menschen, ebensowohl als dieser sein Recht gegen seinen Nebenmenschen und das Thier hat.**

§. 77.

Aber, wendet man wieder ein, soll das Thier Rechte gegen uns, und wir Pflichten gegen dasselbe haben, **so muß es in der Schöpfung Gottes nicht Mittel seyn, um höhere Absichten zu erreichen, sein Daseyn muß selbst Absicht seyn**; und dies letztere will man denn nicht zugeben. Nie würde ich dieses sonderbaren Schlußes erwähnt haben, wenn nicht ein berühmter Gelehrter unsers Jahrhunderts, ihn in vollem Ernste gebraucht hätte, um zu beweisen, daß wir keine unmittelbare Pflichten gegen die Thiere haben.

Wir wollen hier nicht davon reden, daß die Folgerung keinen natürlichen oder wahrscheinlichen Zusammenhang mit der angenommenen Voraussetzung hat, gesetzt auch, es wäre Wahrheit, daß das Daseyn der Thiere nicht selbst Absicht sey. Wir wollen nur an das erin-

erinnern, was wir vorhin bewiesen haben, daß das Daseyn der Thiere gerade in dem eigentlichsten und unmittelbarsten Verstande Hauptabsicht ist, da jedes lebendige Wesen zunächst und unmittelbar um sein selbst willen da ist, und um durch das Daseyn glücklich zu seyn. Allein, daraus folgt denn auch, daß wir das Glück des Thieres stören, seinen Zustand verschlimmern, seine Vollkommenheit verringern können; denn eine jede schmerzliche Empfindung, die wir dem Thier verursachen, thut ja seiner Freude und seinem Glücke Abbruch, und würkt der unmittelbaren Absicht entgegen, um derentwillen es da ist.

Daß Gott durch das Daseyn der Thiere mehrere Absichten erreicht; daß die eine Thierart, in gewissem Sinne, der andern wegen, des Menschen wegen da ist; daß das Thier, in dieser Hinsicht, als Mittel zu höhern Absichten betrachtetet werden kann, ist, wie wir auch vorhin bemerkt haben, unbezweifelt gewiß; aber sollte dies nicht auch mit dem Menschen der Fall seyn? Niemand wird vermuthlich läugnen, daß wir zunächst und unmittelbar da sind, um durch unser Daseyn Glückseligkeit zu genießen; gehen aber nicht diese unsre Körper, durch den Tod in die andre Natur über? werden wir nicht die Speise der Würmer, die unsre irrdischen Ueberbleibsel verzehren? Und werden wir nicht eben dadurch Mittel zur Erhaltung dieser Thierarten? Der Mensch ist in seinem Tode für gewisse Thierarten eben das, was andre Thierarten dem Menschen während seines Lebens sind. Die Sache, die aus einem Gesichtspunkt betrachtet, Absicht ist, kann unter andern Umständen, und in einer andern Verbindung, Mittel seyn. Was heißt es denn also, daß

daß das Daseyn des Thiers von dem Schöpfer zu Erreichung mehrerer Absichten gebraucht wird?

Und was soll ich von dem Menschen, unter der ganzen Haushaltung Gottes mit ihm hienieden sagen? Wird er nicht eben dadurch Mittel zur Verherrlichung des Schöpfers? Mittel für höhere Wesen, die unendliche Vollkommenheit ihres Urhebers zu bewundern; also Mittel und Anlaß, die Glückseligkeit dieser Wesen, durch ihre vermehrte und befestigte Liebe zu ihrem Gott, zu vermehren und zu befestigen? Aus diesem allen aber folgern wir mit Recht: daß sowohl das Thier als der Mensch, zunächst und unmittelbar da sind, um durch ihr Daseyn glücklich zu seyn; und daß jeder, der vorsetzlich, ohne Nothwendigkeit und höhere Absichten, die Glückseligkeit des Menschen oder des Thieres unterbricht, stört oder vernichtet, das Recht Glück zu genießen kränket, das Gott mit dem Daseyn jedem lebendigen Geschöpfe gab.

§. 78.

Durch **Pflicht** verstehen wir eine jede Handlung, wozu wir durch Gesetze verbunden sind; der Wille Gottes aber in Ansehung unsers Betragens, ist uns in jedem Falle ein Gesetz; und diesen Willen Gottes lernen wir durch vernünftiges Nachdenken, über die Natur der Dinge, durch den natürlichen Gang und Zusammenhang der Ursachen und Würkungen, und die natürlichen, angenehmen oder unangenehmen Folgen der Handlungen kennen. Will nun Gott, daß jedes seiner lebendigen Wesen Glückseligkeit genießen soll; will er, daß diese seine Thiere, die er hier auf die Erde setzte, so glücklich seyn sollen; als sie es ihren Fähigkeiten und ihrem Zustande

nach

nach werden können; so will er auch, daß wir Menschen nicht muthwillig ihr Glück stören; so will er auch, daß wir auf bestimmte Art, der Natur und Verbindung der Dinge gemäß, mit ihnen umgehen; so will er, daß wir ihnen thun sollen, was Recht ist; und den Grund zu diesem Rechte legte er in ihre Natur, in ihre Anlage Glückseligkeit zu genießen, in ihren Trieb zum Genusse derselben.

Enthalten nun aber die Natur und Bestimmung der Thiere, nach dem Willen und der Einrichtung des Schöpfers, hinlänglichen Grund, warum wir unser Betragen und unsre Handlungen gegen sie nach einer gewissen Regel und auf eine bestimmte Weise einrichten sollen; so ist ja eben die Natur und Bestimmung des Thieres auch der Grund, woraus wir die Gesetze kennen lernen und herleiten können, die Gott in ihrer Behandlung uns vorgeschrieben hat; so haben wir Pflichten gegen die Thiere. Das Thier hat sein Recht eben sowohl als der Mensch; denn die Natur machte es dem Thiere zur Pflicht, Freude und Glück und Zufriedenheit mit seinem Zustande zu suchen, eben sowohl als dies, der Natur zu folge, die Pflicht des Menschen ist.

Es ist uns also eben so unmittelbar Pflicht, dem Thiere Recht wiederfahren zu lassen, als es uns Pflicht ist, gegen den Menschen gerecht zu seyn.

Zweytes Kapitel.

Von den absoluten und allgemeinen Pflichten des Menschen gegen die Thiere.

§. 79.

Je nachdem die Thiere entweder in ihrem ursprünglichen Naturzustande sind, oder zu seyn angesehen werden können, oder je nachdem sie in Verbindung mit dem Menschen und von ihm abhängig sind, können wir auch die Pflichten des Menschen gegen die Thiere in **allgemeine**, die wir Menschen jedem lebendigen Geschöpfe Gottes in jedem Zustande desselben schuldig sind, und in **besondre Pflichten** unterscheiden, die ihren Grund in dem verschiednen Verhältnisse des Thiers zu dem Menschen, unter seinen verschiednen Verbindungen mit demselben haben.

Es giebt **allgemeine Pflichten**, die wir gegen die Thiere in jedem Zustande derselben zu beobachten haben; und diese werden wir vielleicht um so deutlicher übersehen, wenn wir erwägen, was wir wohl diesen Thieren 1) in Absicht ihres **Lebens und der Dauer desselben**, 2) in Absicht ihrer **Körper und Gliedmaaßen**, 3) in Absicht ihrer **Seele und den angenehmen oder unangenehmen Empfindungen derselben** schuldig sind.

§. 80.

Wir Menschen haben kein Recht, muthwillig und ohne bestimmte vernünftige Absicht, irgend ein lebendiges Geschöpf in seiner Entwicklung zum Leben zu stören. Das heißt:

a) Wenn wir keinen wahrscheinlichen Grund haben zu vermuthen, daß das Leben dieser Thiere uns gefährlich und schädlich werden könnte.

b) Wenn wir nicht dadurch, daß wir ihre Entwicklung zum Leben hindern, unmittelbar dafür sorgen, uns die nöthige Nahrung zu verschaffen, und unser eignes Leben und Gesundheit zu erhalten.

Hat Gott durch die Einrichtung der Natur diesen Wesen das Daseyn, und mit ihm die Fähigkeit gegeben, Glück zu genießen; so hat er auch, mit dem Rechte das er ihnen zum Genuß des Glücks gab; ihnen ein Recht auf das Leben verliehen; und ist also nicht jede Handlung, wodurch wir sie muthwillig und ohne vernünftige Absicht hindern an dem Leben Theil zu nehmen, eine Kränkung ihres Rechts auf Glück und Leben?

Man merke aber wohl, daß ich sage: wir müssen nicht muthwillig und ohne vernünftige Absicht die Entwicklung dieser Wesen zum Leben stören. Wir Menschen haben Recht, und es ist uns Pflicht, uns selbst, unsre Körper in Gesundheit und Ordnung zu erhalten, und Schaden und Verderben von uns abzuwehren; wir haben also auch Recht, uns zu diesen Absichten der Mittel zu bedienen, ohne welche sie nicht erreicht werden

könnten. Oft würde es geschehen, daß gewisse Thierarten unüberwindlich zahlreich und verderblich für uns würden, wenn wir nicht ihrem Daseyn zuvorkämen, und durch Zerstörung ihrer Brut ihre Anzahl einschränkten. Und in diesen Fällen gebietet uns der Trieb der Selbsterhaltung, der Gefahr vorzubeugen. So handeln die Bewohner Afrikas nicht unrecht, wenn sie im Sande die Eyer des Krokodills aufsuchen und verderben, und die Affen vereinigen sich durch einen merkwürdigen Trieb mit dem Menschen, um diese gefährliche Brut zu zerstören. Gefährlich und unangenehm würde es für den Menschen seyn, wenn die Erde von Schlangen, Nattern und dergleichen giftigem Ungeziefer wimmelte, und wir folgen daher der Anweisung der Natur, die uns für unser eignes Wohl zu sorgen befahl, wenn wir ihre Eyer verderben. Diese Thierarten sind überdem so fruchtbar, daß wir nicht zu befürchten haben, sie würden durch unsre Bemühungen ausgerottet werden. *) So verhält es sich auch mit den Insekten, deren Vermehrung so unbeschreiblich groß ist, und deren Daseyn, ihrer Menge wegen, seine Unbequemlichkeiten für den Menschen hat. Kein Vernünftiger kann behaupten wollen, daß wir durch eine schweinische und unreinliche Lebensart, unsre Körper aufopfern, und sie zu Wohnungen und Zeugungsörtern für

*) Daß giftige Thierarten, durch das Austrocknen der Sümpfe und feuchten Oerter, durch Aushauen der Wälder, und überhaupt durch den Anbau und die Kultur der Länder, an einzelnen Orten fast ganz ausgerottet werden, ist eine natürliche Folge des gesunderen Bodens und einer gesunderen Gegend, und lehrt uns also, daß diese Thiere an solchen Orten itzt nicht mehr nöthig sind.

für Gewürm und Ungeziefer machen sollen; und wenn wir, durch Sorgfalt für die Gesundheit und Reinlichkeit unsrer Körper, das Daseyn dieser Thierarten hindern, so gehorchen wir bloß der Stimme der Natur, die uns gebot, Sorge zu tragen, daß eine gesunde Seele in einem gesunden Körper wohnen möge.

Der Mensch ist also berechtigt, zu eignem Schutze und eigner Erhaltung der Vermehrung dieser, in gewissem Sinne, schädlichen Thierarten vorzubeugen, aber muthwillig und absichtsvoll müssen seine Bestrebungen nicht seyn. Und doch verderbt der Mensch nur gar zu oft das Geschöpf Gottes, ohne alle vernünftige Absicht, ja sogar ohne sich nur eine nützliche Folge dieser Zerstörung gedacht zu haben. Wie abscheulich ist nicht die Bosheit, die wir unsrer Jugend so oft erlauben, sie oft lehren, sich eine Lust daraus zu machen, die Eyer und Nester unschädlicher, und bekanntlich nützlicher Vogelarten zu zerstören; und dies ohne den geringsten Nutzen für uns? Es mögte noch hingehen, wenn wir diese Eyer zu unsrer Nahrung gebrauchten, obschon dies meistens unnöthige, eingebildete Leckerhaftigkeit ist, und der Nutzen, den das im Eye eingehüllte Thier durch sein Daseyn gewürkt haben würde, oft unendlich den Kitzel eines Augenblicks überwiegt, den diese Speise unserm Gaumen verschaffen kann. Indessen hätte dann die Zerstörung doch einige Absicht; wie oft aber ist es nicht bloße Unart, Schadenfreude, wahre Bosheit, die den Menschen zu solchen Unternehmungen antreibt? Wir verderben bloß um zu verderben. Ist dies aber nicht Frevel gegen den Gott, dessen Geschöpf wir höhnen? ist es nicht Kränkung der Rechte des Wesens, dem der Höchste Zutritt

zum Leben gab, und das wir eigenmächtig hindern, des Lebens und der Güter des Lebens zu genießen.

§. 67.

Wir Menschen haben kein Recht, muthwillig und ohne bestimmte vernünftige Absicht, irgend einem lebendigen Geschöpfe das Leben zu rauben. Das heißt:

a) Wir haben kein Recht irgend ein Thier, blos zum Zeitvertreib zu tödten, oder weil die Fertigkeit, womit wir seinen Tod befördern, uns Vergnügen macht.

b) Wir haben kein Recht irgend ein Thier zu tödten, dessen Daseyn uns unschädlich ist.

c) Wir haben kein Recht irgend ein Thier zu tödten, dessen Tod keine unmittelbar gegenwärtige nützliche Folge, entweder für uns selbst oder für die Gesellschaft hat, in der wir leben.

Wenn der Mensch ohne Einschränkung, der unnatürlichen Jagdlust sich ergiebt, und sich dadurch gewöhnt, gleichgültig und fühllos gegen Mord und Blut zu seyn; wenn wir dann morden blos um zu morden, tödten weil es uns Lust ist, ohne Rücksicht auf den Nutzen des Getödteten; wenn wir, blos um unsre blutdurstige Neigung zu befriedigen, Thierarten fällen, deren Fleisch wir nicht essen, und deren Leben unschädlich für uns, nützlich aber in der allgemeinen Kette der Dinge ist: kränken wir denn nicht das Recht auf Leben und Glück, das Gott diesen Thieren gab? Ein Recht, das, unter den angeführten

Voraus-

Voraussetzungen, auf keine Weise dem Rechte des Menschen auf Glück und Sicherheit widerstreitet.

Jede Handlung, die ein denkendes Wesen unternimmt, muß Absicht, vernünftige Absicht haben, und wie können wir uns denn einbilden, daß es Recht seyn sollte, ohne allen vernünftigen Grund, das Leben der Thiere zu zerstören und zu verkürzen? Ist es eines vernünftigen Wesens würdig, Böses zu thun, blos um den leeren Raum einiger müßigen Stunden anszufüllen; Böses zu thun, blos um es zu thun? Alles aber, wodurch wir die Glückseligkeit irgend eines lebendigen Wesens unterbrechen, ist ein Uebel, dessen Urheber wir sind; weil Hemmung der Würksamkeit, und der Entwicklung der Fähigkeiten immer ein Uebel für ein lebendiges Wesen ist; und nichts als Nothwendigkeit, unsre eigne Erhaltung, Zuwachs an wahrer Glückseligkeit für uns selbst, wahrer Vortheil und Sicherheit unsrer Nebenmenschen, kann das Uebel entschuldigen und rechtfertigen, das wir durch Zerstörung des Lebens der Thiere hervorbringen.

Die Fliege und der Wurm fühlen ebensowohl die Freuden des Lebens, als der Elephant und der Mensch; sowohl jene als diese kämpfen gegen den Tod und Zerstörung; nur ein Tyrann, nur ein maurischer Ismail mordet Menschen aus Lust; *) aber die Natur bebt vor

*) Justizrath Höst in seinen Nachrichten von Marokko u. s. w. erzählt S. 45/46. von diesem außerordentlichen Tyrannen, daß es eine seiner gewöhnlichen Vergnügungen war, dem Sklaven der den Steigbiegel hielt, den Kopf abzuhauen, indem er sich aufs Pferd schwang. In einer Zeit von achtzehn Jahren soll er nicht weniger als

40,000

solchen Ungeheuern zurück. Und sollten wir denn nicht, bey vernünftigem Nachdenken über die Natur und den Werth der Thiere, mit gleicher Verachtung und Abscheu einen jeden betrachten, der es sich zur Lust und zum Zeitvertreib macht, das Leben der Thiere zu zerstören, ohne dabey eine vernünftige Absicht zu haben, ohne ein würkliches Gut dadurch zu erreichen: ein Gut das größer ist als das Leben dieses Thieres. Was ein solcher Mördergeist dem Thiere thut, das würde er auch gegen den Menschen versuchen, wenn er hier eben so ungeahndet seiner Lust und Neigung folgen dürfte.

§. 82.

Indem wir aber behaupten, daß kein lebendiges Wesen, ohne vernünftige Absicht und bestimmten Nutzen, von dem Menschen zerstört werden darf, so erhellt auch zugleich, daß:

Der Mensch das Recht hat diese Thiere zu tödten und auszurotten, in solchen Fällen, wo der Tod des Thieres zur Erhaltung und zum würklichen Wohl des Menschen nothwendig ist.

Da die Natur den Menschen so gebildet hat, daß er sich sowohl aus dem Thier, als Pflanzenreiche nähren kann,

40,000 Menschen ermordet haben. Jeder von uns fühlt die gränzenlose Bosheit dieses Unthiers; allein, sollten nicht viele Menschen sich ähnlicher Tyranney gegen die Thiere schuldig gemacht haben, ohne daß weder sie selbst, noch die Menge ihrer Nebenmenschen, etwas dabey gedacht oder empfunden haben?

kann; da wir, vermöge der Einrichtung unsers Magens, Fleisch verdauen können, so ist dies ja ein Wink der Natur, daß die Thiere zu unsrer Speise bestimmt sind. Wie ein Thier das andre verzehrt, ein Thier durch List oder Stärke das andre überrascht, so werden alle Thierarten, vermöge der höhern Fähigkeiten die wir besitzen, ein Raub des Menschen. Wenn der Löwe und der Tiger auf gewisse Erdstriche eingeschränkt sind; wenn der Hayfisch seinen Raub in dem Element suchen muß, worin die Natur ihn setzte, so kann der Mensch seine Beute in jedem Theile der Welt, aus allen Elementen, in der ganzen Natur suchen. Der Mensch ist durch die Einrichtung der Natur, hauptsächlich ein fleischfressendes Thier; er ist also berechtigt, durch das Tödten der Thiere seinen Unterhalt zu suchen.

Eins aber ist es, die Fordrungen der Natur zur Nothdurft durch thierische Speise befriedigen; ein Andres, dieselbe zum Vergeuden zur Schlemmerey und zur Ueppigkeit zu gebrauchen. Wenn jenes recht und erlaubt ist, so streitet dieses wider die Natur, und kränkt das Recht eines jeden Geschöpfes, das ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht des Lebens beraubt wurde. Hierbey ist es besonders merkenswerth, daß der Mensch, durch bloße animalische Speise, bey weitem nicht aufs beste für die Ordnung und Gesundheit seines Körpers sorgt; da auch das Pflanzenreich von der Natur zur Nahrung des Menschen bestimmt ist, und so viele heilsame Folgen für den menschlichen Körper hat. Auch ist es bekannt, daß hypochondrische und gichtische Personen, durch gänzliche Enthaltung von aller animalischen Speise, und durch den Gebrauch blos vegetabilischer Lebensmittel,

nicht allein geheilt worden sind, sondern gleichsam neue Munterkeit, und Jugend und Stärke wieder erhalten haben; und dieser Erfolg zeigte sich zuweilen schon nach einigen Monaten, spätstens aber nach zwey Jahren einer solchen Diät.

Anmerkung. Der Mensch kann, zufolge seines Körperbaues, Fleisch essen, und ist also berechtigt, sich animalischer Speisen zu bedienen; dies leidet wohl keinen Zweifel. Eine andre Frage aber ist es, ob Buffon und mehrere Naturkundige Recht haben, wenn sie behaupten, daß Menschen, welche ihre Nahrung einzig und allein aus dem Pflanzenreiche zögen, schwach und kraftlos werden müsten. Professor Sparrmann hat in seiner Reisebeschreibung verschiedne Erfahrungen zur Auflösung dieser Frage gesammelt, und diese will ich denn hier anführen.

Die Braminen essen kein Fleisch; und wenn gleich diese Menschen, wie Herr Buffon will, mehr eine Sekte, als ein Volk ausmachen, so leben sie doch, und zeugen Kinder, und man kann nicht sagen, daß die Kräfte der vorhergehenden Generation in der folgenden abnehmen. Eine große Anzahl armer Leute in China, soll, wie man sagt, sich blos von Reis nähren, und sich recht wohl dabey befinden. Die Einwohner der geringsten Klasse auf den Tatau-Inseln im Südmeer, selbst Leute von höheren Klassen, baten sich von den Engländischen Reisenden, Fleisch als eine Seltenheit aus; und obgleich einige von ihnen nur selten Gelegenheit hatten, Fische zu bekommen, und fast nichts als vegetabilische Speisen genossen, waren sie doch so munter, rasch

und

und ſtark, daß ſie für eine Glaskoralle oder einen Nagel, die Reiſenden durch ziemlich ſtark fließende Bäche trugen, ohne auszugleiten, obſchon der Boden voller Flintenſteine war, und das Waſſer ihnen bis auf die Mitte des Körpers gieng.

Die armſelige Oſter-Inſel (Easter-Island) iſt ein redender Beweiß, wie ſehr die menſchliche Natur ſich daran gewöhnen kann, mit wenigem zufrieden zu ſeyn. Ungeachtet wir, ſagt Herr Sparrmann, queer durch die Inſel zogen, und einen großen Theil derſelben unterſuchten, fanden wir doch nicht mehr als ein einziges elendes Boot, und nicht einmal ſo viel Holz, daß die Einwohner ſich ein andres daraus hätten machen können. Wir ſahen nicht das mindeſte Fiſchergeräth auf der Inſel; auch fanden wir nicht einmal eine Spur, daß die Einwohner ihre Nahrung aus dem Meere zögen. Sie hatten zwar Hühner; aber da ſelbige klein und ſehr zahm waren, und man unter einer Volksmenge von ſieben bis achthundert Perſonen, kaum funfzig von dieſen Thieren zählte, ſo kann man mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen, daß viele dieſer Inſelbewohner ohne alle thieriſche Nahrung leben müſſen. Zwar gab es auch Ratzen auf der Inſel; aber da ſie eben nicht in Menge vorhanden waren, und die Bewohner der übrigen Inſeln dieſe Thiere verabſcheuen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie hier zur Nahrung gebraucht werden ſollten. Nun waren freylich dieſe Inſulaner, überhaupt genommen, ziemlich mager; aber die Natur iſt auch mit vegetabiliſcher Nahrung unbeſchreiblich karg gegen ſie geweſen, indem die ganze Flora dieſes Landes kaum zwanzig Gewächsarten zählt; und unter dieſen gehörten Piſang, Yams,

süße Patäten und Zuckerrohr zu den wenigen, die zum essen taugten. Demungeachtet waren doch diese Leute geschmeidig, konnten laufen und klettern wie die Ziegen, und schienen gesund und wohl zu seyn. Uebrigens beweisen die Weibsleute dieser Insulaner, daß weder Fortpflanzungstrieb noch Körper bey ihnen durch diese vegetabilische Nahrung geschwächt sind.

Da Fleischspeisen auf den Gesellschafts-Inseln für eine Seltenheit gehalten werden, so giebt man den Hunden daselbst weder Fleisch noch Fische; und obschon man also mit Recht behaupten kann, daß diese im eigentlichsten Verstande fleischfressenden Thiere, dort fast keine andre als vegetabilische Nahrung erhalten, so kann man doch nicht sagen, daß sie schwach wären; die gebratenen Hunde, die man daselbst sah, waren vielmehr fett und fleischigt. Die europäischen Hunde, die in weit höherm Grade fleischfressende Thiere sind, als der Mensch, werden oft mit Mehl und Wasser gefüttert, und gedeihen recht gut dabey; und warum sollte denn der Mensch nicht leben und gedeihen können, wenn er blos die verschiednen Arten von Lebensmitteln genießt, die das Pflanzenreich darbietet.

Die Sklaven und Buschhottentotten am Kap, welche bey solchen Bauern dienen, die sich blos mit der Schaafzucht beschäftigen, und in Gegenden wohnen, wo das Wild weggeschoßen ist, bekommen von ihren Herrn nichts als Brod und Milchspeisen, wobey sie indessen gesund und in ziemlich gutem Stande sind. Schaaffleisch wird ihnen nicht geboten, da die Schaafe den einzigen Reichthum ihrer Herren ausmachen, und also nicht zum Unterhalt der Sklaven geschlachtet werden.

Aus Thomas Gages Beschreibung seiner Reise nach Neuspanien, sieht man, daß die Armen dieser Länder blos vom Mays, und einer Art welscher Bohnen (phaseolus) leben; diejenigen aber, welche der Stadt näher wohnten, suchten nur des Sonntags sich etwas Fleisch zu verschaffen. In Ulloas Reisebeschreibung liest man unter andern folgendes: „Die Armen haben „kein andres Nahrungsmittel als Papaswurzeln; diese „Wurzel ersetzt ihnen den Mangel aller übrigen Speisen. „Die Kreolen schätzen dieselben sogar höher als Vögel „und die besten Fischsorten.“ Wer weiß nicht, daß die Kakaobohnen, in den Ländern wo sie wachsen, ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner ausmachen, und daß ausgezehrte Leute, durch den Genuß derselben, bald wieder zu Fleisch und Kräften gekommen sind. Man hat sogar Beyspiele, daß eine ganze Schiffsbesatzung zween Monate lang nichts anders als Chokolade genossen, und sich wohl dabey befunden hat. In Oberägypten findet man viele Haushaltungen, die einzig und allein von Datteln leben. Dieses alles aber zusammengenommen, beweißt doch wohl unläugbar, daß die Menschen leben und gedeihen und sich fortpflanzen können, ohne Fleisch zu essen.

Indessen wird man vielleicht mit Hrn. Buffon einwenden: daß zwar in den südlichen Ländern, wo die Früchte reifer, die Gewächse nahrhafter, die Wurzeln saftiger, die Saamenkörner fester sind, der Mensch bey blos vegetabilischen Speisen Gesundheit und Stärke behalten könne; daß dies aber nicht ebenfalls in den nördlichern Ländern Statt finde. Und doch bestätigt die Erfahrung, daß die Menschen auch hier leben und gedeihen können, ohne Fleisch zu essen. Tournefort erzählt,

daß Brod, Feigen, Weintrauben und rohe Gurken zum öftern die einzigen Lebensmittel, der Einwohner in der Levante ausmachen; und es folgt also hieraus, daß diese Menschen, wenigstens eine Zeitlang ohne Nachtheil, alle animalische Nahrung entbehren können. Linnee zeigt (Amoenitates Academicae. P. I. p. 137) daß die Athleten in alten Zeiten, deren Hauptbeschäftigung es war, zu ringen und zu fechten, wozu sie gewiß kräftige Nahrungsmittel nöthig hatten, hauptsächlich mit Feigen unterhalten wurden, bis es allgemein gebräuchlich ward, Fleisch zu essen. An eben dem Orte findet man angeführt, daß arme Leute, die man zur Bewachung der Feigengärten und Weinberge anstellte, binnen zween Monaten von diesen Feigen, wozu man ihnen eine kleine Portion Brod gab, dick und fett wurden. Professor Sparrmann hat viele Dalekarlier gesehen, die lange Zeit hindurch die schwerste Arbeit verrichteten, und ihre, beynahe einzige Nahrung war Mehlbrey und Bier. In Upland fand er arme Bauersleute, die mehr als einmal, und das ziemlich lange, kein Brod für ihre Kinder hatten, und sie mit Mehl in Wasser gekocht, und Pfannkuchen ernähren musten. Man wird vielleicht sagen, die Milch, welche solche Leute genießen, gehöre zum Thierreich; aber dies fällt bey näherm Nachdenken weg, da Herr Geoffroy bemerkt hat, daß die Bestandtheile der Milch mit den Bestandtheilen der Pflanzen fast eins sind. Es ist bekannt, daß in Irland viele arme Leute nichts als Kartoffeln, und zuweilen ein wenig Milch essen. Ein Mann, der sich lange in Rußland aufgehalten hatte, versicherte Hrn. Sparrmann, daß der gemeine Mann auf dem Lande daselbst, blos von Sauerkohl, Grütze oder Brod, rohen Gurken, Zwiebeln,

Salz,

Salz, Gras und Tradakna — einer Zubereitung aus trocknem Habermehl und Wasser — lebte; und daß von dreyßig tausend Bauern, die einem gewissen Herrn unweit Moskau gehörten, nur sehr wenige, viermal des Jahres Fleisch oder Fische zu essen bekämen. Uebrigens führt Haller (Physiologie, 9. B. 19. b.) verschiedne Beyspiele von Leuten an, die ohne animalische Nahrungsmittel gelebt haben; und beweißt also, daß man auch in Europa derselben entohnigt seyn kann. Sparrmanns Reise, S. 525-531.

Der Mensch ist also nicht durch unwiderstehlichen Naturzwang genöthigt Fleisch zu essen, obschon er es essen kann; aber wie ungerecht handeln wir denn nicht, wenn wir diese Fähigkeit zur Schlemmerey und Ueppigkeit mißbrauchen, und also weit mehreren Thiergeschöpfen das Leben rauben, als die vernünftige Befriedigung unsrer Bedürfnisse fodert.

§. 83.

Der Mensch ist, im gesellschaftlichen Leben, berechtigt, das Thier in den Fällen zu tödten, wo das Leben des Thieres dem Menschen zur Last werden würde, ohne daß dieser demselben die nöthige Nahrung und Pflege geben, und es also weder sich selbst zur Lust, noch dem Menschen zur Lust leben könnte.

Auch das ist Wahrheit, daß gewisse Thierarten, die in häuslicher Verbindung mit dem Menschen stehen, eine unerträgliche Bürde im gesellschaftlichen Leben werden würden, wenn alle Jungen dieser Thiere ungestört heran

heran wüchsen, und am Leben blieben. *) In dem natürlichen Zustande, wo die Thiere wild unter einander laufen, hat die Natur selbst dafür gesorgt, daß das nöthige Gleichgewicht unter den Arten erhalten werde, indem ein Thier ein Raub des andern wird. In der häuslichen Verbindung mit dem Menschen, der in Familien und Staaten lebt, ist das schwächere Thier gemeiniglich wider die Gewalt des Stärkeren beschützt; die Sorgfalt der Natur für die Einschränkung gewisser Thierarten ist also unter diesen Umständen, gewissermaaßen dem Menschen überlassen; und man mögte wohl sagen, daß wir sogar dem Thiere eine Wohlthat erzeigen, wenn wir es durch einen frühen und schnellen Tod von einem kummervollen Leben befreyen, das ärger als der Tod seyn würde. Daß wir in solchen Fällen diesen Wesen das Leben rauben, wenn sie kaum angefangen haben es zu genießen, darüber können wir uns allzeit durch den Gedanken beruhigen, daß es Nothwendigkeit war, die uns so zu handeln gebot; und die Sorge für die weitere Entwicklung dieser Wesen, wollen wir dem Herrn der Natur anheim stellen, der von Ewigkeit her ihr Loos in jedwedem Zeitpunkte ihres Daseyns gesehen, und ihr Schicksaal in den allgemeinen Plan der Dinge verwebt hat.

§. 84.

Wir Menschen thun Unrecht, wenn wir willkührlich und vorsetzlich den Körper oder die Gliedmaßen eines Thiers beschädigen; es sey dann

a) daß

*) Höst erzählt, daß die Mauren nie einen Hund, oder seine Jungen umbringen, daher denn auch bey ihnen eine

a) daß wir gezwungen wären dies zu thun, um uns gegen ihre Angriffe zu vertheidigen.

b) Daß unsre Hausthiere auf keine andre Weise zu den Diensten brauchbar werden könnten, wozu wir sie nothwendig bedürfen.

Nichts in der Natur ist überflüßig, jedes Ding hat seinen bestimmten Nutzen, jedweder Theil des Dinges seine bestimmte Absicht und Verbindung mit dem Ganzen. So verhält es sich insonderheit mit dem thierischen Körper; es ist kein Theil desselben, der nicht die Erhaltung des ganzen Körpers, und seine Fähigkeit die Absichten der Natur zu erfüllen, zu befördern beyträgt. Aber auch das ist Wahrheit, daß kein Theil dieses schönen Ganzen zerstört werden oder leiden kann, ohne daß die Würkungen davon sich auf die ganze Maschin-Einrichtung ausbreiten, und ihre Vollkommenheit stören. Hat nun der Höchste gewollt, daß ein jedes Ding seine bestimmte Absicht erreichen sollte, und er wollte es, weil er den Dingen überhaupt, den thierischen Körpern aber insonderheit, die Einrichtung, die Theile, das gegenseitige Verhältniß der Theile gab, das sie würklich haben; so streitet ja jede Zerstörung, die wir muthwillig in dem Körper eines Thieres anrichten, jeder Schade, den wir zwecklos den Gliedern irgend eines Thieres zufügen, offenbar gegen den weisen Willen und die weise Einrichtung des Schöpfers; so versündigen wir uns ja gröblich, wenn wir, ohne ein würkliches größres Gut zu errei-

eine unausstehliche Menge dieser Thiere ist, die nicht allein selbst durch Hunger und Elend leiden, sondern auch den Menschen gar sehr beschwerlich sind.

erreichen, die Vollkommenheit vermindern, die Gott seinen Geschöpfen gab.

Wie aber der Mensch, der muthwillig die Vollkommenheit eines lebendigen Geschöpfs vermindert, gegen den Urheber der Natur sündigt, so kränken wir auch, in dem eigentlichsten Verstande, das Recht des Thieres, durch die zwecklosen Zerstörungen, die wir in seinem Körper und den Gliedmaaßen desselben anrichten. Dann erst kann ein, mit organischem Körper vereinigtes, lebendiges Wesen physisch glücklich geschätzt werden, wenn jeder Theil der Organisation seine bestimmte Absicht erfüllt. Jede Abweichung von der festgesetzten Ordnung der Natur, jede Zerstörung der Unordnung eines Organs, ist mit unangenehmen Empfindungen für das Thier verknüpft. Ueberhaupt ist eine jede Einschränkung oder Stockung der Würksamkeit mit Unannehmlichkeit für ein geistiges Wesen verbunden; auf eine jede Zerstörung in dem thierischen Körper oder seinen Gliedern aber, folgt ja Einschränkung, Stockung der Würksamkeit, wozu das Thier, vermittelst dieses Gliedes, bestimmt war, also auch Schmälerung der Freuden, die das Thier vermittelst dieses Gliedes genießen sollte. Und ist es denn also nicht die bestimmteste Kränkung des Rechts der Thiere, wenn wir muthwillig und ohne vernünftige Absicht, die Freuden vermindern, unterbrechen und zerstören, wozu Gott sie durch die Einrichtung ihrer Körper bestimmte.

Wenn wir die Körper der Thiere und ihre Glieder zerstören, so zerstören wir ihre Vollkommenheit und Glückseligkeit, rauben ihnen Güter, die der Schöpfer durch die Einrichtung der Natur, ihnen zu genießen ein Recht gab, rauben ihnen was ihnen gehört, thun Unrecht. Und

nun

nun Mensch! wenn du den Fliegen, Maykäfern und andern Insekten, Beine und Flügel abreissest, wenn du die Katze und den Hund lähmest, wenn du die Glieder des Thiers beschädigst, blos weil Einfälle oder Leidenschaft dich antreiben, was thust du alsdann? Du beleidigst das Thier, indem du sein Recht kränkest, du sündigest gegen den Schöpfer und Herrn des Thieres, und ein Thor bist du, wenn du wähnst, du könntest ungestraft sündigen.

§. 85.

Körperlicher Schmerz ist immer eine Folge der Mißhandlungen, die wir den Körpern und Gliedern der Thiere zufügen. Aber indem wir erkennen, daß jede muthwillige und zwecklose Beschädigung der Körper der Thiere, unrechtmäßig und sündlich ist, werden wir uns auch genöthigt finden, folgenden aus dieser Wahrheit unmittelbar herfließenden Schluß einzuräumen:

Der Mensch thut Unrecht, wenn er ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht dem Thiere körperliche Schmerzen verursacht. Das heißt:

a) Wir thun Unrecht, wenn wir in irgend einem Falle dem Thiere körperliche Schmerzen verursachen, wo wir, durch den Gebrauch andrer Mittel, unsre Absichten eben so gut und eben so leicht hätten erreichen können.

b) Wir thun Unrecht, wenn wir dem Thiere einen größern Grad von körperlichem Schmerz verursachen, wo ein geringerer

Grad

Grad von Unannehmlichkeit für das Thier, hinreichend gewesen seyn würde, unsre vernünftigen Absichten zu fördern.

c) Wir thun Unrecht im höchsten Grade, wenn der Schmerz, den wir dem Thiere verursachen, in unsrer vorsätzlichen Unwissenheit, in unsern Vorurtheilen, Uebereilungen und Leidenschaften seinen Grund hat.

Hiervon werden wir noch mehr überzeugt werden, wenn wir uns erinnern, daß die Thiere eben dieselben Sinnwerkzeuge haben, und vermöge ihres Körpers auf eben die Weise empfinden, als der Mensch. Auch bey den Thieren sind die Nerven der Anlaß zu Empfindungen; jede Zerstörung, die wir in den Gliedern des Thieres anrichten, greift auch seine Nerven an, und verursacht ihm größere oder kleinere Scherzen, je nachdem seine Organe mehr oder weniger fein, und die Bewegungen, die wir hervorbringen, mehr oder weniger gewaltsam sind. Ist nun aber jede zwecklose und muthwillige Mißhandlung, die wir an dem Körper des Thieres verüben, unrechtmäßig und sündlich, so ist auch jeder körperliche Schmerz, den wir auf diese Weise dem Thiere verursachen, gewaltsame Kränkung seines Rechtes; da das eine nothwendig aus dem andern folgt.

Und doch ist nichts gewöhnlicher, als daß der Mensch gedankenlos sich erlaubt, das Thier auf jede Weise zu mißhandeln; Lust und Wohlgefallen daran findet, ihm Leiden und Schmerz zu verursachen, gerade, als ob das Thier ohne alle Empfindung, oder seine Empfindungen von einer ganz andern Art wären, als was wir an uns Empfindung zu seyn wissen.

Aber

Aber welch' ein schreckliches Regiſter von Mißhandlungen könnten wir hier nicht aufzählen, wenn wir dem Menſchen durch die verſchiednen Stände und Alter folgen, und die ungeheure Summe von körperlichen Schmerzen überdenken wollten, unter welchen die Thiere ſeufzen; Schmerzen, die ſo allgemein, ohne alles Bedenken, hervorgebracht und vermehrt werden. Wenn der ſich windende Wurm von dem hartherzigen Fiſcher zum Köder auf den Angel geſteckt wird; wenn die Fliege und der Maykäfer von Nadeln durchbort werden, und ihr ängſtliches Flattern ein angenehmes Schauſpiel für den fühlloſen Menſchen iſt; wenn die wärmenden Federn dem lebendigen Federvieh aus der Bruſt gerupft werden; wenn wir das Thier, das wir verwundet haben, ſich durch langſame Schmerzen zu Tode martern laſſen; kurz, wenn gedankenloſe Thorheit, Launen und Leidenſchaften uns verleiten, die Körper der Thiere zu mißhandeln; o, dann kränken wir gröblich das Recht des Thiers, das, von dem Herrn der Natur zur Glückſeligkeit beſtimmt, nie bey den Mißhandlungen des Körpers glücklich ſeyn kann.

Aber, wird man vielleicht antworten, es ſind ja doch nur Thiere, und wir ſind Menſchen, und was brauchen wir uns denn um ihre Freude oder ihren Schmerz zu bekümmern? iſt es nicht genug, daß wir uns dafür hüten, Menſchen zu mißhandeln, ſollen wir uns auch noch über unſer Betragen gegen das Thier Bedenklichkeiten machen? Freylich giebt es manchen, der nur mit genauer Noth ſich dafür hüten kann, Menſchen zu mißhandeln; und vielen iſt es ſogar völlig gleichgültig, ob Menſchen oder Thiere die Opfer ihrer Mißhandlungen ſind. Aber, Bruder, ſollte denn wohl die Mißhanlung

des Thieres an sich Recht seyn, weil es unrecht ist, den Menschen zu mißhandeln? oder sollte vielleicht der Herr der Natur, um sich nach deiner bösen und gehäßigen Denkungsart zu bequemen, eine ganze Klasse von lebendigen und fühlenden Wesen hervorgebracht haben, die du frey und ungestraft mißhandeln könntest, damit du doch etwas haben mögtest, das deine Boßheit beschäftigte.

Aber es ist doch nur ein Thier, sagst du: und welchen Sinn hat denn wohl diese deine Vertheydigung? Schwerlich kann sie etwas anders bedeuten, wenn sie überall eine Bedeutung haben soll, als daß dies Thier nicht Mensch ist, nicht Menschengestalt und Menschenfähigkeiten hat, wie du — und darum solltest du berechtigt seyn, es zu martern und zu plagen? Aber was würdest du wohl selbst denken und fühlen, wenn auf einmal eine Menge fremder Geschöpfe auf dieser unsrer Erden zum Vorschein käme; Geschöpfe, die keine menschliche Sprache reden oder verstehen könnten; deren Gestalt gänzlich von der menschlichen verschieden, die uns aber dahingegen an Macht und Einsichten weit überlegen wären? Diese Geschöpfe verachteten und verhöhnten und mißhandelten uns auf das grausamste: sie brächen uns blos zur Lust Arme und Beine entzwey, und wären bey allem unserm Jammern und Wehklagen völlig gleichgültig. Was würdest du, Mensch, bey einer solchen Behandlung denken und fühlen? Gewiß, diese Wesen thäten dir Unrecht, himmelschreyendes Unrecht. Aber, was thust denn du dem Thiere, wenn du es eben so, oder auf ähnliche Weise behandelst? Soll deine größere Klugheit und Stärke dir ein Recht geben das Thier zu mißhandeln, so mußt du auch zugeben, daß jedes Wesen, welches

mächti-

mächtiger und klüger ist als du, das Recht hat, mit dir eben so zu verfahren!

Und siehe, Mensch, die Missethaten, die du gegen das Thier verübst, und andern zu verüben erlaubst, fallen oft zurück auf dich selbst, wenn du schon längst sie vergessen hast, wenn du dich nicht einmal zu besinnen weist, welchen Zusammenhang deine gegenwärtigen Unannehmlichkeiten und Leiden, mit deinem vorhergehenden grausamen Betragen gegen das Thier haben. Du lehrst das Kind, und erlaubst ihm, Schmetterlinge, Maykäfer und andre kleine Thiere auf Nadeln zu stecken; du lehrst es, seinen Unwillen an den Hausthieren auszulassen, die es um sich hat; du hast deine Lust daran, zu sehen, mit welcher Erfindsamkeit dein Kind die Thiere martert; aber siehe — gedankenloser Vater, gedankenlose Mutter! frühe oder spät wird die vergeltende Gerechtigkeit diese Martern des Thiers auf dich selbst zurück fallen lassen. Vielleicht wird einst der junge Unmensch, den du so erzogen hast, die Dolche, womit seine zarten Hände sich an den Thieren übten, in deine eigne Brust stoßen! Als ein roher, wilder, ruchloser Mensch, wird vielleicht dieser dein Sohn, oder deine Tochter dir tödtenden Kummer, und täglich nagenden Gram verursachen! Und zu spät wirst du dann erfahren, daß die Seufzer und das Jammergeschrey des leidenden Thieres sich nicht im Winde verlieren, sondern empor steigen zum Gott der Liebe, und Rache fordern über den harten und unbarmherzigen Sünder!

§. 86.

Ungerecht, sündlich sind die Mißhandlungen der Körper der Thiere, durch welche wir ohne Nothwendig-

keit und vernünftige Absicht, ihnen Schmerzen verursachen; aber die Thiere sind nicht bloße Körper; auch sind nicht alle Leiden, die wir ihnen verursachen können, blos körperliche Leiden. Die Thiere sind Wesen, aus Körper und Geist zusammengesetzt.

Wir Menschen thun also Unrecht, wenn wir ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht, den Thieren Kummer und Angst verursachen. Wir thun also Unrecht,

a) wenn wir, ohne Nothwendigkeit, den Thieren die natürlichen Veranlassungen rauben, die sie zur Freude haben.

b) Wenn wir sie, ohne Nothwendigkeit, in Lagen, und in Verbindung mit Gegenständen versetzen, die ihnen Unlust und Angst verursachen.

c) Wenn wir, ohne Nothwendigkeit, den Kummer oder die Angst vermehren und verlängern, die wir ihnen zufälligerweise verursacht haben mögen.

Die gewaltsame Behandlung des Körpers erregt immer unangenehme Empfindungen in der Seele; die Seele hat aber auch ihre besondre Lust oder Unlust, welche, ohne unmittelbar durch die Verändrungen des Körpers hervorgebracht zu seyn, ihren Grund in der eigenthümlichen Würksamkeit der Seelenfähigkeiten hat. So ist es mit dem Menschen, und so verhält es sich auch mit den Thieren; nur in den Graden der Entwicklung und Würksamkeit dieser Fähigkeiten, können wir mit Grunde einen Unterschied zwischen Mensch und Thier annehmen;

so

so wie auch die Entwicklung und Würksamkeit bey den verschiednen Thierarten wiederum verschieden ist. Der Mensch kann, indem er sich eine Reihe mehrerer Zwischenursachen und Würkungen denkt, durch die unangenehmen Möglichkeiten, die er vielleicht entdeckt, sich Unlust schaffen. Das Thier bleibt, soviel wir schließen können, in den meisten Fällen bey dem Gegenwärtigen, und den unmittelbaren Folgen des Gegenwärtigen stehen; aber die Erinnerung des Vergangnen trägt auch das ihrige dazu bey, diese Empfindungen zu verstärken; und hierin kann das Thier, auf seine Weise, eben so viel Anlaß zum Kummer und Angst finden, als der Mensch auf die seinige.

Wer kennt nicht den unwiderstehlichen Trieb der Liebe zu seiner Brut, den der Urheber der Natur den Thieren einpflanzte? ein Trieb, der zu gewissen Zeiten sogar den mächtigen Trieb der Selbsterhaltung, und die mit demselben, bey den schwächern und wilden Thierarten, verbundne Furcht vor dem Menschen, dämpft. Gesetzt auch, dieser habe, wie zu vermuthen ist, seinen ursprünglichen Grund in der Einrichtung des Körpers, so bringt er doch immer bey dem Thiere frohe oder unangenehme Empfindungen hervor, die zunächst und unmittelbar der Seele gehören, und von den, im eigentlichsten Verstande, körperlichen Schmerzen oder Freuden verschieden sind.

Aber wie allgemein übersehen wir Menschen nicht diese Quelle der Lust und Unlust der Thiere, und behandeln sie wie Maschinen, die, wenn wir nur nicht unmittelbar ihre Körper angreifen, in ihrem bestimmten Gange nicht gestört werden können. Wie fühllos handeln wir

nicht, wenn wir der zärtlichen Mutter Eyer und Jungen rauben, und ihre klagenden Töne, ihr wildes Jammergeschrey erregen nicht den Gedanken in unsrer Seele: es ist eine Mutter, die ihrer Abkömmlinge wegen wehklagt? Wer denkt daran, dem zum Tode bestimmten Thiere die ängstlichen Empfindungen zu ersparen, die die Natur ihm aufdringt, wenn es seine eigne Gattung bluten und sterben sieht? Tragen wir wohl das geringste Bedenken, die Thiere zu trennen, die paarweise in genauerer Verbindung mit einander leben? Wie hängt nicht die ganze Seele des Hundes an seinem Herrn; wer kennt nicht seine Sehnsucht, seinen sprechenden Gram, wenn er ihn ungewöhnlich lange vermißt; und doch denken wir fast nie daran, diesem treuen Thier die Unlust zu ersparen, die ein Wechsel von Herrn ihm nothwendig verursachen muß; wie wir denn überhaupt nicht daran denken, daß das Thier seinen Kummer, seine Freude, seine Hofnung, seine Angst, seine Leidenschaften hat, die uns billig zum schonenden Mitleid in seiner Behandlung auffordern sollten. Die Aengstigung der Seele kann jedes Gefühl von körperlichem Schmerz weit übertreffen, wie das Beyspiel der Hündin beweißt, das wir vorhin angeführt haben. Das Gefühl ihres eignen körperlichen Schmerzes verlor sich gänzlich in dem Gefühl des Verlustes ihrer Jungen. Die furchtsame Hirschkuh folgt klagend dem Menschen, der ihre Jungen gefangen hat; und überwindet nicht hier die Betrübnis den mächtigen Trieb der Selbsterhaltung, der sonst, von Furcht beflügelt, dies Thier vom Menschen wegscheucht.

Anmerkung. 1) Der sel. Bischof Egede hat mir erzählt, daß er bey einer Seehundsjagd zugegen war, wo es sich zutrug, daß ein Seehund seinen Feinden glück-

glücklich entgieng. Als er kurz nachdem heraufschoß, um Luft zu schöpfen, sah er sein Junges sorglos auf dem Wasser herum schwimmen, und in Gefahr gefangen zu werden. Da die Alte es nicht zu sich locken konnte, wagte sie sich zurück, und indem sie plötzlich heraufschoß, schlug sie mit beyden Vorderbeinen den Jungen auf den Kopf, so, daß er unter das Wasser fuhr, und dadurch genöthigt wurde, diesen gefährlichen Ort zu verlassen.

2) Ein merkliches Beyspiel der Würkungen, die Kummer über den Verlust der Freyheit, bey den Thieren hervorbringen kann, findet man bey dem Abbé **Proyart** in seiner Geschichte von Loango und Kakongo. In diesen Gegenden von Afrika giebt es zweyerley Arten Hirsche, wovon die kleinere, die sich gewöhnlich im hohen Grase auf dem Felde aufhält, besonders merkwürdig ist. Um sie zu fangen; versammeln die Neger sich, und formiren einen großen Kreiß, den sie nachgerade enger zusammenziehen, bis sie das Thier dergestalt eingeschlossen haben, daß es ihnen nicht mehr entlaufen kann. Sobald es auf diese Art umzingelt ist, sagt der Verfasser, denkt es gar nicht mehr daran zu entfliehen, sondern läßt sich ruhig greifen. Es überlebt nicht lange den Verlust seiner Freyheit; schlägt man es nicht todt; so stirbt es entweder aus Gram, oder bringt sich selbst um, indem es gegen die Wände des Behältnisses rennt, worin es eingeschlossen ist. **Geschichte von Loango und Kakongo.** Seite 41 = 42.

3) **Pater Labat** redet in seiner **Reisebeschreibung** von einer Art Papageyen, die er **Aras** nennt, und die die größten von allen sind, welche man sowohl auf

den amerikanischen Inseln, als auf dem festen Lande antrift. Gewöhnlich ist dies Thier so groß wie ein Fasan. Der Aras lernt ungewöhnlich gut sprechen, wenn man ihn von Jugend auf darin unterrichtet, er hat eine starke und deutliche Stimme, ist zahm und läßt sich gerne liebkosen. Einer von unsern Religiosen, sagt der Verfasser, hatte einen solchen Aras, der mit seinem Herrn sehr vertraulich lebte, und so eifersichtig war, daß niemand sich demselben nähern durfte, ohne Gefahr zu laufen, von diesem Thiere gebissen zu werden. Man war genöthigt, den Vogel einzusperren, wenn sein Herr Messe lesen sollte. Versäumte man dieses, und er fand Gelegenheit heraus zu kommen, so begleitete er ihn, setzte sich auf die Treppe die zum Altar führte, und litt nicht, daß der Chorjunge ihm nahe kam. Einmal kam dieser Papagey los, als gerade sein Herr und einige andre Missionaire barbiert werden sollten. Er nahm nach Gewohnheit bey seinem Herrn Platz, und war ruhig bis dieser hingieng, sich rasiren zu lassen. Nun sträubte er seine Federn. Man schmeichelte ihm, gab ihm zu essen, und brachte es endlich so weit, daß er dem Barbier erlaubte, seinen Herrn einzuseifen. Als er jenen aber das Scheermesser nehmen, und sich ihm damit nähern sah, schrie er aus allen Kräften, fuhr dem Barbier in die Beine, und biß ihn mit solcher Erbitterung, daß das Blut stark darnach floß. Hierauf flog er seinem Herrn auf das Knie, und von da auf die Schultern, wo er schrie, die Federn sträubte, und mit aufgesperrtem Schnabel der ganzen Gesellschaft zu drohen schien. Es kostete seinem Herrn viel Mühe, ihn zu beruhigen, worauf er ihn in ein andres Zimmer setzte, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Hier aber schrie der Papagay

gey beständig, biß in die Thüre, und that alles was in seiner Macht stand, um wieder heraus zu kommen. Pater Labat hatte einen großen Hund, den der Herr des gedachten Papageys oft liebkosete. Dies erregte den Neid des Vogels so, daß er, sobald er den Hund gewahr wurde, auf ihn zulief oder flog, sich ihm auf den Rücken setzte und ihn biß. Es läßt sich schwerlich ein Thier finden, sagt der Verfasser, das an Treue gegen seinen Herrn, diesen Aras überträfe. Pater Labats Reisen nach Westindien, 3. B. S. 254-257.

4) Als ein großer Beweiß von der Anhänglichkeit des Hundes an seinen Herrn, also auch von der Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindungen des Thiers, verdient der Hund des Römers Titus Sabinus angeführt zu werden. Dieser Sabinus wurde von dem Tyrannen Tiberius ungehört zum Tode verurtheilt. Ein Hund, welcher nach Dio Kassius Berichte ihm selbst, nach der Erzählung des Plinius aber, einem seiner Sklaven gehörte, die ebenfalls hingerichtet wurden, begleitete seinen Herrn ins Gefängniß, und wollte sich nicht von ihm wegjagen lassen. Als der Körper desselben, von den so genannten Gemonischen Stufen, auf dem Aventinischen Berge, hinabgestürzt wurde, folgte der Hund ihm nach, und heulte jämmerlich. Eine große Menge Römer war bey diesem Auftritt zugegen, und da einer von ihnen dem Hunde etwas Brod zuwarf, trug er es nach dem Munde des Verstorbnen hin. Als man nachher den todten Körper in die Tiber warf, schwamm der Hund ihm zur Seite, und suchte ihn über dem Wasser zu erhalten. *Plinii Histor. Natur.* Libr. 8. Cap. 40. *Dionis Cassii Histor. Rom. Libr.* 58. gleich im Anfange des Buchs.

Mensch! wer du bist, der eine Seele hat, welche denken und empfinden kann; sieh in der Intelligenz des Thieres ein Bild deiner selbst im Kleinen, der du mit edleren Anlagen das Gepräge der Gottheit trägst, die dich schuf. Laß Erfahrung vom Thiere, verbunden mit deiner eignen Empfindung, dich lehren, was das Thier leiden kann, und bedenke stets, daß ein jedes Leiden die Glückseligkeit unterbricht, worauf das Thier eben so gerechten Anspruch erhielt als du; daß das Leiden eines jeden lebendigen Thieres ein Uebel ist, und du gröblich gegen den Willen und die Absichten des liebreichen Schöpfers sündigst, wenn du vorsetzlich das Uebel in der Welt vermehrst.

§. 87.

Oft kann der Tod des Thieres vernünftige Absicht und Nothwendigkeit seyn, und wir befolgen denn die Anweisung der Natur, wir bedienen uns unsers Rechts, wenn wir es tödten; aber

Wir thun Unrecht, wir sündigen gröblich, wenn wir ohne Nothwendigkeit seine Todesangst und Schmerzen verlängern. Es ist uns Pflicht, seinen Tod so leicht, seine Quaal so kurz als möglich zu machen.

Und dies folgt denn natürlich und unmittelbar aus unsern vorhergehenden Betrachtungen. Die Todesangst ist ja die gewaltsamste Angst, die die Natur kennt; körperliche Schmerzen machen die bangen Erwartungen der Seele nur noch fürchterlicher, und welche Grausamkeit also, den Todeskampf des Thiers zu verlängern. Welche Unart, das Uebel dem wir abhelfen könnten, zu vermehren.

mehren. Ja, sollten Menschen, selbst lebendige und fühlende Wesen, selbst so genau mit der Furcht des Todes bekannt, so ganz die Natur verläugnen können, daß sie bey den schmerzvollen Geberden und ängstlichen Klagen des sterbenden Thieres fühllos blieben? sollten wir, die wir völlig überzeugt sind, wie bitter der Tod ist, nicht von unsrer eignen Natur stark und laut aufgefordert werden, sein Bitterkeit, durch Abkürzung der Quaalen, für jedes lebendige Wesen zu vermindern, dessen Loos es ward, um unsertwillen zu sterben, dessen Todesart in unsrer Macht steht, und von unsrer Willkühr abhängt? und doch mordet der Mensch nicht allein aus Lust, sondern er findet sogar oft Gefallen daran, das zu peinigen was er mordet.

Mensch! Du weist selbst, was leiden und sterben ist — und weist du es nicht, so trete hin an das Sterbebette deines Bruders; gehe hinaus zu den blutigen Opferstellen der Gerechtigkeit, und lerne dort kennen und fühlen, wie bitter der Tod ist! Siehe, wie Furcht und banges Schrecken das Antlitz des Sünders mit Bläße überziehen; wie die bebenden Lippen oft kaum im Stande sind, halbgebrochne Worte zu stammeln; wie die Schritte des Menschen unsicher und wankend werden, jemehr der tödtende Augenblick herannaht; wie die Vorbereitungen zum Tode schrecklicher sind als der Tod selbst. Aber merke wohl, daß es eigentlich die thierische Natur ist, die durch diese Auftritte beunruhigt wird. Wenn der Mensch den Tod fürchtet, so fürchtet er ihn eigentlich nur, in so fern er Thier ist, und von starken sinnlichen Empfindungen überwältigt wird. Der geistige Theil unsers Selbst kann ja nicht sterben; die Seele kann ja nicht getödtet

tödtet werden, und wie sollte die Seele, blos um ihretwillen, Furcht vor dem Tode empfinden können? Nein, der Tod ist uns fürchterlich, die sinnlichen Aengstigungen sind uns bitter, weil wir, außer unserm geistigen Wesen, auch diese thierische Natur haben. Und urtheilt nun selbst, Menschen! was die Thiere bey den Mißhandlungen des Körpers leiden müssen; wenn wir sie nicht allein mit dem Tode ängstigen, sondern auch ihre Todesquaal durch mancherley grausame Empfindungen verlängern, wodurch wir ihre Leiden vermehren und dauernder machen. Aber urtheilt zugleich, ob der Vater und Herr des Thieres und des Menschen, er, der alles was lebt, zur Glückseligkeit bestimmte, bey eurem tyrannischen Betragen gegen seine Geschöpfe gleichgültig seyn werde!

§. 88.

Ja, sagt man, die Thiere sind ja da, um gegessen zu werden und zu sterben; und darum läßt man denn verschiedne Arten von Fischen lebendig schinden, reißt die Schuppen von dem Körper des lebendigen Fisches, bratet sie lebendig auf dem Roste oder am Kohlfeuer, läßt sie in langsam kochenden Wasser sich zu Tode martern — und dies macht sie wohlschmeckend, ist keine Sünde, hat nichts zu bedeuten! Aber sieh, du harte und gedankenlose Hausfrau und Dienstmagd, oder wer du bist, der sich einer solchen Missethat schuldig macht; so wäre es ja auch keine Sünde, wenn dein König oder deine Obrigkeit, dich unschuldig bey lebendigem Leibe in siedendem Oele kochen; dir die Nägel von Händen und Füßen abreißen ließe, und die blutigen Wunden mit glühender Asche bestreute? Du zitterst bey diesem schrecklichen Gedanken!

danken! Aber sieh, wenn du Recht hast, das Thier zu martern, weil es in deiner Gewalt ist, so hat auch ein jeder, der mächtiger ist als du, das Recht dich zu peinigen und zu plagen.

Anmerkung. Da sehr viele Thiere auf das erbärmlichste gemißhandelt werden, wenn man sie tödten will, und dies oft deswegen, weil diejenigen, die sie tödten sollen, nicht wissen, wie sie ihnen auf die leichteste und geschwindeste Art das Leben nehmen können, so wäre es gar sehr zu wünschen, daß man eine deutliche und genaue Anweisung hätte, wie jede Thierart auf die geschwindeste und am wenigsten schmerzhafte Weise zu schlachten oder zu tödten sey. So ist z. B. die Art, wie man bey uns, und vielleicht in ganz Europa, das Hornvieh schlachtet, sehr schmerzhaft, und die Schmerzen oft von sehr langer Dauer. In dieser Hinsicht verdient das Verfahren der Südamerikanischen Wilden Aufmerksamkeit. Die Wilden in Paraguay und Chili, wo auf den grasreichen Feldern eine große Menge Hornvieh herum läuft, tödten den wildsten Ochsen in einem Augenblick, durch einen Messerstich im Nacken, welcher das Rückenmark durchschneidet, und also die Verbindung desselben mit dem Gehirn aufhebt. Götting. Historisches Magazin von C. Meiners und L. S. Spittler. 6. B. 2. St. S. 289.

Unter den Insekten insonderheit, findet man einige die ein sehr zähes Leben haben, und also lange leiden müssen, nachdem sie von dem Sammler auf die Nadel gesteckt worden sind. Ob man sie blos so zum Zeitvertreib spießen und umbringen sollte, ist eine Frage, die wir schon in dem Vorhergehenden beantwortet haben; hier will

will ich nur eine Art angeben, wie diese Insekten am geschwindesten getödtet werden können, ohne daß ihre Schönheit dadurch leidet. Man nimmt einen Trichter, dessen breiteste Oefnung sehr schmal seyn mus, und setzt ihn über einen Topf mit kochendem Wasser; hierauf hält man den Kopf des Insekts über die spitze Oefnung des Trichters, da es denn augenblicklich von dem concentrirten Dunste getödtet wird. Das thierische Elend, ein Versuch zur Lindrung desselben von Christian Gotthelf Schmeiser. Altenburg, 1789. 8. S. 66-67. Der Verfasser versichert, daß er unter allen möglichen, von ihm versuchten Mitteln, keins gefunden hat, das besser als das obige dazu geschickt wäre, die Insekten mit Leichtigkeit zu tödten. Aber eine Frage bleibt es immer, ob ein solcher Todschlag, im obengenannten Falle, überall rechtmäßig ist. Zu mir redet die Weisheit und Güte des Schöpfers weit stärker in dem lebendigen, frey herumflatternden und glücklichen schönen Insekt, als in dem auf der Nadel sich krümmenden, und in der Schachtel verwahrten leblosen Geschöpf.

Vorurtheile und Einbildung sind größtentheils an der martervollen Art Schuld, wie die Fische oft behandelt werden, indem man sie ums Leben bringt. Sie schmecken sonst nicht gut, sagt man; und man bedenkt nicht, daß die Güte und der Wohlschmack des Fisches zuerst und hauptsächlich darauf beruht, daß er nicht von selbst, sondern vor dem Messer gestorben ist. Wenn er nur geschlachtet ist, so hat es auf seinen Wohlschmack ganz und gar keinen Einfluß, ob er in einem Augenblicke starb, oder eine halbe Stunde gemartert wurde. Aber wie augenblicklich kann man nicht dem zähelebigsten Fisch die

Empfin-

Empfindung rauben, wenn man, indem man ihn sticht, sich nur blos die Mühe nehmen will den Rückgrad, nahe beym Kopfe, zu durchschneiden, wodurch das Hirnmark zerstört wird, und das Bewußtseyn des Thiers aufhört. Ja, wendet die Einbildung dagegen ein, es giebt doch Fische, die nicht gereinigt werden können, wenn man sie nicht lebendig mißhandelt; und darum lassen denn einige den Kaulbarsch sich im kochendem Wasser zu Tode laufen. Aber ich kann mit bestimmter Gewißheit versichern, daß dies die ausgemachteste Unwahrheit ist. Gleich nachdem der Kaulbarsch geschlachtet ist, kann er auf das vollkommenste von allem Schleime gereinigt werden, wenn man die Schuppen diagonaliter, von dem Schwanze nach dem Kopf hin, abschabt. Und so würde auch alle andre Grausamkeit bey Umbringung der Thiere vermieden werden können, wenn die Menschen es sich angelegen seyn ließen, die Natur kennen zu lernen. Aber sieh, Leser und Leserin, von diesem Augenblick an, wird es dir die bestimmteste Pflicht, dir diese Kenntniß zu erwerben; es wird dir Pflicht, deine Diensiboten und Untergebnen anzuhalten, darnach zu handeln, wenn du nicht, von nun an, deine bisher begangnen Unwissenheits-Sünden in vorsetzliche Bosheit gegen die Thiere, und in grobes Verbrechen gegen ihren und deinen gemeinschaftlichen großen und guten Herrn verwandeln willst.

§. 89.

Ja, es ist wahr, wir mißhandeln auch unsre eigne Art, wir richten ja oft unsre Nebenmenschen unter den schrecklichsten Martern hin, und der Mensch, der gegen sich selbst so hart und böse ist, wie sollte der sanft und mitleidig gegen das Thier seyn? Es ist aber auch wahr,

daß

daß diese Handlungsart dem Menschen eben so wenig Ehre als Nutzen bringt. Der unsinnige Thor, der von seinen bösartigen Leidenschaften und Lüsten hingerissen, das Leben verachtet und dem Tode trotzt, wird doch, in dem Augenblicke des Beschlusses und der Ausführung, nicht durch die längere oder kürzere Marter einiger Minuten zurückgehalten, die die weltlichen Gesetze mit seiner Missethat verbunden haben. Nicht zu gedenken, daß der Verbrecher sich allzeit schmeichelt, er werde der bestimmten Strafe schon entfliehen können. Aber siehe, sie trift ihn, und die Menschheit wird durch seine Strafe empört; und der Abscheu vor der Missethat, den die Strafe erregen sollte, wird von Mitleid von dem gemarterten Missethäter verschlungen. Barbarey war es, die die Menschen lehrte Menschen zu peinigen; und niemand als ein Barbar, das heißt: niemand als eine boshafte, eine dumme, eine gedankenlose Seele, kann vorsetzlich die Schmerzen des sterbenden Thieres verlängern, oder unterlassen sie zu verkürzen und zu vermindern, so sehr es in seiner Gewalt steht.

Wie oft aber macht sich nicht der Mensch dieser Unart schuldig? und wie armselig sind nicht die Ausflüchte womit man sie hie und da zu bemänteln sucht? Eine eingebildete Leckerhaftigkeit, ein augenblicklicher Kitzel des Gaumens, alte Gewohnheit, und was weis ichs, was menschliche Thorheit sonst noch erfinden mag; und dies soll uns denn rechtfertigen, wenn wir langsam das Thier martern. Aber aus eben diesem Grunde müsten auch Mörder und Straßenräuber zu entschuldigen seyn; denn auch sie haben Gefallen an ihrer Missethat; daher üben sie sie.

Ist

Ist es ein Hauptgrundsatz in der Lehre von der Glückseligkeit, daß wir uns selbst nie eine Freude erlauben müssen, welche in ihren Folgen mit überwiegender Unlust und Unannehmlichkeit für andre verbunden ist; müssen wir einen Vortheil aufopfern, sobald er weniger wichtig für uns selbst, wesentlich wichtig und nothwendig aber für die Glückseligkeit andrer ist; und ist es eine Hauptpflicht, eine Grundregel aller unsrer Pflichten, daß wir, so viel wir immer können, das Glück und die Vollkommenheit des Ganzen befördern sollen; mit welchem Schein von Entschuldigung sollten wir uns denn wohl erlauben können, das Thier ohne Nothwendigkeit zu martern, oder die Leiden des sterbenden Thieres zu erhöhen und zu verlängern, wenn es bey uns steht, sie zu vermindern oder abzukürzen?

§. 90.

Je besser wir mit der Natur bekannt sind, je genauer wir uns von dem Werth und der Absicht einer jeden Sache unterrichten lassen, desto behutsamer werden wir in unsrer Behandlung der andern lebendigen Wesen werden, die Gott neben uns hier auf die Erde setzte.

Sey daher aufmerksam auf die Natur, o Mensch! lerne so viel du kannst, den Nutzen eines jeden Thieres kennen, und indem du dann jedes lebendige Geschöpf Gottes schätzen lernst, wie es geschätzt werden muß, wirst du dich hüten, dich gegen sie zu versündigen.

Immer sey denn die Schlange, die Otter, die Raupe uns widerlich; wir haben ja nicht nöthig diese Thiere zu unsrer Gesellschaft zu wählen; aber indem wir bedenken, daß auch sie ihr Thun hienieden nach dem weisen Willen des Schöpfers treiben, werden wir auch fühlen, daß es uns

nicht erlaubt sey, diese Thiere zu martern und zu mißhandeln, weil der Herr der Natur ihnen nicht die Schönheit des Pferdes, und den unmittelbaren Nutzen desselben, für den Menschen gab. Laßt uns, wenn wir glauben daß es nothwendig ist, die beschwerliche Menge der Sperlinge vermindern. Aber laßt uns dabey nicht vergessen, daß es doch besser ist, einen Theil unsrer Erndte durch diese Thier zu verlieren, als das Ganze den Insekten preis zu geben, die diese Vogelart verfolgt und ausrottet. Laßt uns den Fuchs verfolgen, daß er nicht durch seine uneingeschränkte Vermehrung uns zur Last werde, aber laßt uns nicht vergessen, daß der Herr der Erde auch dies Thier zur Vertheidigung der Früchte des Feldes setzte, und daß der würkliche Nutzen, den er dem Menschen leistet, den Schaden weit überwiegt, den er hie und da anrichten mag; laßt uns bedenken, daß er nach dem Willen unsers großen Herrn, der Diener des Menschen ist; zwar nur ein geringer, aber doch ein nützlicher Diener; und heißt es denn nicht Gutes mit Bösem vergelten, wenn wir voll Hasses diese Thiere plagen, und Freude suchen in ihren Leiden?

So aber verhält es sich mit einer jeden Thierart, die wir kennen; der Herr der Natur schuf nichts ohne Absicht, und sättigt alles was lebet mit Segen; wie vermessen handeln wir denn nicht gegen den Höchsten, wenn wir diesen Segen in Fluch verwandeln; wenn wir seine weisen Absichten verkennen und verläugnen; wenn wir durch seine Veranstaltungen in der Natur, wodurch er für jede Thierart sorgt, uns nicht zu vernünftigem Nachdenken wollen leiten lassen, was wohl in dem Verhältnisse, worin wir gegen diese Thierarten stehen, unsre

Pflicht

Pflicht seyn möge. Ja, ist es nicht ein offenbarer Streit wider die Natur, wider die Hand die dieser Natur ihre Einrichtung gab, wenn wir irgend eine für unser Leben und Glück unschädliche Thierart auszurotten suchen, der der Schöpfer durch ihr Daseyn nützlich zu werden gebot; wenn wir irgend ein Thier mißhandeln, blos weil wir nur auf die Unannehmlichkeit Rücksicht nehmen, die uns jezuweilen aus der Art erwächst, wie es würkt und sich ernährt? Die **Maysdiebe** wurden durch die eigne Hand der Natur an Neu-England gerächt, wo man sie ausgerottet hatte; denn nun verderbten die Grasraupen, die ehemals durch diese Vogelart in ihren schädlichen Würkungen eingeschränkt worden waren, die Heuerndte gänzlich. Vor ungefähr dreyßig Jahren ergieng an die Einwohner der Insel **Placida** der Befehl, daß sie alle **Katzen** abschaffen sollten, damit die Fasanen seiner Neapolitanischen Majestät, sich ungestört vermehren könnten. Einige Jahre gieng dies gut; aber in der Folge nahmen Ratzen und Mäuse so sehr überhand, daß sie alles, sogar die Orgelpfeifen, zernagten. Alle Lebensmittel der Einwohner wurden von ihnen verzehrt. Die Körper der Verstorbnen, selbst die Kinder in der Wiege, waren nicht mehr sicher; und man sah sich daher genöthigt, jenen Befehl zu widerrufen. *) Es würde nicht an Gelegenheit fehlen, sich viele nützliche Erfahrungen dieser Art zu erwerben, wenn man nur mit Aufmerksamkeit und Nachdenken den Gang der Natur betrachtete.

*) Götzens Monatsschrift für allerley Leser. Erster Jahrgang. S. 517 : 18.

Anmerkung. Kalm berichtet, nach Franklins Erzählung 1750, daß die Maysdiebe, vermittelst der Belohnungen, die man auf ihre Vertilgung ausgesetzt hätte, an verschiednen Orten sehr selten geworden wären. Aber im Jahre 1749 zeigte sich eine außerordentliche Menge Würmer auf den Wiesen, welche das Gras verzehrten, und dadurch großen Schaden anrichteten. Nun bereuten die Einwohner ihre Rachgier gegen die Maysdiebe; denn sie glaubten bemerkt zu haben, daß diese Vögel, diejenige Zeit des Sommers, da der Mays noch nicht reif war, hauptsächlich von diesen Würmern lebten, und sie folglich ausrotteten, oder wenigstens ihre gar zu große Vermehrung hinderten. Itzt aber, da man die Maysdiebe vertilgt hatte, nahmen diese Würmer so ungehindert überhand, daß sie weit größern Schaden anrichteten, als jene. Im Sommer des Jahres 1749, ließen diese Würmer so wenig Heu in Neu-England übrig, daß die Einwohner nicht allein genöthigt waren, sich Heu aus Pensylvanien, sondern auch sogar aus Alt-England in Europa, zu verschaffen. Kalms Reise, 3. Th. S. 46-47.

§. 91.

Es mögte vielleicht aber jemand fragen: **thun wir Menschen also Unrecht, wenn wir mit aller Gewalt die großen und für unsre Sicherheit gefährlichen Raubthiere vertilgen**; und wenn wir in gewissen Gegenden sie alle ausrotten könnten, wie es in England mit den Wölfen geschehen ist, sollten wir denn wohl etwas thun, das wider die Natur stritte? Und hier tritt nun die Bemerkung ein, daß, je nachdem ein Land,

in Verhältniß seiner Größe und Kultur, mehr oder weniger Menschen hat, auch die Nothwendigkeit der grösfern Raubthiere größer oder geringer wird, weil sie nur dazu dienen, zwischen der Anzahl der lebendigen Thiere und der Fähigkeit des Landes sie zu ernähren, das Gleichgewicht zu erhalten. Ist die Kultur und Bevölkerung des Landes geringe, so bleiben allezeit von den Bedürfnissen der Menschen eine Menge Thiere verschiedner Gattungen übrig, die den stärkern Raubthieren zum Unterhalt dienen können, und für welche die Verfolgungen derselben eine Wohlthat sind, weil sie dadurch einen um so leichtern Tod finden, und den Beschwerden des entkräfteten Alters entgehen. So wie die Menschen dahingegegen sich im Lande ausbreiten und vermehren; so wie die Wälder durch Zunahme und Ausbreitung des Ackerbaus, und durch ihren größern Verbrauch dünner werden und abnehmen, so nimmt auch die Anzahl der grösfern Raubthiere nach und nach ab, ihre Verfolgung und Vertilgung wird immer leichter, bis sie endlich, aus Mangel an Zuflucht und sicherm Aufenthalt, gänzlich ausgerottet weden, wenn dies anders, nach der Natur und Beschaffenheit des Landes, thunlich ist. Und nun ist das Daseyn dieser Raubthiere auf einem solchen Erdstriche nicht mehr nöthig, weil der Mensch an ihre Stelle tritt; was die Raubthiere für die schwächern Thierarten waren, wird nun der Mensch für die Thiere überhaupt.

Drittes Kapitel.

Von den bedingten und besondern Pflichten des Menschen gegen die Thiere.

§. 92.

Bisher haben wir denn nun das Allgemeine in den Pflichten des Menschen gegen die Thiere, und das Recht betrachtet, was jedem Thier ohne Unterschied in jeder seiner Lagen zukömmt. Da wir aber mit vielen Thierarten in einem nähern und unmittelbareren Verhältnisse stehen, weil wir sie in häusliche Verbindungen mit uns gebracht haben, und sie auf mancherley Art zu unsern Absichten willkührlich brauchen, so entspringen daraus besondre Gerechtsame für das Thier, besondre Verbindlichkeiten für den Menschen. Und aus diesem Gesichtspunkt können wir unsre Pflichten gegen die Thiere, in Hinsicht ihrer Abrichtung und Bezähmung, ihrer Pflege und ihres Unterhalts, ihres Gebrauchs und ihrer Anwendung betrachten. Endlich verdient auch noch das Verhalten, das wir gegen die kranken und alten Hausthiere zu beobachten haben, in Betracht gezogen zu werden.

§. 93.

Sollen wir von den Thieren Nutzen haben, und uns ihrer Fähigkeiten und Kräfte zu unsern vernünftigen Absich-

Absichten bedienen, so ist es allerdings nothwendig, ihre Wildheit zu bezwingen, und ihrer Vorstellungskraft eine solche Stimmung zu geben, daß sie ihre Kräfte nach unsern Zeichen und unserm Willen anwenden. Keinesweges aber müssen wir glauben, wir hätten das Recht, die Thiere zu jeder willkührlichen Bewegung abzurichten, oder solche Fertigkeiten von ihnen zu fordern, die nur der unnatürlichste Zwang und Gewohnheit hervorbringen kann. Wir sind berechtigt, die Thiere zu nützlicher Würksamkeit für uns abzurichten:

Aber wir thun Unrecht, wenn wir uns unsrer Gewalt über sie bedienen, um sie an unnütze Künste und körperliche Bewegungen zu gewöhnen, welche

a) ihnen unnatürlich sind, und also nicht ohne großen Zwang und Leiden erlernt werden können,

b) keinen würklichen Nutzen für die menschliche Gesellschaft haben,

c) oder deren Nutzen so unbedeutend ist, daß er gegen die Leiden, die das Thier ausstehen muß, um sie zu lernen und auszuüben, nicht in Betracht kommen kann.

Wenn der Orang-Outang aufrecht auf den Hinterbeinen geht, und sich auf seinem Stabe stützt; so ist diese Stellung ihm natürlich und freywillig; wenn man aber den Bären zwingt, sich eben so zu tragen, denn heißt dies der Natur Gewalt anthun, und ist Kränkung der Rechte des Thiers; denn jedwedes Thier hat das Recht, seiner Natur gemäß zu leben und zu würken.

Kann nun die Gewalt, die der Mensch über das Thier hat, nicht die Natur verändern, so kann sie auch nicht das Recht des Thiers, das sich auf dieselbe gründet, verändern oder vernichten.

§. 94.

Aber, mögte vielleicht jemand antworten, der Mensch ist ja sich selbst der Nächste, und um Unterhalt und Brod zu gewinnen, muß er wohl Recht haben, die Thiere zu diesen und andern willkührlichen Handlungen abzurichten. Hier frägt es sich nun: hat der Mensch seiner Bestimmung Genüge gethan, wenn er seine Zeit unter dergleichen Beschäftigungen hinbringt? Hat er der Welt genutzt, deren Bürger er ist? Haben solche Künste etwa einen nützlichen Einfluß auf die Entwicklung und Veredlung unsers unsterblichen Geistes, einen vorbereitenden Zusammenhang mit einem zukünftigen glücklichern Zustande? Haben sie etwa eine nützliche Folge für die Gesellschaft, worin wir leben? oder sinkt nicht vielmehr der Mensch, dessen wesentliches Geschäft des Lebens darin besteht, das Thier zu der Ausübung solcher unnatürlichen und unnützen Künste abzurichten und anzuhalten, in eine Klasse mit dem Thiere herab, das er plagt? Er sündigt sowohl gegen sein eignes Glück, als gegen die Gesellschaft, von der er ein unnützes Mitglied ist, indem er zugleich das Recht des Thieres durch seine unnatürliche Behandlung kränkt. Demnach geschieht dies so oft, und zwar gegen die edelsten und nützlichsten der Thiere, die wir um uns haben? Wie sind nicht das Pferd und der Hund ein Spiel unsrer Launen und Einfälle! wie viele unnütze Krummspringe findet der Mensch nicht Vergnügen darin ihnen abzunöthigen; zu welchem möglichen

Nutzen

Nutzen sind wohl die Springer und Tänzer, die in den Ställen der Höfe gehalten werden, und was haben diese Thiere nicht ausstehen müssen, ehe sie diese zwecklosen Fertigkeiten erreichten?

Ja, der Hund und das Pferd müssen, in ihrer häuslichen Verbindung mit uns, zu verschiednen Fertigkeiten gebildet werden, wovon sie in ihrem natürlichen Zustande nichts wusten. Der Krieg, die Jagd und der häusliche Gebrauch, machen jedes seine besondern Fertigkeiten und Geschicklichkeiten bey diesen Thierarten nothwendig, deren einige leichter, andre schwerer zu erwerben sind. Aber selbst dann, wenn wir das würklich Nothwendige, von dem selbstgemachten und blos eingebildet Nothwendigen in diesen Fertigkeiten der Thiere trennen, wird noch immer plagende Mühe genug für das Thier übrig bleiben, bis es zu diesen künstlichen Fertigkeiten gebildet werden kann; und wie sehr erschweren wir nicht diese Mühe durch unsre Thorheit und Härte?

Wahrlich, man muß es weit darin gebracht haben, die Stimme der Natur zu ersticken, wenn man ohne Mitleid sehen kann, wie das Pferd oft unter durchdringenden Peitschenhieben von seinem gedankenlosen Führer gemartert und irre und verstockt gemacht wird, da doch eine solche Behandlung sogar aller vernünftigen Erfahrung widerspricht, die man von der Abrichtung dieses klugen Thieres hat. *) Hört man die Jäger von der Ab-

*) Höst berichtet, daß die Mauren ihre Pferde nie schlagen; sondern sie machen sie durch Liebkosungen so zahm und gelehrig, daß sie im stärksten Laufe sie auf einmal anhalten, absteigen und ohne sie anzubinden, weit weg gehen können, wobey sie sicher sind, sie an demselben Orte

richtung der Hunde zur Jagd reden, so sollte man glauben, daß die Henkersknechte eines Nero wieder auferstanden wären, um Thiere zu martern, wie sie ehemals Menschen marterten. Ja, der Hund muß gestraft werden, sagt man, wenn er die nöthige Folgsamkeit lernen, und auf den Wink des Jägers seine Bestimmung erfüllen soll; aber eins ist Züchtigung, ein andres ist Grausamkeit. Immer sey es nöthig, den Hund zu züchtigen; ihn aber an den Ohren aufzuhängen, und den auf sich selbst ruhenden, durch seine eigne Schwere ausgedehnten Körper des Thieres zu zerpeitschen, ist das Martern asiatischer Henker, entehrt die Menschheit, und kränkt auf das gewaltsamste das Recht des Thieres, das Recht, das es auf Freyheit von unzweckmäßigen Schmerzen und Mißhandlungen hat; das Recht, das es hat, alle Freude und alles Glück zu genießen, was mit der Vollkommenheit des Ganzen, wovon dies Thier ein Theil ist, bestehen kann.

So aber verhält es sich auch mit jedem andern Thiergeschöpfe, das wir an Kunstfertigkeiten gewöhnen wollen, sie mögen nun nützlich, oder blos belustigend für uns seyn; wir müssen das Thier mit aller Schonung behandeln, welche, nach der Natur des Thieres und der vernünftigen Absicht die wir erreichen wollen, nur immer möglich ist; und nie müssen wir, blos zu unsrer Belustigung, das Thier zu Künsten und Fertigkeiten zwingen, die es nicht ohne vorhergehende harte Behandlung erlernen kann. Wir thun immer Unrecht, wenn wir unter der Abrichtung der Thiere, härtere Mittel gebrauchen, wo sanftere hinlänglich gewesen wären; und doppelt unrecht

Orte wieder zu finden. Die besondre Liebe der Araber für ihre Pferde, ist bekannt genug.

recht sind wir, wenn die Fertigkeiten, die wir dem Thiere angewöhnen wollen, ihm unnatürlich und schwer sind, und wir es dennoch mit übertriebner Strenge behandeln, und ihm dadurch unnöthige Schmerzen zufügen.

§. 95.

Wenn der Mensch das Thier seiner natürlichen Freyheit beraubt, und es außer Stand setzt, selbst für sich zu sorgen, so folgt ja natürlich, daß der Unterhalt und die Pflege des Thieres dem Menschen obliegt; weil wir, indem wir ihm die Gelegenheit benehmen, sich selbst zu ernähren, uns die Pflicht auflegen, diese Angelegenheiten des Thiers zu besorgen. Schon, daß das Thier Leben und Kräfte in unserm Dienste anwendet, die es sonst in dem freyen Zustande der Natur nach eignem Wohlgefallen hätte anwenden können, macht unsre Sorgfalt für die Gesundheit und den Unterhalt desselben zu einer Erkenntlichkeits-Pflicht, die wir ihm gleichwohl schuldig seyn würden, wenn auch die Nothwendigkeit uns nicht verbände, für seinen Unterhalt und seine Pflege zu sorgen. Die unnatürliche Lebensart, die die Thiere, in ihrer häuslichen Verbindung mit uns, so oft zu führen genöthigt werden, erzeugt bey ihnen viele Krankheiten, wovon sie in ihrem ursprünglichem Zustande nichts wußten. Und ist es denn nicht Forderung der bloßen Gerechtigkeit und des gesunden Menschenverstandes an uns, daß wir die Unannehmlichkeiten abwenden, und nach Möglichkeit lindern müssen, denen diese Thiere unsertwegen unterworfen sind.

Dieses vorausgesetzt, ist es wohl nicht nöthig, folgende Wahrheit ausführlicher zu beweisen:

Es

Es ist Pflicht des Menschen, für den Unterhalt der Thiere zu sorgen, die er aus dem freyen Zustande der Natur in häusliche Verbindung mit sich gebracht hat.

Indem der Mensch dem Thiere die Gelegenheit benimmt, den Trieb der Selbsterhaltung zu befriedigen, der so mächtig in jedem lebendigen Geschöpfe würkt, macht er sich ja zum Vormund desselben; nimmt die Pflicht, die Gott bey der Einrichtung der Natur dem Thiere auflegte, von diesem auf sich; und trägt also auch alle Schuld für die Vernachlässigung dieser Pflicht. Jeder unangenehme Augenblick, den das Thier in Hinsicht seines Unterhalts ausstehen muß, fällt dem Menschen je in dem Grade zur Last, als er mit Vorsatz oder aus Nachlässigkeit an diesen Unannehmlichkeiten des Thieres Ursache ist.

§. 96.

Es ist bekannt genug, daß das Thier in seinem ursprünglichen Zustande, von seinen Sinnen, zum Theil auch von einem gewissen Naturtriebe geleitet, seine Nahrung wählt, und sich gewöhnlich vor den Nahrungsmitteln hütet, die seiner Gesundheit oder seinem Leben gefährlich seyn könnten. In der häuslichen Verbindung des Thieres mit dem Menschen, wo es genöthigt ist, die Nahrung anzunehmen, die wir ihm geben, hat es keine so freye Wahl; und wie bey dem Menschen der Hunger oft den natürlichen Widerwillen überwindet, so thut er es auch bey dem Thiere. Aber auch das ist Wahrheit, daß eben so wenig eine jede Sache, die wir zu uns nehmen können, mit der Natur des menschlichen Körpers übereinstimmt, eben so wenig kann der Körper

der Thiere ohne Nachtheil der Gesundheit und des Lebens, eine jede Sache zur Nahrung nehmen. Nicht zu gedenken, daß gewisse Dinge, wegen der Aehnlichkeit, welche die Körper der Thiere und Menschen in ihrem mechanischen Baue mit einander haben, gleich verderblich für alle thierische Körper sind. Hieraus folgt denn aber:

Daß es die Pflicht des Menschen ist, dem Thiere die Nahrung zu geben, welche mit seiner Natur übereinstimmt, und sich für seine Gesundheit schickt.

Niemand denke, es sey überflüssig, den Menschen hier an diese Verbindlichkeit zu erinnern. Freylich füttern wir nicht unsre Pferde mit Sägemehl, und unser Hornvieh mit Schmiedeschlacken; aber hat der Eigennutz nicht erfunden, Pferde mit Kalch zu füttern; und solchergestalt, blos eines schändlichen Gewinnes wegen, unter langsamen Schmerzen das Thier zu martern, bis es, wenn Lunge und Eingeweide verzehrt sind, auf einmal hinstürzt. Die wilden funkelnden Augen, die starke blutrothe Farbe unter den Augenliedern, der stinkende Athem, die überaus kurzen und glänzenden Haare, warnen zwar den Kenner vor diesem Betruge; zwar muß der niederträchtige Roßtäuscher zuweilen, durch den plötzlichen Tod des Thieres, selbst für seine Bosheit büßen; aber was ist dieser Verlust gegen die Mißhandlung, die er an dem Geschöpfe Gottes verübt? Vermag wohl jemand die Summe von schmerzlichen Empfindungen zu berechnen, die das Thier durch diese Behandlung erlitten hat? Aber dermaleins werden sie in einer Hauptsumme mit allen andern boshaften Handlungen

gen des Menschen berechnet werden, und zu spät werden dann solche bösartige Menschen sich überzeugt fühlen, daß der unendliche Regierer und Herr der Welt nicht gleichgültig bey den Bosheiten ist, die sie gegen seine andern lebendigen Geschöpfe ausgeübt haben.

§. 97.

Sowohl in den Magen der Thiere als der Menschen werden unangenehme Empfindungen erregt, wenn der Körper nicht die nöthige Nahrung bekommen hat, oder sie nicht zur rechten Zeit bekömmt; so wie der Mangel der zur Erquickung des Körpers nöthigen Flüssigkeiten, vermittelst der daraus entstehenden Trockenheit in der Kehle und dem Munde, Unlust verursacht. Hunger und Durst gehören zu den schmerzlichsten sinnlichen Empfindungen, die der Mensch ausstehen kann; und was diese Empfindungen für den Menschen sind, sind sie auch für das Thier. Wollen wir daher nicht das Recht des Thieres kränken, und ihm ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht Schmerzen auforingen,

So ist es unsre Pflicht, dem Thiere seinen nothdürftigen Unterhalt zur rechten Zeit zu geben.

Ich will hier nicht einmal davon reden, daß sogar der Eigennutz uns in vielen Fällen auffordern sollte, diese Pflicht zu erfüllen. Die Gesundheit der Thiere wird ja geschwächt, wenn wir in ihrer Pflege unordentlich sind, und dadurch zugleich ihre Nützlichkeit für uns vermindert. Oft tödten wir sie sogar, wenn wir diese Pflicht unterlassen: so bekommt das Pferd, wenn es zu lange über die Futterzeit fasten muß, oft die Maulsperre,

re, kann kein Futter zu sich nehmen, und fällt. Leidet das Thier aber nicht hier, und steht es nicht unnöthige Leiden aus, für welche wir unmöglich ohne Verantwortung seyn können. Der große Oberherr der Natur hat alles so geordnet, daß jedes Thiergeschöpf seine Nahrung zur rechten Zeit findet; und kehren wir denn nicht die Ordnung der Natur um, sündigen wir nicht gegen den Herrn derselben, wenn wir seine Geschöpfe der allgemeinen Wohlthaten berauben, die er ohne Unterschied jedem lebendigen Wesen ertheilte.

§. 98.

Es ist die Pflicht des Menschen, dem Thiere die Nahrung zu geben, welche, in Verhältniß mit seiner Arbeit, und der Beschaffenheit seines Körpers, hinlänglich ist, die Gesundheit und Stärke desselben zu erhalten.

Es ist mit dem Thiere, mie mit dem Menschen: wie seine Leibesbeschaffenheit und seine Arbeit ist, muß auch sein Unterhalt seyn. Ein Thier ist gefräßiger als ein andres von eben der Gattung; das eine hat, wegen seiner stärkern Arbeit, häufigere und stärkendere Nahrungsmittel nöthig, als das andere. Die Kohlenträger in London bedürfen stärkere Nahrung, als der stillsitzende Gelehrte. Aus eben dem Grunde bedarf auch das Pflugpferd und das Saumthier nahrreicheres Futter, als der Paradeur. Und doch behandeln wir gewöhnlich diese Thiere nach gerade entgegengesetzten Regeln. Das allgemeine Loos des Karrengauls ist schleppen und hungern, und in Verhältniß mit seiner Arbeit wird er nichts weniger als gut gefüttert. Ja, könnten

durch-

durchdringende Peitschenschläge es sättigen, so würde kein Thier besser gepflegt; *) itzt aber schleppt es, unter tiefen Seufzern über die ausgeartete Härte des Menschen, den letzten Rest seines kummervollen Lebens hin. Es stürzt, und segnet in dunkeln Gefühlen den Herrn der Natur, der seinen leidenden Geschöpfen den Tod zum Retter gab.

Wir handeln ungerecht gegen das Thier, wenn wir es an Nahrung Mangel leiden lassen, wenn wir versäumen, ihm seine Nahrung zur rechten Zeit zu geben; aber was thun wir denn, wenn wir mehr Thiere in unsern Diensten halten, als wir mit der erforderlichen Nahrung hinlänglich versorgen können; was thun wir, wenn wir in den Wintermonaten das Vieh auf offnem Felde sich selbst überlassen, wo seine Lebenskräfte langsam durch Hunger verzehrt werden? Was thun wir, wenn wir den Vogel im Käfig einsperren, ihn durch Hunger und Durst umkommen lassen, und uns damit beruhigen: wir vergaßen ihn? Aber siehe, Mensch! der Herr der Natur hat weder das Thier, noch deine Missethat vergessen; und wirst du dereinst Rechenschaft ablegen sollen für jedes sündliche Wort, das du geredet hast,

*) Man sieht leicht ein, daß hier von den gemeinen Lastthieren in Kopenhagen und andern großen Städten die Rede ist. Die Beförderungspferde werden doch gewöhnlich etwas besser gehalten, wiewohl auch dies seine Ausnahmen hat. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß Peitschenstiel und Schnur überhaupt desto unsinniger gebraucht wird, jemehr die Thiere entkräftet oder belastet sind.

hast, wie viel mehr wirst du dann nicht das Uebel verantworten müssen, das du durch würkliche Handlungen anrichtetest? **Jedes Leiden aber, das wir ohne Nothwendigkeit irgend einem lebendigen Wesen verursachen, ist ja ein Uebel, das nothwendig uns angerechnet werden muß.**

§. 99.

Der Mensch hat, durch seine höhern Fähigkeiten, sich zur Herrschaft über die ganze Natur emporgeschwungen. Schon durch diese Fähigkeiten, und durch das Verhältniß, worinn wir durch sie mit der übrigen lebendigen Schöpfung stehen, gab uns der Höchste Anspruch und Recht, uns dieser Herrschaft auf eine vernünftige Weise zu bedienen. Es ist uns erlaubt, jede Sache in der Natur zu unserm Vortheil zu benutzen; daraus folgt aber nicht, daß wir uneingeschränkte Erlaubniß haben, uns das Thier auf eine jede Weise zu Nutzen zu machen. Auch dann, wenn wir das Thier und seine Kräfte zum würklichen Nutzen für uns anwenden, gebührt es uns doch, auf die Natur und Bestimmung desselben Rücksicht zu nehmen; wir müssen das Verhältniß erwägen, worinn seine Freude und sein Glück mit dem Vortheile oder der Lust stehen, die wir durch die Art, wie wir es brauchen, zu erhalten suchen. Der Höchste sprach zwar zu dem Menschen: Herrsche über die Thiere; aber sie zu tyranniſiren, gab er uns weder Erlaubniß noch Recht, eben so wenig wie er dem einen Menschen das Vorrecht gab, des andern Tyrann zu seyn, weil er den Ländern Obrigkeit und Beherrscher setzte. Wir dürfen das Thier gebrauchen, aber

Es ist die Pflicht des Menschen, die Arbeit des Thieres nach dem Verhältnisse der Kräfte desselben zu bestimmen, und diese Regel lößt sich denn in zwo andre auf:

a) Es ist die Pflicht des Menschen, die Dauer der Arbeit des Thieres nach einem weislich abgewogenen Verhältnisse zu den Kräften desselben zu bestimmen.

Da wir Menschen nicht alle gleiche Kräfte haben, körperliche Arbeiten vorzunehmen und auszuhalten, so kann ein einzelner Mensch in Verhältniß mit seiner individuellen Kraft, und je nachdem diese Kraft in größerem oder kleinerem Grade angestrengt wird, größere oder kleinere Wirkungen hervorbringen; aber er kann dies nicht unter jeder Veränderung von Umständen, mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit, nicht mit gleicher Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit für sich selbst thun. Die äußerste Anstrengung der Kraft des Menschen kann nur eine sehr kurze Zeit dauern, wenn nicht der Mechanismus seines Körpers dadurch Schaden leiden und zerstört werden soll. Die über den simpeln und ungezwungenen Gebrauch der körperlichen Kräfte, überspannte Anwendung unsrer Kraft, bringt ebenfalls Unlust und verderbliche Folgen für unsern Körper hervor, wiewohl nach längerer oder kürzerer Zeit, je nachdem die unnatürliche Anstrengung unsrer Kräfte größer oder geringer ist. Immer aber ist eine solche überspannte Wirksamkeit des Körpers mit unangenehmen Folgen für den Menschen verbunden.

Diejenigen Thiere, deren wir uns in dem häuslichen Leben bedienen, um unsre Arbeiten zu erleichtern, sind

sind im Wesentlichen, was die gröbere Einrichtung der Maschine des Körpers anbetrifft, von derselben Organisation wie der Mensch. Die Nerven und Muskeln und Sehnen sind bey dem Thiere von eben der Natur, wie bey uns; sie würken also und leiden, im Verhältniß zu dem übrigen Bau des Körpers, nach eben den Regeln wie der menschliche Körper. Die Last kann für das Kameel und den Elephanten und das Pferd eben so schwer seyn, als für den Menschen; alles in Verhältniß zu der Kraft eines jeden Thieres, verglichen mit der Last. Hieraus folgt denn aber auch, daß das Thier, durch überspannte Arbeit, auf seine Weise eben so viel leiden kann, als der Mensch in ähnlichen Fällen leidet. Das überlastete Arbeitsthier und der Negersklave leiden beyde Abbruch an der Glückseligkeit, wozu die Natur sie durch verhältnißmäßige Anwendung ihrer Kräfte bestimmte. Der Mensch thut in beyden Fällen der Natur seiner Nebengeschöpfe Gewalt an, und sollten wir wohl nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln können, daß es Sünde sey, der Natur Gewalt anzuthun?

b) Es ist die Pflicht des Menschen, die Geschwindigkeit, womit das Thier sein Werk verrichten soll, nach einem richtigen und bestimmten Verhältnisse zwischen der Zeit, der Arbeit und den Kräften des Thieres zu bestimmen.

Selbst die Betrachtung der leblosen Natur kann uns überzeugen, daß jedwede Kraft in ihrer Anwendung mit der Zeit geschwächt wird; selbst die schnelleste Würksamkeit nimmt nach und nach durch den Widerstand ab, den sie immer zu überwinden hat; ein Widerstand, den sie nicht allein außer sich, sondern auch zugleich in ihrer

eignen Natur antrifft. Dies ist der Fall mit der bewegenden Kraft einer jeden todten Maschine; aber auch da, wo lebendige Kräfte und die mechanischen Kräfte eigentlicher Maschinen in Verbindung mit einander würken, verhält es sich eben so. Das Pferd kann sowohl den leeren als den beladnen Wagen an denselben Ort, auch wohl, nach Verhältniß der Last zur Kraft des Thieres, in derselben Zeit hinbringen, nie aber mit derselben Leichtigkeit, nie ohne besondre Anstrengung seiner Kräfte. Geschieht es aber nun, daß die Last, die fortgebracht, der Weg, der zurückgelegt werden soll, in ganz bestimmt abgewognem Verhältnisse mit der Kraft des Thieres steht, und wir nicht die Zeit, in welcher die Arbeit geschehen soll, nach der Arbeit und der aushaltenden Kraft abmessen, und das Werk in kürzerer Zeit erzwingen wollen, welches bey der natürlichen Anwendung der Kraft längere Zeit erfordern würde; so martern wir das Thier mit der unnatürlichen Geschwindigkeit, die wir ihm abdringen. Und sollten wir wohl bey gesundem Verstande, es vor uns selbst entschuldigen können, daß wir muthwillig ein lebendiges Geschöpf Gottes gemartert haben? Weder Absicht noch eingebildete Nothwendigkeit kann uns entschuldigen, wenn wir von dem Thiere Dinge fordern, die offenbare Kränkungen seiner Natur sind.

Allein wie oft thun wir nicht diese vernunftwidrigen Forderungen an das Thier, und führen diese unsre ungerechten Forderungen mit einer gränzenlose Härte aus. Wie oft sehen wir nicht an dem schleppenden Pferde jede Sehne fast zum zerspringen angespannt, und einen Büttel von Fuhrknecht, der es noch obendrein anpeitschet,

peitschet, daß es mit seiner zu schweren Last forteilen soll? Welches Jagen sehen wir nicht oft auf Gassen und Landstraßen, als flöhe man vor dem Tode; und siehe da, es ist ein gedankenloser Thor, der das Thier quält, ohne oft selbst zu wissen, warum?

Ja, könnte Gewalt Recht geben, so rechtfertigten allerdings Gebiß und Sporen und Peitsche dies gewaltsame Verfahren. Es ist nicht mit jedem Thiere wie mit dem Kameel, das nicht aufsteht, wenn die aufgelegte Last unverhältnißmäßig gegen seine Kraft ist. Wir können durch Zwangsmittel vom Pferde das erhalten, was wir uns nie erlauben sollten, nie ohne gewaltsame Kränkung seiner Natur und seines Glücks zu erhalten im Stande sind; und sollte dies nicht bey dem eben so eigennützigen als unnatürlichen Wettrennen der Fall seyn? Mensch, wer du auch bist, dem Freyheit und freye verhältnißmäßige Anwendung seiner Kraft wichtig ist, fühle es doch, wie unlustig die Knechtschaft ist, unter welcher das Thier seufzt, und laß es nie dein Gewissen beschweren, daß du durch gewaltsames Betragen gegen dasselbe, durch unzweckmäßigen Gebrauch, durch schändlichen Mißbrauch seines Daseyns und seiner Kräfte, vorsätzlich sein hartes Schicksal verschlimmertest.

§. 100.

Wir wissen aus allgemeiner Erfahrung, daß Leben und Bewegung unzertrennlich mit einander verbunden sind; aber auch das wissen wir, daß die thierischen Körper der Ruhe bedürfen, um den Mangel der durch die Bewegung verlornen Kräfte zu ersetzen, und sich zu neuer Würksamkeit anzuschicken. Eine beständige und ununter-

terbrochene äußere Bewegung ist eben so verderblich für den thierischen Körper, als eine beständige Unthätigkeit. Eine Pferd, das ohne Bewegung auf dem Stall gefüttert wird, verliert unausbleiblich seine Gesundheit; aber ein Pferd, das immer in den Zugsträngen geht, hat das nemliche Schicksal, nur ist der Zustand dieses leztern zehnfach elender. Der unmittelbare Schluß hieraus aber, wird denn folgender seyn:

Es ist die Pflicht des Menschen, dem Thiere, verhältnißmäßig mit seiner Arbeit und seinen Kräften, Ruhe zu verstatten.

Wenn Moses, auf göttlichen Befehl, den Israeliten das Gebot giebt, den Sabbath zu feyern, und ihnen befiehlt, sich an diesem Tage aller Arbeit zu enthalten, so wird zugleich ausdrücklich als ein Grund angeführt, daß das Lastthier, der Ochse und der Esel an diesem Tage Ruhe haben mögten, und es wird bestimmt verboten, diese Thiere am Sabbath zur Arbeit zu gebrauchen. *) Beweißt aber nicht selbst dieses Gebot, daß die mosaische Gesetzgebung sich auf die Natur der Dinge gründete? Die Menschen waren damals, wie zu allen Zeiten, unverständig und eigennüzig: der Gesetzgeber wußte, daß sie, wie alle andre gute Gaben Gottes, auch die Kraft des Thieres mißbrauchten und mißbrauchen würden; daher das Gebot: Dein Vieh soll am Sabbathe keine Arbeit verrichten. Zwar hat die mosaische Gesetzgebung, an und für sich betrachtet, keine Verbindlichkeit für die Verehrer Christi; da aber die Natur

*) 2 Mos. Kap. 20. v. 8 / 10. Kap. 23. v. 12.

Natur der Dinge unveränderlich ist, so enthält auch jedes Gebot, das sich auf Natur gründet, und in so fern es unter jeder Veränderung von Umständen mit der gesunden Vernunft übereinstimmt, eine ewig geltende Verbindlichkeit für alles, was Mensch ist. Und von dieser Art ist das Naturgesetz, dem ein Moses, als Gesetzgeber, doppelte Verbindlichkeit gab, wenn er, bey der Ruhe von Arbeit, die er dem Menschen vorschrieb, zugleich gebot, das Thier einen von den sieben Tagen der Woche von seiner Arbeit ruhen zu lassen.

Wie wir Menschen in so vielen andern Sachen die Anweisung der Natur verlassen, und unsern eignen Weg wählen, unbekümmert, wohin er uns führt; so thun wir es auch hier in unserm Verfahren gegen die Thiere. Wir bestimmen nur gar zu oft die Zeit, die wir ihnen zur Ruhe gönnen, nicht nach ihrer Arbeit, Natur und Bedürfniß, sondern nach unserm Eigennutz und unsern grillenhaften Einfällen. Höchstens bestimmen wir die Ruhezeit des Thieres das ganze Jahr über nach Stunden; daß es die Ruhe eines ganzen Tages nöthig haben sollte, fällt uns auch nicht einmal ein. Und wie sollten wohl so viele Menschen, die sogar ihren Brüdern niemals einen Ruhetag vergönnen, sich überreden können, daß das Thier einer bestimmten Ruhezeit bedürfe. Und dennoch, Mensch, ist dies Thier eben so wenig ein perpetuum Mobile, als du; und wenn auch ein perpetuum Mobile in der körperlichen Natur vorhanden wäre, so würde dasselbe, gerade in seiner beständigen Bewegung, seine unausbleibliche und desto geschwindere Zerstörung finden.

§. 101.

Wir können die Natur unterdrücken, aber umschaffen können wir sie nie; wir können eine Zeitlang ihre Triebe dämpfen, aber sie auszurotten vermögen wir nicht. Ungeachtet alles des Zwanges, worinn wir das Thier halten, ungeachtet aller der Gewalt, die uns etwa die Gewohnheit über seine Neigungen giebt, kann es doch unmöglich anders seyn, als daß jezuweilen eine Vorstellung seiner natürlichen Freyheit, eine Lust nach eigner Neigung zu würken, in ihm aufsteigt; seine Handlungsweise weicht sodann von dem bestimmten Gange ab, den wir ihm vorgeschrieben haben.

Wir thun daher Unrecht, wenn wir das Thier solcher Handlungen wegen mit Härte bestrafen, wozu Naturtrieb und Naturbedürfniß es antreiben.

Wir thun im höchsten Grade Unrecht, wenn wir an diesen Abweichungen von der Ordnung, in welcher, unsrer Absicht nach, das Thier würken sollte, selbst Schuld sind, und es dennoch dafür bestrafen, wohl gar mit Härte bestrafen.

So lassen wir ja oft unsre Hausthiere hungern, und bestrafen sie, wenn sie dann auf jede Weise diesen mächtigen Naturtrieb zu befriedigen suchen. So kennen wir oft gewisse unüberwindliche Wildheitstriebe an den Thieren; wir geben ihnen Gelegenheit und Versuchung, sie zu äußern, und doch strafen wir sie, und strafen sie hart dafür. Wir necken den Hund und die Katze; wir reizen sie durch unsre Unvorsichtigkeit, ihre Zähne oder Klauen zu gebrauchen; und wenn sie es dann

thun,

thun, so schlagen und mißhandeln wir sie. Aber liegt die Schuld nicht gänzlich an uns selbst, wenn diese Thiere uns Unannehmlichkeiten verursachen? Und heißt dies nicht, im eigentlichen Verstande, das Thier für unsre eigne Versehen strafen? Ueberhaupt begehen wir in unsrer Behandlung der Hausthiere fast allgemein den Fehler, daß wir, wenn sie sich versehen, oder etwas thun, was nicht mit unserm Willen übereinstimmt, uns nie die Mühe geben, über die Veranlassung zu diesen ihren Handlungen nachzudenken. Wir verwechseln oft Müdigkeit mit Trägheit, Kraftlosigkeit mit Unlust und Eigensinn. Und diese gedankenlose Unbilligkeit verleitet uns denn, das Geschöpf Gottes zu mißhandeln, und das Recht des Thieres zu kränken.

§. 102.

So wie der Mensch auf mancherley Weise durch seine Kenntniß von der Natur und Haushaltung der Thiere zu nützlichen Entdeckungen geführt worden ist, so verdanken wir insonderheit den **anatomischen Erfahrungen**, die wir über den Bau der thierischen Körper, und die verschiedene Würksamkeit und Anwendung der Theile derselben gemacht haben, viele wichtige Aufschlüsse über den menschlichen Körper.

Eine Menge dieser Versuche sind an lebendigen Thieren gemacht worden, und dies hat man nicht thun können, ohne diesen Thieren die bittersten Schmerzen zu verursachen. Es frägt sich nun: **Hat der Mensch das Recht, solche Versuche an lebendigen Thieren vorzunehmen? Und worauf sollte denn wohl dies Recht sich gründen?**

Das einzige, was man mit einigem Schein von Menschenverstande anführen kann, um die anatomischen Versuche, die an lebendigen Thieren gemacht werden und gemacht worden sind, zu beschönigen, läuft auf die Behauptung hinaus, daß diese Untersuchungen dem Menschen nützlich sind, indem wir durch sie viele Kenntnisse von der Struktur des menschlichen Körpers, und der Wirksamkeit, Natur und Bestimmung seiner Theile erhalten haben, die wir sonst hätten entbehren müssen. Aber hier mögte man fragen: welchen Anspruch, welches Recht hat der Mensch, Kenntnisse zu suchen und zu erwerben, die er nicht anders, als auf Kosten seiner lebendigen und fühlenden Mitgeschöpfe erhalten kann? nicht erhalten kann, ohne diesen seinen Mitgeschöpfen die grausamsten Leiden zuzufügen? Ja, diese Kenntniß ist angenehm, antwortet man; es ist schön, die Natur kennen zu lernen, und diese Versuche sind nothwendig, wenn die Arzneywissenschaft die erwünschte Vollkommenheit erreichen soll.

Nun ja, es ist angenehm, die Natur kennen zu lernen; es ist also erlaubt und recht, alles zu thun, was uns Freude oder Vergnügen macht; es ist erlaubt, sich durch jedes denkbare Mittel Kenntnisse zu erwerben, wenn diese Kenntnisse uns Vergnügen machen, es mag andern durch unsre Wißbegier zu nahe geschehen, oder nicht. Wohlan, Mensch, der du, um deine Wißbegier zu befriedigen, lebendige Thiere zerschneidest und marterst, scheint es dir nicht auch Recht zu seyn, wenn du deinen wohlhabenden Mitbürger ermordetest, um sein Vermögen zu rauben, und dich dadurch in Stand zu setzen, einzig und allein den Wissenschaften zu leben,

ohne

ohne daß du nöthig hättest, deine Zeit den Verrichtungen eines beschwerlichen Amtes zu widmen; dadurch könntest du dich manchen Nahrungssorgen entziehen, und viele Gelegenheiten zu Kenntnissen erkaufen, von denen dich itzt dein eingeschränktes Vermögen ausschließt? Du hast das Recht alles zu thun, was zur Erweiterung deiner Kenntnisse dient; es kann also niemand daran zweifeln, daß du berechtigt seyst, deine Nebenmenschen zu morden und zu plündern, weil du dadurch die Mittel erlangst, der größte Naturforscher in der Welt zu werden. Es ist lehrreich und belustigend, die Natur zu studiren, und darum marterst und zerfleischest du also lebendige Thiere. Aber siehe, Mensch, du erreichst doch nicht ganz deine Absicht, so lange du nicht deine eigne Natur völlig kennest; und die mußt du dadurch kennen lernen, daß du den Menschen auf eben die Art untersuchst, wie du bisher das Thier untersucht hast. Und hast du zu dem einen Recht, weil es dir Vergnügen macht, und deine Kenntniß der Natur vermehrt, so hast du auch unfehlbar Recht zu dem andern. Du zergliederst das lebendige Thier, weil es in deiner Gewalt ist; aber eben das kannst du mit gleichem Rechte jedem Menschen thun, der unvermögend ist, dir Widerstand zu leisten; und ein jeder, der stärker ist als du, wird das Recht haben, dich eben so zu behandeln.

§. 103.

Aber die Arzneywissenschaft gewinnt durch diese Untersuchungen! Hier mögte man wohl fragen: ist dieser Gewinn würklich oder eingebildet? Können Versuche an den Körpern gesunder und eben getödteter Thiere nicht vollkommen den Bedarf dieser Wissenschaft befriedigen?

Und

Und sind die Kenntnisse, die man eigentlich der Zergliederung lebendiger Thiere zu verdanken hat, nicht vielmehr eine Nahrung der Neugier und der gelehrten Pralerey, als daß sie in den zweifelhaften und schwierigen Fällen der Heilkunde von entschiedenem Nutzen seyn sollten? Ueberhaupt mögte man wohl fragen, ob der Körper eines von Angst und Schmerzen gefolterten Thieres, und die einzelnen Theile desselben, die wir untersuchen wollen, in ihrem natürlichen Zustande sind; ob wir an diesem Thiere mit völliger Genauigkeit das sehen können, was wir sehen wollten, und ob wir auf diesem Wege jemals völlig wahre und zuverlässige Kenntnisse von der Natur erlangen können.

Aber gesetzt auch die Arzneywissenschaft hätte durch die an lebendigen Thieren angestellten anatomischen Versuche würklich gewonnen; so giebt dies noch kein Recht zu solchen Versuchen, oder die Menschen müßten Recht haben alles zu thun, was irgend zu ihrem Vortheil gereichen könnte, und ihr Daseyn, ihr Wohl, müßte der einzige Hauptendzweck des Daseyns der ganzen thierischen Schöpfung seyn. Wenn auch die Arzneywissenschaft durch die bisher vorgenommenen anatomischen Operationen an lebendigen Thieren etwas gewonnen hat, so bleibt doch noch immer die Frage zu beantworten: warum bedarf die Arzneywissenschaft dieses Gewinnes? denn wenn Bedürfniß in jedem Falle Recht geben soll, so wird der Grund dieses Bedürfnisses zugleich der Grund des Rechts, das man darauf baut.

Der Mensch bedarf in dem verfeinerten Zustande des gesellschaftlichen Lebens vieler Arzneymittel, weil er viele Krankheiten hat; und soll der Arzt mit einiger

Wahr-

Wahrscheinlichkeit hoffen können, diese Krankheiten zu heilen, so muß er mit dem menschlichen Körper und den verschiednen Theilen desselben wohl bekannt seyn. Aber woher haben wir verfeinerten Menschen denn diese Menge von Krankheiten? sind sie eine nothwendige Folge der ursprünglichen Einrichtung unsers Körpers? Dies läßt sich mit keinem Schein von Wahrscheinlichkeit annehmen. Unsre Vorfahren kannten das Heer von Krankheiten nicht, die uns plagen; sie sind den wilden Nationen unbekannt, welche bey einer natürlichen Lebensweise einen gesunden Körper haben, und ein hohes und muntres Alter erreichen. Wir dahingegen haben beständig Arzneyen nöthig, und bey vielen unsrer verfeinerten Menschen ist das Leben nichts anders als eine immerwährende Krankheit. Warum aber? Ist denn die Natur itzt schwächer geworden, als sie ehemals war? Dies läßt sich wohl nicht läugnen. Aber eben so wenig kann es geläugnet werden, daß wir selbst die Natur verdorben und geschwächt haben. Unsre üppige Lebensart und Kleidertracht, unsre Schwelgerey im Essen und Trinken, unsre übertriebnen Leibesübungen, unsre sinnlichen Ausschweifungen, kurz, unsre Laster haben die Natur bey Aeltern und Kindern verderbt und geschwächt. Diese Unordnung in der Natur erzeugt Krankheiten; vermehrte Krankheiten vermehren das Bedürfniß, bey der Heilkunst Hülfe zu suchen; und dadurch steigt denn auch das Bedürfniß der Heilkunst, die Natur kennen zu lernen. Bedürfniß giebt Recht; unser vermehrtes Bedürfniß von Heilmitteln, giebt uns also Recht, lebendige Thiere zu martern, um unsre Kenntniß der Natur zu erweitern! O, auf welchem edeln und festen Grunde beruht doch nicht das Recht, das der Mensch besitzt, lebendige Thiere zu zergliedern! Der

Mensch

Mensch bedarf mancherley Arzneyen, weil er von mancherley Krankheiten geplagt wird; er wird von mancherley Krankheit geplagt, weil er durch mancherley Laster die Natur zerstört: also hat der Mensch das Recht, lebendige Thiere zu zergliedern, weil er durch seine Laster sich ein Bedürfniß geschaffen hat, das die Natur nicht kannte. Der Mensch hat das Recht die Thiere zu martern, weil er selbst lasterhaft ist! In der That eine neue Quelle von Gerechtsamen! und diese Gerechtsame werden denn mit unsern steigenden Unordnungen und Lastern, immer steigen und weiter ausgedehnt werden können. Itzt glauben wir, daß wir das Recht haben, lebendige Thiere zu zergliedern, weil wir fühlen, daß wir böse sind; weiter hin werden vielleicht unsre noch schlimmern Nachkommen sich vollkommen berechtigt halten, lebendige Menschen zu anatomiren.

§. 104.

Die Wißbegier kann dem Menschen niemals das Recht geben, irgend ein lebendiges und fühlendes Geschöpf zu martern. Wir können die Natur kennen, und den großen Urheber derselben bewundern lernen, ohne seine Werke zu mishandeln und zu zerstören; und er schuf seine andern lebendigen Wesen nicht zu dem Ende, daß sie von uns gemishandelt werden sollten. Er will das Glück seiner Wesen; er wird durch ihre Freude und Vollkommenheit verherrlicht; aber verunehrt und verspottet wird er, wenn die Menschen seine lebendigen Wesen mishandeln, und so frevelhaft sind, sich selbst und andre überreden zu wollen, sie verherrlichten den Höchsten, indem sie auf diese Weise ihre Kenntniß der Natur zu erweitern suchen. Unsre Laster können niemals gegründete Rechte geben,

sie

sie können uns also auch nicht berechtigen, lebendige Thiere zu zergliedern; denn sonst müßte jeder böse und lasterhafte Mensch das Recht haben, sich jedes Mittels zu bedienen, welches die natürlichen Folgen seines strafbaren Verhaltens abwenden und aufheben könnte, ohne Rücksicht auf das Wohl oder Weh seiner Nebenmenschen. Auf diese Betrachtungen gestützt, werden wir daher den folgenden Satz annehmen können:

Der Mensch begeht die grausamste Ungerechtigkeit gegen das Thier, wenn er sich durch anatomische Versuche an lebendigen Thieren, Kenntnisse von der Natur zu erwerben, oder diese Kenntnisse zu entwickeln sucht. Denn es ist dem Menschen zwar erlaubt das Thier zu tödten, wenn sein Leben unserm würklichen Wohl widerstreitet, oder sein Tod zu unsrer Nahrung und Erhaltung dient; aber wir sind keinesweges berechtigt, das Thier zu martern, weder um eine unnatürliche und eitle Wißbegier zu befriedigen, noch um Mittel ausfindig zu machen, die Würkungen unsrer Unordnungen und Laster zu heben. Als eine Folge dieses Satzes, und desjenigen, was wir im Vorhergehenden sonst noch angeführt haben, wollen wir, der Deutlichkeit halber, annoch bemerken:

a) Der Mensch begeht das unverzeihlichste Unrecht, und nichts kann ihn entschuldigen, wenn er an lebendigen Thieren die Versuche anstellt, wozu der Körper des so eben gestorbenen Thieres hinlänglich seyn könnte.

b) Der Mensch begeht das unverzeihlichste Unrecht, und nichts kann ihn entschuldigen, wenn

er

er durch anatomische Versuche irgend einem lebendigen Thiere Schmerzen verursacht, und nicht wenigstens die, auf ausgebreitete Gelehrsamkeit und reifes Nachdenken sich gründende, Ueberzeugung hat, daß man dadurch neue, schlechterdings nothwendige und nützliche Erfahrungen zum Besten der Arzneywissenschaft machen werde.

Ein jeder wird leicht einsehen, daß hier nicht von den anatomischen Versuchen die Rede seyn kann, die an lebendigen Thieren bereits gemacht worden sind. Die Vorurtheile, welche man so allgemein über die Natur und Bestimmung der Thiere gehegt hat, können den Menschen, die auf diese und andre Arten die Thiere gemishandelt haben, immer gewissermaaßen zur Entschuldigung, wenn gleich nicht zur Rechtfertigung dienen. Nur in Zukunft wird keine Entschuldigung in solchen Fällen Statt finden, und zwar eben so wenig, als jemand im Stande seyn wird zu beweisen, daß der Mensch Recht hat, die Thiere auf diese Art zu mishandeln. Auch muß ich noch bemerken, daß viele Naturforscher, die es für Pflicht und Recht hielten, solche anatomische Untersuchungen über lebendige Thiere anzustellen, von sanftem und mitfühlendem Herzen waren, und nicht allein eingesehen, sondern auch ausdrücklich erklärt haben, daß man dem Thiere alle unnöthige Leiden sorgfältig ersparen, und die leidenden Opfer nicht ohne Nothwendigkeit vervielfältigen müsse. So redet der Philosoph und Naturforscher Bonnet über diesen Gegenstand:

„Die Thiere, sagt er, sind bewunderungswürdige „Bücher, in welchen das große Wesen die kennbarsten „Züge seines höchsten Verstandes in der Kürze zusam-

„men

„men gefasset hat. Der Anatomiker soll diese Bücher „aufthun, um sie zu studiren, und daraus desto besser „seinen eignen Bau kennen zu lernen. Besitzt er aber „das zarte und überlegte Gefühl, das den moralischen „Menschen auszeichnet, so wird er, indem er sie durch„blättert, sich nie einbilden, daß es Schiefertafeln sind, „worin er blättert. Nie wird er die unglückseeligen Op„fer seiner Belehrung vervielfältigen: nie ihre Leiden „über das vernünftigste Maas seiner Untersuchungen ver„längern. Nie wird er einen einzigen Augenblick ver„gessen, daß alles, was mit Leben und Gefühl begabt ist, „Anspruch auf sein Mitleiden hat.„

Anmerkung. Der edle **Bonnet** zeigt sich, wie man sieht, sehr menschlich in diesen Betrachtungen, und wie sehr wäre es nicht zu wünschen, daß niemand härter gegen die Thiere gedacht und gehandelt hätte, als er; aber **Lavater** frägt, und gewiß mit völligem Rechte, in einer Bemerkung: wer hat uns berechtigt, auch nur eine einzige Mücke zu martern, bloß um eine gelehrte Neugier zu befriedigen? Feiner dachte und handelte **Lyonnet**, dessen Abneigung Thiere zu martern und zu tödten, wie er selbst erzählt, so groß war, daß er kaum mehr als acht oder neun Insekten zu den Untersuchungen gebrauchte, die er in seiner anatomischen Abhandlung von den Larven beschrieben hat, und auch diese ertränkte er, ehe er sie anatomirte. Ich bin übrigens bey weiten nicht der erste oder der einzige, der behauptet hat, daß der Mensch nicht berechtigt ist, lebendige Thiere zu zergliedern. Professor **Winkler** behauptet ebendasselbe in seinen *Institutionibus Philosophiae Universae.* Leipzig 8. 1742. §. 426. p. 132-134. Endlich muß man

wohl bemerken, daß ich in dieser ganzen Untersuchung, blos habe auseinander setzen wollen, was in Absicht dieser Verfahrensart mit den Thieren Recht oder Unrecht ist. Mit dem Konvenienz-System habe ich hier nichts zu schaffen; diesem zufolge, hat man ja, sowohl einzelne Menschen, als ganze Völker und ihre Fürsten, die heiligsten Gesetze überteten, die feyerlichsten Verpflichtungen kränken sehen, weil es ihren eigennützigen Absichten zuträglich war; und will man dies bey der Bestimmung von Recht und Unrecht zum Grunde legen, so giebt es keine Missethat, die so groß wäre, daß man nicht sollte darthun können, der Missethäter habe das Recht gehabt, sie zu begehen.

§. 105.

Schwächung und Entkräftung sind das Loos aller organischen Körper; sie enthalten schon in der Zusammensetzung der verschiedenen Theile, und der Reibung dieser Theile an einander, den Grund ihrer mit der Zeit erfolgenden Zerstörung. Eine beständige Jugend ist ein eben so großer Widerspruch in der thierischen, als ein beständiger Frühling in der leblosen Natur. Die Kräfte des Thieres nehmen durch Gebrauch und Zeit ab; sein Körper wird schwächer und älter; es hat seine Schwachheiten, sein Alter wie der Mensch; und gerade in diesem Zustande bedarf das Thier das Mitleid und die Sorgfalt des Menschen am meisten. Vernunft und Gefühl gebieten daher dem Menschen:

Pflege deine kranken Hausthiere aufs beste, so gut wie du, ihrer Natur nach, nur immer

weißt

weißt und kannst; verkürze die Leiden der rettungslosen, schwachen und entkräfteten Alten.

Zur Ehre der Denkungsart und Aufklärung unsers Zeitalters, ist die Heilkunde der Thiere nunmehr eine Wissenschaft geworden; mögte nur die Nützlichkeit dieser Wissenschaft eben so allgemein erkannt werden, als ihr Werth jedem denkenden Menschen unverkennbar seyn muß! Wie oft hat nicht der Eigennutz, von Dummheit geleitet, das Hornvieh und das Pferd gemartert, indem er sie zu heilen suchte; und die Arzney war zehnfach unerträglicher, als die Krankheit selbst. Schon in der Hinsicht ist es Pflicht, die Krankheiten unsrer Hausthiere kennen zu lernen, damit wir sie nicht durch übel angebrachte Heilmittel vergebens martern; und selbst die Natur hat uns ja angewiesen, sie durch einen schnellen Tod von langsamen Schmerzen zu befreyen, sobald wir wissen, daß diese sich doch nur mit dem Tode endigen, oder das Thier zu einer unnützen Last für uns und für sich selbst machen werden.

Ja, haben wir Gelegenheit, das abgelebte Hausthier zu pflegen und zu füttern, das uns ehemals Nutzen und Lust gewährte, obschon es itzt in seiner Kraftlosigkeit zu beydem nicht im Stande ist; glauben wir, daß sein Leben ihm selbst angenehm seyn kann, und wollen wir ihm die Freuden des Lebens gönnen, so lange es sie zu geniessen vermag; wer wird denn wohl diese unsre wohlwollenden Empfindungen gegen das Thier tadeln? Und wie oft kann nicht dieß Wohlwollen eine gewissermaaßen schuldige Erkenntlichkeit gegen das Thier für die Dienste seyn, die es uns in dem frühern Theil seines Lebens leistete?

Anmerkung. Archenholtz erzählt in seiner Schrift, Engelland und Italien. 2. Ausg. 3. Th. p. 111. von dem bekannten Menschenfreunde Howard, der sich durch seine Untersuchungen über den Zustand der Gefängnisse und Hospitäler ein unsterbliches Ehrendenkmal gestiftet hat, daß er auch für die Thiere eben so edel fühlte. Die Pferde auf seinem Landgute, heißt es, werden, wenn sie alt und schwächlich sind, von aller Arbeit befreyt, und auf eine schöne Wiese versetzt, wo sie ihre übrige Lebenszeit ruhig grasen können.

§. 106.

Allein, oft steht es nicht in der Gewalt des Menschen, diesen wohlwollenden Empfindungen Gehör zu geben, unsre äußre Verfassung hindert uns, dem Thiere die Freude zu gewähren, die wir ihm wünschen; und dann ist verkürztes Leiden ein würkliches Gut für dasselbe. Der Tod ist dann eine wahre Wohlthat für das entkräftete, leidende, hülflose Thier. Und doch ist der Mensch oft grausam genug, ihm diese letzte Wohlthat zu versagen. Was ist leichter, als dem Pferde einen Schuß hinter das Ohr durch Kopf und Gehirn zu geben, wodurch Bewußtseyn und Empfindung augenblicklich aufhört; und die Haut ist doch immer mehr werth, als dieser Schuß. Aber auch dieses macht dem fühllosen Eigenthümer desselben noch zu viele Mühe; er schneidet ihm lieber Schweif und Mähne ab, das einzige, was er an dem Thiere noch von einigem Werth hält, und jagt es dann hinaus ins offne Feld, wo es, unter der Strenge des Winters, jämmerlich zu tode gemartert wird.

Land-

Landmann, guter Bruder! der du insonderheit so oft unter der harten Behandlung eines bösen und gottlosen Grundherrn seufzest, führst du ihn nicht selbst an, dich zu tyranniſiren, wenn du so tyranniſch das Thier behandelſt, das dein Diener iſt. Es iſt ein unvernünftiges Vieh, sagſt du: du biſt ein Bauer, sagt er; und ihr thut beyde gröblich Unrecht. Aber beyde werdet ihr auch dem allgütigen Herrn der Natur strenge Rechenschaft abzulegen haben: du wegen der Unthat, die du an dem Thiere begiengſt, und er wegen der Ungerechtigkeit, die er gegen dich und gegen das Thier ausübte!

Viertes Kapitel.

Nähere Betrachtung über den Zuſammenhang der angegebnen Pflichten mit der Sittlichkeit des Menſchen.

§. 107.

Daß fühlloſe Härte und überſpannte Empfindſamkeit zween im höchſten Grade gefährliche Feinde der menſchlichen Tugend und Glückſeligkeit ſind, iſt eine Wahrheit, die jeder, der nur mit einiger Aufmerkſamkeit den Gang der menſchlichen Seele beobachtet hat, einzugeſtehen ſich genöthigt finden wird. Es frägt ſich nur: welches von dieſen Laſtern in ſeinen Folgen das verderblichſte für den Menſchen und die menſchliche Geſell-

schaft ist. Und wenn wir denn Trägheit von Härte unterscheiden, so werden wir durch Erfahrung belehrt werden, daß der Hartherzige, durch die Anlage, die er zu Festigkeit in Planen und Handlungen hat, doch einigen Nutzen schaffen kann; der Hartherzige hat doch gewöhnlich eine gewisse Fähigkeit zu kaltem Nachdenken, die es ihm möglich macht, beßre Einsichten zu erlangen und vernünftigere Mittel zu wählen; da im Gegentheil die überspannte Empfindsamkeit wenig oder gar keinen würklichen Nutzen schafft, nur für den Augenblick, nie aber in Zusammenhang würkt; nie nach überdachtem Plane handelt, nichts mit anhaltender Festigkeit ausführt, und, unter gewissen Umständen, jede unnatürliche Grausamkeit auszuüben fähig ist, die nur der hartherzigste Barbar jemals erfinden könnte. Das aber ist beyden diesen Lastern eigen, daß sie den Menschen tief unter die Würde erniedrigen, wozu die Natur ihn bestimmte, beyde verderben sie das Gute, das der Mensch durch eine zweckmässige Anwendung seiner Kräfte hätte schaffen können.

Die menschliche Natur ist eine Zusammensetzung von Sinnlichkeit und Vernunft; wir haben sowohl Gedanken als Empfindungen; da wir aber nur dann vergewissert seyn können, daß wir recht und gut handeln, wenn wir nach vollkommen deutlichen Vorstellungen handeln: so müssen, auf der andern Seite, unsre Vorstellungen uns so deutlich und anwendbar werden, daß sie in Empfindungen übergehen, die im vorkommenden Falle gleich zur Hand sind, wenn wir anders mit Fertigkeit und Ernst unsre Pflichten erfüllen sollen. Die intuitive Kenntniß muß symbolisch werden, wenn wir von ihrer Wahrheit vergewissert werden sollen, und wiederum muß

die-

die symbolische Kenntniß anschauend werden, wenn sie leicht anwendbar, und in Gedanken und Betragen würksam werden soll.

§. 108.

Der Mensch, der blos nach dem natürlichen Gefühle von Recht und Unrecht handelt, ohne deutlich über die verschiednen Gründe und Bestimmungen der Pflichten, und die verschiednen Modifikationen dieser Pflichten nach der Verschiedenheit der eintretenden Umstände, nachgedacht zu haben; dieser Mensch kann sehr viel guten Willen besitzen, auch wohl vieles thun und gethan haben, was gut und recht ist, aber er wird doch nothwendig aus Mangel an Aufklärung und geübten Denken oft irren. Der Mensch, der in jedem Falle, wo gehandelt werden soll, mit langsamer Ueberlegung, kaltem Forschen, mistrauischer Sorgsamkeit prüfen und untersuchen will, dieser Mensch wird nie dahin kommen, mit Fertigkeit für die Tugend zu handeln: er läßt, durch seine phlegmatische Grübeley, viele schöne Gelegenheiten zu guten und edlen Handlungen, ungenutzt vorüber gehen; er handelt nie mit Lebhaftigkeit und Wärme, und geräth in Versuchung, bey jeder seiner Handlungen zuerst auf sich selbst zu sehen, alles auf sich selbst hinzuführen. Allerdings ist das kalte Nachdenken, die forschende Prüfung nothwendig für den Menschen, wenn er sich feste Grundsätze bilden soll, wonach er mit Sicherheit handeln kann: diese Grundsätze müssen aber denn einmal so gut durchdacht seyn, müssen durch Nachdenken so viel Licht und Leben erhalten haben, so unauslöschlich tief in die Seele geprägt seyn, daß die einzelnen Vorstellungen, woraus sie bestehen, freywillig, mit Leichtigkeit und Schnellig-

keit in der Seele erregt werden, wenn Gelegenheit zum Handeln sich darbietet; und dann werden sie, durch ihre Klarheit und Menge, und die dadurch vermehrte Stärke, den Menschen antreiben, zu thun was recht und gut ist. Die Seele sammelt nun die ganze Masse von Empfindungen gleichsam in einen Punkt; und sie würken nun mit vereinter Kraft, wie die Sonnenstrahlen im Brennpunkte, ohne daß irgend eine individuelle Perception aus der ganzen zusammengesetzten Empfindung die Aufmerksamkeit der Seele besonders auf sich zieht, oder auf sich zu ziehen bedarf.

Eine jede dieser klaren oder dunkeln Vorstellungen, war einmal vorhin deutlicher Gedanke; und damals wurde ihr Werth abgewogen und entschieden: itzt aber, in dem Augenblicke der Handlung, tritt das dunkle und klare, aber, durch Vereinigung mehrerer Empfindungen, lebhafte und starke Gefühl, an die Stelle der vorhergehenden kalten Gedanken. Und so gebührt es uns immer, nicht blos für die Tugend zu denken, sondern auch für sie zu fühlen; damit aber Wahrheit in unsern Gefühlen sey, müssen sie in vorhergehenden deutlichen Gedanken gegründet und vorbereitet seyn.

§. 109.

Diese Anmerkungen finden auch bey den Betrachtungen statt, die wir im Vorhergehenden über die Natur und Bestimmung der Thiere, und die Pflichten des Menschen gegen diese Geschöpfe Gottes angestellt haben. Wir sollen das Thier nicht mit fühlloser Härte oder gedankenloser Gleichgültigkeit betrachten und behandeln; wir sollen aber auch nicht in unserm Betragen gegen dasselbe

ſelbe, uns von wilden unvernünftigen Gefühlen hinreiſſen laſſen, die nur neue Quellen des Verderbens und der Plage für den Menſchen eröfnen würden. Thorheit und Unverſtand wäre es, wenn wir bey jedem Schritt den wir thun, uns mit der Beſorgniß ängſtigen wollten, daß wir lebendige Weſen zerſtören mögten, die von uns ungeſehen und unentdekbar, ſich vielleicht unter unſern Füßen befinden könnten; aber Unverſtand und Bosheit wäre es ebenfalls, wenn wir vorſetzlich ein jedes lebendiges Weſen, das uns zu Geſichte käme, beſchädigen und verderben wollten. Um ſo zu fühlen, wie es vernünftigen Weſen gebührt, müſſen wir zuvor unſre Gefühle durch vernünftiges Denken ausgebildet haben; und all unſer Denken bleibt ewig nur leeres Hirngeſpinſt und unpraktiſche Grübeley, wenn unſre deutlichen Vorſtellungen nicht in Gefühle zuſammenſchmelzen, und uns ſolchergeſtalt zu warmer Theilnehmung an Dingen und Handlungen ſtimmen. Immer aber wird es die wichtigſten Folgen für den ſittlichen Werth des Menſchen haben, wie wir in Hinſicht der Thiere denken, fühlen und handeln; weil dieſe unſre Handlungen immer einen beträchtlichen Theil des ganzen ſittlichen Weſens ausmachen, das unſre Natur auszeichnen und veredeln ſoll. Und hier muß denn wiederum die Erfahrung unſer Wegweiſer ſeyn; ſie lehrt uns aber:

Daß der Menſch, der gedankenlos, gleichgültig, bösartig in ſeinem Betragen gegen das Thier iſt, eben dadurch auch zu einer ähnlichen Denkungsart und einem ähnlichen Betragen gegen den Menſchen geſtimmt wird.

Quinctilian erzählt: *) daß die Athenienser einen Knaben zum Tode verurtheilten, weil er einer Krähe das Auge ausgeschlagen hatte; indem sie daraus schlossen, er würde ein böser und gefährlicher Mensch werden; und das Beyspiel eines Domitians bestätigt die Wahrscheinlichkeit dieses Schlusses. Im Anfange seiner Regierung, schloß er sich zu einer bestimmten Zeit des Tages ein, um Fliegen zu fangen und zu spiessen; und dieser Fliegenhenker wurde in der Folge einer der grausamsten Tyrannen der Erde. **) Was dieser gekrönte Missethä-

*) Lib. V. C. 9. §. 13. edit. Gesn.

**) Ein neueres Beyspiel hat man an Frankreichs schwachem und blutgierigem Könige Karl dem 9ten. Dieser König, der, nach einem eben so verrätherischen als grausamen Plane, im Jahre 1572, vierzig bis funfzig tausend Menschen seiner eignen Unterthanen umbringen ließ; der selbst aus den Schloßfenstern auf die flüchtenden Hugenotten schoß, der Wollust an dem Gestank der Leiche des ermordeten Admirals Coligny fand, und die Wuth der Mörder durch seine Aufmunterungen verdoppelte; dieser König war bekanntlich der Jagd bis zur Ausschweifung ergeben. Er fand, unter andern, Vergnügen darin, seine Hände in dem Blute der erlegten Thiere zu waschen, und de Thou vermuthet nicht ohne guten Grund, daß die seltne Grausamkeit seiner Denkungsart, daraus besonders ihren Ursprung habe. Und doch soll dieser König von Natur ein gutes und wohlwollendes Gemüth gehabt haben; durch den Umgang mit rohen und bösen Menschen aber, und durch das beständige Morden der Thiere, wurde er blutgierig und böse gegen Menschen. Thuan. Histor. Libr. 57. ad Annum 1574.

sethäter im Großen war, kann jeder Mensch im Kleinern werden, wenn er es sich zur Lust macht, das Thier zu martern, oder fühllos ihm unnütze und unnöthige Leiden verursacht.

Wie die englische Gesetzgebung in so vielen andern Dingen das Gepräge der Weisheit trägt, so ist sie besonders darin merkwürdig, daß sie auch für die unvernünftigen Thiere gesorgt, und der Unart Schranken gesetzt hat, die es dem Menschen etwa einfallen könnte wider sie auszuüben. So redet Archenholz von dieser Sache: *) „Ein andres Gesetz, dessen noch kein Reisender gedacht „hat, ist gegen diejenigen, die mit dem Vieh unbarmherzig umgehen. Da die Thiere sich leidend verhalten „müssen, so ist es der Menschlichkeit einer so aufgeklärten „Nation sehr würdig, sie wider die Grausamkeiten der „Menschen zu schützen. Dergleichen Anklagen kommen „oft vor, und werden ohne Schonung angesehen. Die „Geldbuße ist von fünf bis zehn Englischen Schillings „und mehr, je nach dem Urtheile der Obrigkeit, die sich „hierin nach den Umständen und der Beschaffenheit der „Sache richtet. Dies hat denn die gute Würkung, daß „man mit den Thieren, wie mit vernünftigen Geschöpfen „umgeht. Die Gelindheit, die die Engländer gegen „ihre Pferde und Hunde zeigen, ist bekannt genug, und „hat ihren Ursprung aus diesem Gesetze.“

Diese Gelindigkeit finden wir ja überall in der englischen Gesetzgebung: von der Folter, von Kneipen mit glühenden Zangen, vom Rädern und dergleichen grausamen Todesstrafen, finden wir in ihrem Kriminalrechte

*) England und Italien, zweyte Ausgabe, 2. Th. S. 154.

rechte keine Spur. Nur auf das Verbrechen der beleidigten Majestät ist die Todesstrafe hart; und doch ist dafür gesorgt, daß der Missethäter Sinne und Bewusstseyn verloren haben kann, ehe der härteste Theil der Strafe an ihm vollzogen wird. Muß aber nicht eine solche Gesetzgebung eben so sehr die Sitten mildern und die Denkungsart einer Nation verbessern, als sie bey entgegengesetzten Principen, gegen Mensch und Thier verhärtet und verdebt werden muß.

Auch das ist bekannt, daß nach den Englischen Gesetzen, die Schlächter nicht unter den zwölf Geschwornen gewählt werden können, die darüber absprechen sollen, ob wer einer Missethat wegen belangt ist, schuldig sey oder nicht. Man hat geglaubt, daß der Mensch durch den beständigen Anblick von Blut und Tod, bey dergleichen Auftritten gleichgültig werden müste, und also mit weniger Behutsamkeit für die Rettung des Angeklagten sorgen dürfte, als andre, die nicht in einer zur Härte so versuchenden Lage wären. Und sollte nicht diese Vermuthung der menschlichen Natur vollkommen entsprechen? Wenn nun aber der Mensch dasjenige aus Lust thut, was einige aus Nothwendigkeit thun müssen; wenn wir uns mit Vorsatz an Gleichgültigkeit gegen das absichtlose Leiden und Sterben des Thires gewöhnen, statt daß andre ihren natürlichen Gefühlen entgegen arbeiten müssen, um die Unlust zu überwinden, die ihnen ihre Handthierung verursacht; müssen denn nicht unser sittliches Verderbnis, und die schlimmen Folgen, die es für unser Betragen gegen unsre Nebenmenschen hat, in eben dem Maaße wachsen, als wir freywillig dergleichen unsympathetische Empfindungen unterhalten haben und unterhalten. Der Herr,

der

der seinen Hund und sein Pferd tyrannisch behandelt, ist gewiß nie ein wahrhaft guter Hausvater gegen sein Gesinde; derjenige, der fühllos das Thier Hunger und Noth leiden läßt, wird auch kalt und hart vor seinen hungrigen und leidenden Brüdern vorübergehen können, ohne Lust oder Trieb ihrem Elend abzuhelfen.

Ja, der Mensch wird nicht auf einmal boshaft im höchsten Grade, und es giebt oft verschiedne Anlagen zu Lastern in der Seele, die erst spät und bey gegebner Gelegenheit sich äußern; Anlagen, woran weder wir noch andre gedacht haben, bis sie plötzlich entwickelt werden. Wir hören von unsrer ersten Jugend an, daß wir die Menschen lieben, und gerecht gegen sie seyn sollen: wir wachsen mit diesen Begriffen heran: sie werden klar, sie werden redende Empfindungen bey uns; und also können die entgegengesetzten unharmonischen Empfindungen gegen das Thier nicht sogleich und merklich sich zeigen, und in allen ihren Folgen ausbrechen. In dem ruhigen, einförmigen Gange des gewöhnlichen Lebens, so lange wir von keiner merklichen Leidenschaft entflammt werden, merkt der Mensch selbst den nachtheiligen Einfluß nicht, den sein schlechtes Betragen gegen das Thier auf seinen eignen Charakter haben kann: laß uns aber aus diesem alltäglichen Zustande der Ruhe herausgerissen werden; laß Zorn und Rachgier das feurige Blut entflammen; und derjenige, der sonst gegen das Thier hart und bösartig verfuhr, wird nun mit eben der unversöhnlichen Erbitterung gegen seinen Bruder wüten. Aber, wird vielleicht jemand antworten, meine Vernunft sagt mir ja doch immer, es ist ein Mensch, mit dem ich zu thun habe. Sehr gut, Bruder, wenn du Vernunft brauchtest,

test, so würde sie dir dies freylich sagen; merke aber wohl: du gebrauchtest keine Vernunft, wenn du das Thier mißhandeltest: und eben so wenig wirst du Vernunft gebrauchen, wenn du in der Hitze der Leidenschaften deinen Nebenmenschen mißhandelst.

§. 110.

Vielleicht wird jemand hier einwenden, daß es Menschen giebt, die in ihrem Verfahren gegen die Thiere fromm und gut, dahingegen aber hart und böse in ihrem Betragen gegen ihre Nebenmenschen sind; und daraus den Schluß ziehen wollen, daß unsre Behandlung des Thieres keinen Zusammenhang mit der Sittlichkeit unsrer übrigen Handlungen habe. Die Erfahrung bestätigt zum Theil die Richtigkeit der obigen Behauptung, aber bey einigem Nachdenken wird man leicht einsehen, daß die angegebne Folgerung sich nicht daraus herleiten läßt.

Es giebt Menschen, die gegen das Thier gut, und gegen den Menschen böse sind; aber hier müssen wir erst etwas näher beleuchten, worin diese Güte gegen das Thier besteht, und in welchen Umfange sie sich äußert. Es giebt Menschen, die launigt gut, sowohl gegen Thiere als gegen andre Menschen sind; die gegen diese oder jene Thierart oft ein ausgezeichnetes Wohlwollen zeigen, aber doch zuweilen das Thier mißhandeln, wenn es ihren Launen nicht ausweichen kann, und sich nach ihren Eigenheiten nicht bequemen will, oder zu bequemen weis. Auf eben die Art behandeln sie auch die Menschen, welche unglücklicherweise von ihnen abhängig sind; und von ihnen kann man also nicht haben reden wollen, wenn man behauptet, daß der Mensch böse

gegen

gegen Menschen und gut gegen das Thier seyn kann. Es giebt andre Menschen, die sich ein oder andres Lieblingsthier zu ihrer Belustigung und zum täglichen Umgange wählen; diese einzelne Thiere lieben sie denn nun freilich; aber sie lieben sie oft ausschließlich, als ob es die einzigen Thiergeschöpfe in der Natur wären; sie lieben sie mit einer solchen Leidenschaft, daß ihr Herz für alle andre Thiere und Menschen keine Gefühle mehr übrig hat.

Daher sieht man denn eben die Dame, die Herzklopfen und Ohnmacht bekommt, wenn ihr Schooshund schreyt, oder ein vergötterter Papagey nicht fressen will, kalt und gleichgültig mit ihren Pferden davon jagen bis sie stürzen, oder mit dem zappelnden Wurme angeln. Nur für ihren Lieblingsgegenstand haben solche Menschen Gefühl und Aufmerksamkeit, und was Wunder denn, daß alles übrige, es sey Thier oder Mensch, mit der Behandlung vorlieb nehmen muß, die die herrschenden Leidenschaften eines solchen Menschen in jedem Falle an die Hand geben. Von solchen Menschen aber kann man daher ebenfalls nicht mit Wahrheit sagen, daß sie gut gegen das Thier sind, da es nur ein einzelnes Thiergeschöpf ist, woran ihr Herz hängt. Sie befinden sich in einer Art von Wahnsinn, indem ihre Vorstellungskraft so ganz mit einem einzelnen Gegenstande beschäftigt ist, daß sie auf andre Dinge nicht die gehörige Aufmerksamkeit und Nachdenken anwenden, und zuletzt nicht mehr anwenden können. Ein Glück ist es für sie, daß sie von demselben verschieden sind; aber auf dem Wege zum Wahnsinn befinden sie sich gleichwohl; und unerwartete Zufälle, der plötzliche Tod des Thieres u. s. w. können sehr leicht ihre Gefühle und Vorstellungen so gänzlich auf

ihre eigne Person einschränken, daß sie ihre eigne Persönlichkeit mit ihrem geliebten Gegenstande vermengen, ihr Selbstbewußtseyn, und mit ihm den Gebrauch des Verstandes verlieren.

Noch giebt es andre Menschen, die so überschwenglich empfindsam sind, daß sie in eitel Gefühlen hinschmelzen, wenn sie nur von leidenden Thieren oder Menschen reden hören. Der Anblick eines leidenden Wesens ist ihnen unausstehlich, und sie lassen lieber Menschen und Thiere hülflos leiden und umkommen, als daß sie ihr empfindsames Herz martern sollten, wenn sie zur Lindrung oder Rettung ihrer Mitgeschöpfe thätig mitwürkten. Diese Leute wären sowohl gegen Thiere als Menschen gut, wenn Güte blos in leeren Worten und verwirrten Gefühlen bestände. Sie sind fähig, sich im höchsten Grade böse gegen Menschen zu zeigen, weil sie blos von sinnlichen Gefühlen geleitet werden, ohne Nachdenken oder Verstand zu gebrauchen: und eben diese Menschen würden im Stande seyn, die grausamste Härte gegen das Thier auszuüben, wenn etwa Zorn oder eine andre heftige Leidenschaft ihre gewöhnlichen Gefühle unterdrückte, oder sie ihren angenommnen Karackter vergessen machte, und ihnen die Larve der Empfindsamkeit abrisse. Es steht demnach unsre vorige Behauptung noch unwiderlegt: daß derjenige, der nach vernünftigen und wohl durchdachten Grundsätzen gut gegen das Thier ist, auch eine überwiegende Lust haben muß, dem Menschen das zu thun, was Recht und gut ist; und daß, wer gegen das Thier bös ist, nie von Herzen und ernstlich dem Menschen gut seyn kann.

Anmer-

Anmerkung. Ich habe im Vorhergehenden, mit Vorsatz, nicht von den Menschen reden wollen, die ein ausgezeichnetes und herschendes herzliches Wohlwollen sowohl gegen Thiere als gegen Menschen überhaupt, fühlen und äußern, aber sich doch ein einzelnes Thier besonders zum Umgange gewählt haben, und dies Thier vorzüglich an ihrem Wohlwollen Theil nehmen lassen. Ich habe diesen Fall nicht genannt, weil ich nicht begreife, warum ein solches Betragen strafbar oder tadelnswerth seyn sollte. Man merke wohl, ich setze voraus, daß der Mensch, der solchergestalt ein einzelnes Thiergeschöpf vorzüglich liebt, demungeachtet jede Pflicht beobachtet, die Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen Thiere und Menschen von ihm heischen. Und was sollte mich nun wohl hindern, ein Thier, in seinem Umgange mit mir, so froh und glücklich zu machen, als mir immer möglich wäre? Die Thiere finden in ihrem Umgange mit dem Menschen gewöhnlich nur wenig Glück und viele Leiden; und warum sollten denn nicht auch hier auf Erden einzelne Thiere unter so vielen seufzenden Geschöpfen glücklich seyn? Dies streitet weder gegen die Güte und Weisheit des Schöpfers, noch gegen die Würde des Menschen, oder gegen die Bestimmung der Thiere. Zwar kann der Mensch, der eine besondre Zuneigung für ein einzelnes Thier gefaßt hat, sich dadurch diese und jene Unannehmlichkeit zuziehen, die durch eintretende Zufälle dann und wann sich ereignet; aber dies bleibt immer des Menschen eigne Sache, und andre sind nicht berechtigt, ihn zu tadeln, so lange seine Gütigkeit für dies Individ, nicht in ihren Folgen für andre Mitgeschöpfe desselben, es seyen Thiere oder Menschen, schädlich wird.

§. 111.

In jedem Falle, wo wir etwas thun, was bös oder unrecht ist, sind unsre Gedanken und Begierden von der Regelmäßigkeit und der Ordnung abgewichen, die allein uns der Vollkommenheit und Glückseligkeit näher führen können. Jede Ungerechtigkeit gegen das Thier aber, jedes Uebel, das wir ihm ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht zufügen, hat ja in falschen und irrigen Vorstellungen seinen Grund; und diese Vorstellungen harmoniren also eben so wenig mit unsrer eignen Vollkommenheit, als mit der Vollkommenheit des Thieres. Vollkommenheit und Wahrheit, Unvollkommenheit und Irrthum sind immer unzertrennlich mit einander verbunden. Wie eine Wahrheit sich aus der andern entwickelt, so kann auch ein Irrthum nur andre Irrthümer erzeugen und fortpflanzen; und werden nun die irrigen Vorstellungen herrschend in der Seele, so reißen sie den Menschen mit sich fort, gleich jenen gefährlichen Meerstrudeln, die in ihrem Wirbel alles verschlingen. Aber wo bleibt alsdann die Vollkommenheit, welcher nachzustreben, Vernunft und Offenbarung uns bestimmten? Oder muß nicht vielmehr vernünftiges Nachdenken uns das Geständniß abdringen: indem wir ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht, die Vollkommenheit und das Glück des Thieres vermindern, vermindern wir unsre eigne Vollkommenheit und Glückseligkeit, weil diese nur auf wahre Gedanken, und edle Gefühle und Handlungen sich gründen, und nur durch sie befestigt werden kann.

Eine

Eine jede Mißhandlung des Thieres stößt den Menschen von dem Grade der Vollkommenheit hinab, worauf er stand, und legt der Vollkommenheit, die er sonst erreicht haben würde, Hindernisse in den Weg.

Wer hat die Gränzen der menschlichen Entartung abgesteckt; und kann sie nicht von dem unbedeutendsten Anfange, zu der fürchterlichsten Höhe steigen? Gleichviel aber ist es, auf welchem Wege wir uns zuerst den Lastern nähern. Wir sind in dieser Hinsicht fast einer Kugel zu vergleichen, die auf dem obersten Gipfel eines gähen Abhangs liegt; von welcher Seite man ihr auch den Stoß giebt, so wird doch immer ihre Bewegung dadurch befördert, und sie rollt mit immer zunehmender Geschwindigkeit fort, je länger der Weg ist, den sie in ihrem Laufe vor sich hat. Aber wenn die Bewegung eines solchen Körpers, seiner innern Schwere und des äußern Widerstandes wegen, zuletzt geschwächt werden und aufhören muß, so kann dahingegen die übel angewandte Würksamkeit des Geistes, bis ins unendliche fortgehen; wenigstens vermag kein Sterblicher zu berechnen, wo sie aufhören soll.

Niemand kann sagen: so boshaft will ich nur werden, und weiter will ich nicht gehen: niemand kann also vernünftigerweise die Frage thun: was hat mein Betragen gegen das Thier, mit meinem Betragen gegen den Menschen zu schaffen? Gieb auf dich selbst Acht, o Mensch, denke über deine Gefühle und Handlungen nach, und, gewiß, du wirst durch unpartheyisches Forschen

finden, daß deine Fühllosigkeit gegen das Thier die wohlwollenden Gefühle schwächte, die du deinem Bruder schuldig bist; du wirst finden, daß die Bosheit, die du gegen das Thier ausübtest, eine fruchtbare Mutter von andern bösen Handlungen war. **Du versagtest dem Thier seyn Recht, und du lerntest dadurch mit so viel weniger Bedenklichkeit, dem Menschen Unrecht thun.**

Väter, Erzieher, und du zartfühlendes Geschlecht, das mit so vieler und uneingeschränkter Gewalt, Sanftheit über das menschliche Leben und die menschlichen Sitten verbreitet; **edle, tugendhafte Weiber und Mütter** unter unsrer Gattung: seht, die Jugend, die Natur und Vorsehung eurer Aufsicht anvertraute, ist wie das Wachs, das jeden Eindruck von der Hand des Meisters annimmt! Euer glückliches Loos ward es, Weisheit und Tugend in die jungen und unerfahrnen Seelen zu pflanzen! O, lehrt sie denn frühzeitig kennen und fühlen, wie alles, was lebet, zur Glückseligkeit geschaffen wurde; und daß unsre eigne Vollkommenheit und unser eignes Glück, immer in unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Glücke eines jeden lebendigen Wesens steht, worauf wir, vermöge unsrer Lage im Leben, Einfluß haben können. Lehret sie frühzeitig auf die sympathetische Stimme der Natur merken, die uns auffordert, uns jeder Freude und Vollkommenheit unsrer Mitgeschöpfe zu freuen; und verstärkt diese Stimme durch den lehreichen Unterricht der forschenden Vernunft, der leitenden Erfahrung!

Lehrt die Jugend, dem Thiere das Wohlwollen, die Achtung und das Recht wiederfahren zu lassen, die ihm als einem lebendigen Wesen und Geschöpfe Gottes gebühren; und ihr werdet sie dadurch zugleich in der Achtung und dem Wohlwollen befestigen, die sie, als Menschen, den Menschen schuldig sind.

Anmerkung. Wenn man die weisen Britten ausnimmt, so giebt es unter den cultivirten Nationen Europas auch nicht eine einzige, die sich rühmen könnte, daß sie in ihrer Gesetzgebung eine thätige Aufmerksamkeit für die Thiere gezeigt hätte. Indessen verdient eine von Campe erzählte Begebenheit hier angeführt zu werden, da sie dem Justizwesen in Abo wahre Ehre macht; obgleich diese Ehre wohl nur allein den würdigen Männern gebührt, welche damals die öffentlichen Angelegenheiten der Sadt verwalteten, da man sie schwerlich den durch die Gesetzgebung eingeführten Grundsätzen zuschreiben kann.

In Abo in Finnland wurde vor einigen Jahren ein Hund übergefahren, und der sterbende Hund kroch zu der Thür eines Lederhändlers hin.

Der funfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bengel, war so grausam, daß er dies leidende Thier erst mit Steinen warf, und ihm darauf einen Topf mit kochendem Wasser über den Leib goß.

Glücklicherweise sah einer der Rathsherrn, der gerade gegen über wohnte, diese unmenschliche Grausam-

keit. Er trug den Tag darauf die Sache im Rathe vor, und man beschloß einstimmig, diesen Unmenschen vorzufordern und ins Gefängniß zu setzen.

Dies geschah, und nachdem der Rath die Beschaffenheit des Verbrechens genau erwogen, wurde an einem Markttage, im Beyseyn einer Menge von Menschen, folgende Strafe an dem Verbrecher vollzogen.

Ein Profoß entkleidete den Obertheil des Körpers dieses Unmenschen, band ihn darauf an einen Pfahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

„Junger Mensch! Da du nicht allein einem dei„ner Mitgeschöpfe, das dich in seiner Todesstunde um „Erbarmen anflehte, deine Hülfe versagt, sondern sogar „boshafter Weise die Leiden des sterbenden Thieres ver„vielfältiget, und es unter verdoppelten Martern getöd„tet hast, so soll dein verdienter Name an deine Brust „geheftet, und du mit funfzig Peitschenschlägen gezüch„tigt werden.“

Nun hieng der Profoß dem Knaben eine schwarze Blechplatte um den Hals, worauf mit weissen Buchstaben geschrieben stand: **blutdurstiger Unmensch.**

Ein andrer Profoß ertheilte ihm sodann fünf und zwanzig Schläge mit einer geflochtnen Peitsche; worauf der erste ihm wieder folgendes vorlas:

„Fühle hier, **junger Mensch**, nur etwas von „den Schmerzen, womit du eins deiner Mitgeschöpfe in „seiner Todesstunde marterteſt; und willst du dereinst

„in

„in deiner Todesstund von dem Herrn aller Ge„schöpfe Barmherzigkeit zu hoffen haben, so werde „menschlicher!“

Hierauf gab ihm der zweyte Profoß die fünf und zwanzig Schläge, die er noch zu gute hatte; und wie sehr er auch schrie, und die Rathsherren um Schonung flehte, so blieben sie doch unerbittlich.

Diese Strafe hatte die heilsamsten Folgen. Die finnländischen Knaben pflegten sonst im Sommer junge Sperlinge lebendig fest zu nageln, und mit Bögen oder Blasröhren nach ihnen zu schießen. Andre spießten lebendige Frösche, und fanden Vergnügen an den schmerzvollen Verzuckungen dieser Thiere; itzt aber hörten diese und andre dergleichen Grausamkeiten auf. Campes Kinderbibliothek, 6. B. S. 267.

Mögten doch mehrere Obrigkeiten so denken und handeln, wie diese edlen Männer in Abo! damit aber das Verfahren nicht willkührlich würde, müste man zugleich wünschen, daß die Behandlung der Thiere ein Gegenstand der gesetzgebenden Macht werden mögte; ein Wunsch, von dem man sehr ungern glauben würde, daß er um ein Jahrhundert zu früh käme. In unsrer Gesetzgebung ist doch schon gewissermaaßen ein Anfang dazu gemacht, indem das Gewicht bestimmt ist, was ein paar Pferde auf Fuhrmannsreisen, und auf den Gassen von Kopenhagen fortbringen soll; und obgleich man im letztern Falle vielleicht mehr die Absicht gehabt hat, das Steinpflaster zu schonen, als den Pferden Erleich-

terung zu verschaffen, so halte ich mich doch überzeugt, daß unser itziger, eben so wohldenkender als thätiger Polizeymeister, Hr. Etatsrath Flindt, gewiß eben so sehr auf das Beste der Thiere, als auf die Erhaltung der Straßen gesehen hat, da er, vor ein paar Jahren, die Erinnerung an die in dieser Rücksicht ergangnen Befehle erneuerte. Dank sey ihm dafür im Namen der Menschheit gesagt; und Dank sey ihm jedesmal, wenn er den Fuhrknecht, der beweißlich seinen Wagen überladen hat, die äußerste Strenge der Gesetze fühlen läßt.

Dritter

Dritter Theil.

Historische Erläuterungen

als Beytrag zur Lehre

von

der Natur der Thiere.

Obschon ich, wie ich hoffen darf, im Vorhergehenden eine hinlängliche Menge historischer Beweise, zur Erläuterung und Bestätigung der in dieser Schrift enthaltnen Grundsätze über die Natur und Fähigkeiten der Thiere, angeführt habe, so wird man es dem ungeachtet doch wohl nicht für überflüßig oder unschicklich halten, daß ich an diesem Orte einige wichtige Erfahrungen über die Haushaltung der Thiere und die verschiednen Aeußerungen ihrer Intelligenz aufzeichne. Freylich hätte ein Theil dieser Bemerkungen schon im Vorhergehenden angeführt werden können; aber dadurch würde ich den Zusammenhang der philosophischen Betrachtungen gar zu sehr unterbrochen haben, wie ich denn auch hie und da würklich zweifelhaft gewesen bin, ob ich alle zu Bestätigung derselben angeführte Begebenheiten, an dem Orte wo sie itzt stehen, aufzeichnen, oder lieber einen Theil derselben für diesen Abschnitt aufheben sollte.

§. 112.

Der **Bieber** gehört gewissermaaßen zu den Thieren, die sowohl auf trocknem Lande als im Wasser leben können. Man findet ihn nicht allein in verschiednen Gegenden Europas, sondern auch in Amerika; doch trift man ihn in den nördlichen Gegenden häufiger an, als in den südlichen. Diese Thiere halten sich meistens in mittelmäßigen Wäldern, an den Ufern von Flüßen und Seen auf, wo sie süßes Wasser haben, und ihre Nahrung besteht vorzüglich in jungem Laubholze und frischer Baum-

Baumrinde; im Nothfall essen sie auch Schilf und Fische; Fleisch dahingegen niemals. In den Gegenden, die oft von Menschen besucht werden, findet man sie nur einzeln und zerstreut. In unbewohnten Erdstrichen aber, und in Ländern, die nicht stark angebaut sind, wohnen sie gewöhnlich in großen Gesellschaften beysammen; man hat oft Kolonien von zwey- bis dreyhundert Biebern angetroffen, die ihre Höhlen neben einander gebaut, und sie durch unterirdische Gänge mit einander verbunden hatten. Die Art, wie der Bieber bey seinem Baue verfährt, ist bewundernswürdig.

Zuerst suchen sie, an dem Ufer des Wassers, einen Ort aus, der zu ihren Absichten dienlich, und entweder in einem Walde, oder doch in der Nähe von Bäumen liegt. Sie versammeln sich gewöhnlich im Junii oder Julii, um ihren Bau mit vereinigten Kräften auszuführen. Ist das Wasser, an dessen Ufern sie sich niederlassen wollen, kein stillstehendes Wasser, das immer einerley Höhe behält, so besteht ihre erste Arbeit darin, daß sie einen Damm über den Strom ziehen, dessen sie sich als einer Schleuse bedienen, um den Lauf des Wassers zu hemmen, und es so viel möglich, in derselben Höhe zu erhalten. Ein solcher Damm, den sie an einem Orte bauen, wo der Strom nicht gar zu tief ist, hat oft eine Länge, von achtzig bis hundert Fuß, und ist unten zehn bis zwölf Fuß dick. Befindet sich an dem Ufer des Gewässers, wo der Damm angelegt werden soll, ein großer Baum, so benutzen sie denselben zu der Grundlage ihres Baues.

Um den Baum zu fällen, bedienen sie sich ihrer zween breiten und starken Schneidezähne, und mit diesen

sind

sind sie im Stande, in kurzer Zeit einen Baum zu durchsägen, der dicker ist als ein Mensch. Sie gehen dabey zugleich so vorsichtig zu Werke, daß nur selten jemand von ihnen durch den Fall des Baumes beschädigt wird. Wenn der Baum gefällt ist, nagen sie die Zweige desselben ab, um ihn in horizontaler Richtung ins Wasser zu legen; und unter dieser Arbeit stehen sie einander treulich bey. Hierauf sägen sie die kleinere Bäume ab, die sie in Stücke zerschneiden, um Pfähle daraus zu machen. Diese Pfähle setzen sie neben einander längst dem Baume, der queer über den Fluß liegt, und durchflechten endlich die Pfähle mit Zweigen und andern kleinen Holzstücken. Die Löcher füllen sie mit Thon aus, den sie auf ihrem breiten Schweife herbey führen, welcher ihnen statt des Maurerlöffels dient, so wie sie den Thon mit ihren Vorderfüßen kneten.

Die Bieber geben ihren Dämmen nicht allein die erforderliche Größe und Festigkeit, sie geben ihnen auch die schicklichste Gestalt. An den Seiten, wo der Damm der Gewalt des Wassers widerstehen soll, machen sie ihn schräge, dergestalt, daß ein Damm, der unten ungefähr zwölf Fuß dick ist, oben nicht mehr als zwey bis drey Fuß Dicke behält. Ueberdem geben sie dem Damm oben auch noch verschiedne Oefnungen, wo das Wasser durchfließen kann; und diese Oefnungen machen sie bald größer, bald kleiner, je nachdem der Fluß steigt oder fällt.

Wenn der Bau des Dammes geendigt ist, so verfertigen sie aus denselben Materialen, und nahe am Wasser, runde oder ovale Gebäude, welche zuweilen aus zwey und drey Stockwerken über einander bestehen, und gemeinigilch fünf bis zehn Fuß im Durchmesser halten.

Das

Das unterste Stockwerk ist allezeit etwas niedriger als der Damm, und mit Wasser angefüllt. Hier pflegen sie sich gewöhnlich aufzuhalten, so lange der Fluß nicht steigt, da sie gerne den Schwanz und den Hintertheil des Körpers im Wasser haben mögen. Das obere Stockwerk bewohnen sie nur dann, wenn sie durch das Steigen des Flußes dazu genöthigt werden. In allen Stockwerken lassen sie nach der Wasserseite Oefnungen bleiben, damit sie zu den öbern hinauskriechen können, wenn die untern etwa vom Eise oder durch andre Zufälle verstopft werden sollten. Diese Wohnungen, worin man oft acht, zehn und mehr Bieber beysammen findet, werden überaus reinlich gehalten, und sorgfältig ausgebessert, sobald sie im geringsten schadhaft geworden sind.

Im September, wenn ihr Hüttenbau beynahe ganz vollendet ist, fangen sie an Baumrinde und zartes Holz zum Wintervorrath einzusammeln, und ergötzen sich mit ihren Weibchen. Den Winter bringen sie mit einander in ihren Hütten zu. Gegen das Frühjahr verlassen die Männgen ihre Wohnungen, um die Früchte und Annehmlichkeiten der Jahrszeit zu genießen; doch besuchen sie die Weibgen dann und wann, welche gegen das Ende des Winters Junge werfen. Das Frühjahr über bleiben die Weibgen in ihrer Wohnung, um die Jungen groß zu ziehen, die indessen binnen wenigen Monaten im Stande sind, ihre Mutter aufs freye Feld zu begleiten. Gegen den Herbst versammelt die ganze Kolonie sich von neuem, und bessert ihre Wohnungen aus, wenn sie etwa durch Ueberschwemmungen oder andre Zufälle Schaden gelitten haben. *)

§. 113.

*) Neuer Schauplatz der Natur, 1. B. S. 702:705.

§. 113.

Wir haben im Vorhergehenden der Nützlichkeit der Aasgräber gedacht, und die Art, wie diese Insekten die todten Körper vergraben, ist überaus merkwürdig. Ehe sie ihre Arbeit anfangen, betrachten sie den Körper von allen Seiten, und durchwühlen den Boden worauf er liegt. Finden sie nun, daß derselbe für ihre Brut nicht tauglich ist, so schleppen sie den Körper an einen bequemern Ort hin. Hierauf kriechen sie unter den todten Körper, heben ihn mit ihrer Brust und ihrem Kopfe, bald vorne, bald hinten in die Höhe, und scharren dabey mit ihren Vorderbeinen die Erde unter sich weg, so, daß der todte Körper immer tiefer sinken muß. Diese Arbeit setzen sie ununterbrochen fort, bis man von dem Aase nichts mehr über der Erde sieht; und eine solche Grube für einen Maulwurf oder eine Ratze, die zuweilen eine halbe Elle tief ist, kostet fünf oder sechs von diesen Insekten, wovon die größten doch kaum so groß sind wie ein Maykäfer, nicht mehr als zwey bis drey Stunden Arbeit.

Um die Fertigkeit dieser Thiere auf die Probe zu stellen, hieng man einen Maulwurf an einen Stock, der in die Erde gesteckt war, dergestalt auf, daß der Körper zwar auf der Erde zu liegen schien, sie aber doch nicht berührte: die Aasgräber eilten sogleich herbey, und fiengen an die Erde aufzuwühlen; als sie aber sahen, daß der Maulwurf demungeachtet nicht sinken wollte, thaten sie das einzige, was zu thun war, um ihre Absicht zu erreichen: sie gruben rings um den Stock herum, und fuhren damit so lange fort, bis er fiel, und den Körper nicht mehr hindern konte zu sinken.

Zween oder drey Tage nachdem sie ein solches Aas begraben haben, mit welchem sie zugleich sich selbst lebendig begraben, kommen sie gemeiniglich wieder zum Vorschein, aber mit einem ganz veränderten Aussehen, da sie größtentheils mit einer Art von gelben achtfüßigen Läusen so stark besetzt sind, daß man sie kaum kennen kann. Nun paaren sie sich, und kriechen darauf abermals unter die Erde, wo das Weibgen ihre Eyer in das vergrabne Aas legt. Nach ungefähr vierzehn Tagen kriechen aus diesen Eyern kleine Würmer hervor, die sich von dem verfaulten Fleische des vergrabnen Thieres nähren, und gemeiniglich binnen vier Wochen ihre völlige Größe erhalten. *)

§. 114.

In einem Gartenhause, wo lange niemand hingekommen war, hatten die Spinnen vor allen Winkeln zwischen den Balken ihre Netze gesponnen. Endlich kam der Gärtner einmal mit einem eisernen Blasrohr dahin, woraus er getrocknete Leimkugeln mit solcher Genauigkeit zu schießen geübt war, daß er selten eine Fliege an der Wand verfehlte. Da er eine ziemliche Anzahl Kugeln bey sich hatte, so gerieth er auf den Einfall, die Spinnen todt zu schießen, welche hinter ihren Geweben saßen und auf Raub lauerten; und in kurzer Zeit tödtete er sie alle. Nach einigen Tagen kam er wieder in das Gartenhaus, und sah sich nach Spinnen um. Anfänglich wurde er keine einzige gewahr; aber bald nachher bemerkte er, daß hinter den Geweben, wo das

*) Neuer Schauplatz der Natur, 1. B. S. 46.

das vorigemal eine braune Spinne saß, nunmehr ein kleines weißes Haus von Leimkalkblättern gebaut war, die an verschiednen Stellen von den Wänden und Balken abgelößt waren. Diese kleinen Schalengehäuse hatten beynahe eben dieselbe Gestalt, als die Puppen der Larven, oder die Einkleidung, in welcher der Schmetterling sich verwandelt; nur waren sie runder und von verschiedener Größe. Die eckichten Kalkblätter waren so künstlich zusammengesetzt, daß in dem Gehäuse keine Spinne zu sehen war; und hinter jedem Gewebe war ein solches Gehäuse. Er schoß einige derselben mit harten Thonkugeln in Stücken, und tödtete die Spinnen, die sich darinn befanden; die übrigen ließ er unbeschädigt.

Einige Tage nachher besuchte der Gärtner das Haus abermals, und fand, daß hinter den Geweben, wo die Gehäuse zerstört und die Spinnen getödtet waren, andre Spinnen neue Zellen von Kalkblättern gebaut, aber sie kleiner und dichter gemacht hatten; und in jedem Gehäuse wohnte wiederum eine Spinne. Die übrigen Spinnen, welche einige Tage zuvor verschont worden waren, hatten ihre Kalkzellen selbst abgebrochen, und saßen ohne Bedeckung hinter ihrem Gewebe. Die Kalkblätter lagen auf dem Fußboden, und nur einige wenige hiengen noch in den Netzen. Nun wurden wieder alle Spinnen todt geschossen, sowohl diejenigen, die sich in den Zellen verborgen hatten, als die, die ohne Zellen waren, und alle Zellen wurden zerstört, aber die Gewebe nicht weiter beschädigt, als nur in so fern die Kugeln sie durchlöcherten. Nach Verlauf von acht Tagen waren hinter allen Geweben wieder neue Kalkzellen

gebaut, und in jeder Zelle war wiederum eine Spinne. Für diesmal ließ der Gärtner sowohl die Spinnen als ihre Gehäuse in Ruhe. Einige Tage nachher sah er, daß die Spinnen, so wie das vorigemal, alle ihre Häuser abgebrochen, die Kalkblätter auf den Fußboden hinabgeworfen hatten, und unbedeckt hinter den Geweben saßen. Sie wurden abermals alle todt geschossen, und ihre Gewebe rein weggefegt, so daß von ihnen nichts mehr zu sehen war; und nun hätte man denn glauben sollen, daß die Spinnen in dem Gartenhause völlig vertilgt wären; aber dies war nicht der Fall.

Nach einigen Tagen fand man abermals neue Gewebe gesponnen, und hinter diesen abermals Zellen von Kalkblättern, worin die Spinnen sich aufhielten; hinter einigen Geweben aber sah man weder Spinnen noch Zellen. Bey näherer Untersuchung fand man, daß diejenigen Spinnen, welche keine Zellen gebaut hatten, Löcher in den Ecken der Wände ausgehölt hatten, worin sie sich verbargen; andre hatten sich in die Risse der Balken und Stützen verkrochen, und lauerten dort ihrem Raube auf. Es wurde zu wiederholtenmalen auf diese Spinnen Jagd gemacht, aber der Erfolg war immer derselbe. Bey einigen im Junii 1782. angestellten neuen Versuchen ereignete sich folgende Merkwürdigkeit. Da man mit harten Thonkugeln auf die Risse der Balken schoß, worin die Spinnen sich verborgen hielten, und die Stücke der zerschlagnen Kugeln in diese Risse eindrangen, und einige Spinnen tödteten, wurden die andern dadurch beunruhigt, und liefen schleunig aus ihren Höhlen hervor. Nach einigen Tagen waren die Risse hinter und über den Geweben mit Kalkblättern dergestalt

stalt belegt, daß man sie kaum sehen konnte. Nur eine kleine runde Oeffnung war übrig gelassen, und hinter dieser Oeffnung saß die Spinne. Die Jagd dieses Jahres war auch noch dadurch merkwürdig, daß einige Spinnen eilfertig ihre Zellen und Gewebe verließen, wenn nach andern geschossen wurde. *)

Anmerkung. Diese Begebenheit mit allen ihren Umständen beweißt, daß die Spinnen aus Erfahrung die Gefahr kennen lernten, sich vor derselben fürchteten, ihr so gut sie konnten vorzubeugen suchten, und verschiedne Mittel zu ihrer Rettung anwandten. Wie würden, sagt der Verfasser, nicht die Menschen die Spinnen verwünschen, wenn sie uns auf diese Weise behandelten. Aber die armen Spinnen, sie schießen, sie tödten keinen Menschen, sie fluchen ihren Mördern nicht: woher mag man doch wohl diese Geschöpfe so sehr hassen und verabscheuen?

§. 115.

Die **Termiten**, oder sogenannten **weißen Ameisen**, sind vielleicht in Absicht auf Klugheit, Macht und häusliche Einrichtung, die bewundernswürdigsten Geschöpfe im ganzen Thierreiche; und zuverlässig die einzigen bis itzt bekannten in ihrer Art. Insonderheit übertreffen die von ihnen aufgeführten Gebäude alles, was Bienen, Wespen, Bieber und andre Thiere aufzuweisen haben, wenigstens eben so sehr, als die prächtigen

*) Allerneueste Mannigfaltigkeiten; 1. Jahrg. S. 322/25.

Paläste cultivirter Nationen, die armseligen Hütten der Wilden übertreffen. Selbst die Menschen mit ihren stolzen Thürmen, und himmelanstrebenden Pyramiden, können es nicht mit diesen Insekten aufnehmen, wenn man bey beyden die Größe des Baumeisters mit den von ihm aufgeführten Gebäuden vergleicht. Die Arbeiter unter den Termiten, die zum Bauen gebraucht werden, sind nicht einmal den vierten Theil eines Zolles groß, und führen doch Werke auf, die sich zehn bis zwölf Fuß, und oft noch höher, über die Oberfläche der Erde erheben. Hr. Smeathman giebt dem Menschen eine Höhe von sechs Fuß, und berechnet darauf, daß die Gebäude dieser Ameisen, in Verhältniß der Größe des Insekts zu der Höhe des Menschen, beynahe fünfmal so hoch sind, als die höchsten egyptischen Pyramiden. In der innern Einrichtung und Eintheilung ihrer Gebäude scheinen diese Insekten alles zu übertreffen, was Menschenhände hervorzubringen im Stande sind. Die bewundernswürdigen Theile derselben sind folgende: die königlichen Zimmer, die Erziehungskammern der jungen Nachkommenschaft, die Vorrathshäuser, gewölbte Zimmer und Gallerien mit ihren verschiedenen Ein- und Ausgängen; ganze Reihen Bögen von gothischer Form, nicht ausgehöhlt, sondern frey gewölbt, und verschiedne derselben 2 bis 3 Fuß hoch; ihre verschiednen Straßen und Wege, bequeme Treppen, und Brücken von einem einzigen Bogen, vermöge deren diese Thiere im Stande sind, leicht und geschwind zu allen Theilen des Gebäudes zu kommen. Und diese wundervollen Gebäude sind das Werk eines Insekts, das nicht völlig den vierten Theil eines Zolles lang ist, und deren fünf und

zwan-

zwanzig erst einen Gran, oder so viel als ein Pfefferkorn wiegen.

Eine gut eingerichtete Republik dieser Ameisen besteht eigentlich aus drey Klassen. Aus Arbeitern: aus Soldaten, die keine Art von Arbeit verrichten, zweymal so lang, und vierzehnmal so groß sind, als die erstern; und endlich aus geflügelten oder vollkommnen Insekten, die man füglich den Adel der Republik nennen könnte: diese befassen sich weder mit Krieg noch Arbeit; kaum sind sie im Stande, sich selbst zu vertheydigen. Aus dieser letztern Klasse werden ihre Königinnen gewählt, und die Natur hat es so eingerichtet, daß sie, sobald sie ihre Vollkommenheit erreicht haben, auswandern, und dann entweder neue Staaten errichten, oder schon binnen den ersten zween Tagen umkommen müssen. Die Adelichen sind von den beyden andern Klassen so sehr verschieden, daß man bisher nicht vermuthet hat, daß sie mit jenen ein Volk ausmachten. Man bemerkt sie auch würklich nicht eher, als kurz vor dem Eintritt der regnigten Jahrszeit, da gerade ihre letzte Verwandlung vor sich geht.

Ihr ganzer Körper ist doppelt so groß und stark, als der Körper eines Kriegers, und dreißigmal so stark, als der Körper eines gemeinen Arbeiters. Sie sind mit vier Flügeln versehen, die sie verlieren, nachdem sie einige Stunden damit herumgeflattert haben, worauf sie unzähligen Vögeln, kriechenden Thieren, und andern Insekten zur Nahrung dienen müssen. Unter Millionen von diesen fliegenden Termiten, ist wahrscheinlich kaum ein einziges Paar so glücklich, einen sichern Zufluchtsort zu finden, wo es das erste Gesetz der Natur

erfüllen, und einen neuen Staat stiften kann. Auf dieser Reise fällt eine unzählige Menge in den nächsten Gewässern, wo sie von den Afrikanern aufgefischt und mit der größten Begierde gegessen werden. Hr. Smeathman selbst fand sie, blos wie Kaffeebohnen geröstet, ohne alle weitere Zubereitung, sehr wohlschmeckend, nahrhaft und gesund. Die wenigen glücklichen Paare, die dieser jährlichen Niederlage entgehen, werden zufällig von den Arbeits-Termiten aufgenommen, die beständig auf der Erde herumlaufen, zu Königen und Königinnen neuer Staaten erwählt, und von diesen fleißigen Geschöpfen gegen alle ihre zahlreichen Feinde beschützt. Man schließt sie in die königlichen Kammern ein, die man aus Thon für sie zubereitet hat, und in eben dem Augenblick nimmt auch die Fortpflanzung ihren Anfang. Ihre freywilligen Unterthanen sind damit beschäftigt, Erziehungskammern anzulegen, welche, dem Anschein nach, aus Holzwerk zusammengesetzt und mit Harz verkittet sind. In diese Kammern bringen sie die Eyer der Königin, sobald sie zum Vorschein kommen. Hr. Smeathman scheint sogar aus wahrscheinlichen Gründen zu glauben geneigt, daß diese bewundernswürdigen Thiere, in der Nähe ihrer Kinderstuben, eine Art Garten von kleinen Schwämmen anlegen, die nur unterm Mikroskop zu erkennen sind, und von welchen Hr. König vermuthet, daß sie diesen jungen Termiten zur Nahrung dienen. Das wundersamste in der Geschichte dieser Insekten, ist sonder Zweifel die Beschreibung der Königin, wenn sie schwanger ist. In diesem Zustande geht mit ihrem Körper, besonders aber mit dem Unterleibe, eine außerordentliche Veränderung vor. Der letztere schwillt allmählig zu einer so ungeheuern

ern Dicke an, daß er einen 1500 bis 2000 mal größern Umfang hat, als der ganze übrige Körper. Sie wird 1000 mal schwerer als ihr Gemahl, und 20 bis 30,000 mal schwerer als ein Arbeits-Termit. Durch die immerwährende wellenförmige Bewegung der Mutter (matrix) werden in einer Zeit von 24 Stunden 80,000 Eyer ausgeworfen, und jedes derselben wird in eben dem Augenblick, da es zum Vorschein kommt, von den Arbeits-Termiten aufgehoben, und in das Erziehungshaus gebracht, welches in gerader Linie oft vier bis fünf Fuß von der Wohnung der Wöchnerin entfernt ist. Hier werden die Jungen ausgebrütet, gewartet und gepflegt, bis sie im Stande sind, sich selbst fortzuhelfen, und an der gemeinschaftlichen Arbeit Theil zu nehmen.

Eine solche Termiten-Republik richtet grausame Verwüstungen an. Rings um ihre kleine Stadt legen sie, so weit sie reichen können, Gassen, oder vielmehr bedeckte Wege an, um von allen Seiten Nahrungsmittel und Baumaterialien herbeyzuschaffen. Das Unheil, das sie stiften, hat indessen auf der andern Seite wieder den Vortheil, daß die Gegend, die sie bewohnen, in kurzem von allen ausgestorbnen Bäumen und sonstigen Dingen, welche der Erde nur zur Last fallen würden, gereinigt wird. Ihre Arbeit geht so hurtig von statten, daß man oft an dem Orte, wo ein verlassnes Dorf stand, nach zwey oder drey Jahren keine Spur von Häusern mehr antrifft, sondern den ganzen Platz dahingegen mit einem dicken Gebüsche bewachsen findet.

Ihre innere Verfassung und Polizey ist in Absicht der verschiednen Verrichtungen, welche dem Bürger-

und Soldatenstande zugetheilt sind, außerordentlich sonderbar. Sobald man nur mit einem Beil eine kleine Oefnung in ihrem Gebäude macht, kommt gleich ein Soldat heraus, um spaziert um die Oefnung herum, gleichsam um auszuspähen, ob der Feind sich wieder entfernt hat, oder von welcher Seite die Gegenwehr und der Angriff am besten geschehen kann. Gleich nachher lassen sich 2 oder 3 andre dieser kleinen Krieger sehen, ihnen stürzt eine ganze Schaar durch die Oefnung nach, und diese kleine Armee wird immer stärker und zahlreicher, so lange man fortfährt, das Gebäude zu beschädigen. Alles ist alsdann in Unruhe und in der heftigsten Bewegung. Einige dieser streitbaren Termiten schlagen mit ihren Rüsseln außen an das Gebäude, welches ein Geräusch macht, das man 4 bis 5 Fuß weit hören kann. Sobald man aufhört, sie zu beunruhigen, ziehen die Soldaten sich zurück, und werden von den Arbeits-Termiten abgelößt. Diese eilen auf verschiednen Wegen haufenweise nach der Oefnung hin, und bringen schon zubereiteten Thon mit. Keiner ist dem andern im Wege oder hinderlich, obschon sie Millionenweise nach der gemachten Oefnung hinlaufen, und auf diese Art ist das Gebäude sehr geschwind wieder ausgebessert. Bey jedem Haufen von 600 bis 1000 Arbeitern sieht man gemeiniglich einen Soldaten, der gleichsam die Aufsicht über sie zu führen scheint. Dieser stützt sich zuweilen an der beschädigten Mauer, und schlägt mit seinem Rüssel daran, welches die sämmtlichen Arbeiter mit einem allgemeinen Gezische beantworten, und hierauf desto eifriger und fleißiger an Ausbesserung der Mauer arbeiten. Die hartnäckige Streitbarkeit der kleinen Krieger ist besonders merkwürdig. Sie kämpfen mit einem unerschüt-

schütterlichen Muthe, und machen ihrem Feinde jeden Zollbreit Erde streitig, so daß sie oft die Neger zurücktreiben, welche keine Schuhe tragen, und die Europäer mit solcher Heftigkeit beissen, daß das Blut ihnen aus den Strümpfen läuft.

Im übrigen sind die Gebäude dieser kleinen Insekten von solcher Stärke und Festigkeit, daß schon, wenn sie erst die halbe Höhe erreicht haben, die wilden Ochsen des Landes sich oben auf dieselben zu stellen pflegen, um Wache zu halten, indeß die übrige Heerde unter ihnen im hohen Grase weidet. Hat aber ein solcher Termit-Hügel seine völlige Höhe von 10 bis 12 Fuß, so pflegen die Europäer hinaufzusteigen, um über das Gras hinsehen zu können, welches zuweilen 13 Fuß hoch wächst. Hr. Smeathman stand einmal in Gesellschaft von vier andern auf dem höchsten Gipfel einer Termit-Festung, um von weitem zu entdecken, ob etwa Schiffe angesegelt kämen. *)

§. 116.

Da der Elephant, wegen seiner besondern Intelligenz, im Thierreiche so überaus merkwürdig ist, so will ich hier einige gesammelte Nachrichten von diesem Thiere anführen. **) Der Elephant ist unter allen

*) Hr. Smeathmans Beskrivelse over et meget besynderligt Insekt af Termit-Slegten, in Schultzes Physikalsche Aarbog. 1784. S. 202-208. — Lichtenb. Magazin 1783.

**) Mannigfaltigkeiten, 3. Jahrg. S. 529. u. f.

Landthieren das größte. Er hat einen ungeheuern **Kopf**; seine **Ohren** sind lang, breit und dick; seine **Augen** groß, obschon sie von der ganzen ungeheuren Masse dieses Thieres gleichsam nur einen Punkt ausmachen. Seine **Nase** ist dick, und so lang, daß sie die Erde berührt; man nennt sie den **Rüssel** des Thieres. Dieser Rüssel ist fleischigt, nervös, hohl wie eine Röhre, biegsam, und von solcher Stärke, daß der Elephant mit demselben Bäume fällen und mit der Wurzel ausreissen kann. Vermöge dieses Rüssels ist er im Stande, sich durch die dicksten Wälder einen Weg zu bahnen. Er hebt mit ihm große Lasten von der Erde auf, und der Kanal, der sich in demselben befindet, dient ihm zum Athemholen. Der Rüssel des Elephanten läuft nach vorne spitzig zu, und endigt sich in einem beweglichen Knorpel, welcher zwo Oefnungen hat, die das Thier nach Gefallen öfnen und schliessen kann. Ohne dies Geschenk der Natur, würde der Elephant Hungers sterben müssen, da sein Hals so dick und unbiegsam ist, daß er sich auf keine Weise bücken, und wie andre Thiere grasen kann. Er muß daher sterben, sobald dies Werkzeug beschädigt oder unbrauchbar wird. Der **Mund** sitzt unter dem Rüssel in dem untersten Theile des Körpers, so daß er mit der Brust eins zu seyn scheint. Die **Zunge** ist so klein, daß sie mit den übrigen Theilen des Körpers beynahe außer allem Verhältnisse steht. In seinen Kinnbacken hat er zween Zähne, um sein Futter zu zermalmen, und zween andre zu seiner Vertheidigung. Diese letztern sitzen in der obern Kinnlade, und sind einige Fuß lang; wenn er zornig ist, thut der Elephant mit diesen Waffen Wunder: und

eben

eben diese Zähne sind es auch, die man unter dem Namen von Elfenbein kennt.

Ein guter Elephant hat mehr Fleisch, als fünf bis sechs Ochsen. Die gewöhnliche Größe der Afrikanischen Elephanten, ist neun bis zehn Fuß Länge, und eilf bis zwölf Fuß Höhe. Diese Größe sollte vermuthen lassen, daß sie in ihren Bewegungen schwerfällig und langsam wären; aber sie gehen und laufen demungeachtet mit vieler Behendigkeit. Ihr gewöhnlicher Gang gleicht dem eines Menschen, der sehr geschwinde läuft; aber wenn sie laufen, so übertrifft er ihn weit. Indessen sieht man den Elephanten sehr selten laufen, weil dies ihm, seines niederhängenden Bauches und seiner dicken Beine wegen, beschwerlich fällt. Man hat die unrichtige Meinung gehegt, daß die Füße des Elephanten keine Gelenke hätten, aber sie ist durch das einstimmige Zeugniß aller Reisenden widerlegt worden; doch fällt es ihm schwer, sich von einer Seite zur andern zu wenden, und die Neger bedienen sich dieses Umstandes zu ihrem Vortheil, wenn sie ihn angreifen wollen. Viele Naturforscher behaupten, der Elephant trage seine Frucht achtzehn Monate; andre, er trage sie sechs und dreißig Monate lang; indessen hat man hievon keine völlige Gewißheit, und wird sie auch schwerlich jemals erlangen, da die zahmen Elephanten sich nie begatten.

Der Elephant ist nicht sehr ängstlich in der Wahl seiner Nahrung; hat er keine Kräuter, so ißt er die Blätter und Zweige von Bäumen, Rohr, Schilf und alle Arten von Korn und Schaalenfrüchten. In der äußersten Hungersnoth verschluckt er auch wohl Erde

und

und Steine; aber dadurch zieht er sich unausbleiblich einen baldigen Tod zu. Uebrigens erträgt er den Hunger mit vieler Geduld, und man versichert, daß er acht bis zehn Tage soll fasten können. Hat er dahingegen Ueberfluß, so ißt er viel, wie die Verwüstungen beweisen, die er in den Pflanzungen der Neger anrichtet. Ein einziges dieser Thiere verzehrt eben so viel, als dreißig Menschen eine ganze Woche lang zu ihrem Unterhalt gebrauchen, dasjenige ungerechnet, was er mit seinen Füßen verdirbt und zertritt. Die Elephanten rühren das Wasser immer erst mit ihren Füßen um, ehe sie trinken. Sie versammeln sich gemeiniglich in Heerden von funfzig bis sechzig Stück, und in dieser Anzahl trifft man sie oft in den Wäldern an, aber sie thun keinen Schaden, wenn man sie nicht angreift; schießt man dahingegen nach ihnen, und schießt fehl, so werden sie wüthend.

Nach Bosmanns Erzählung marschirte im Decembermonat des Jahrs 1700, des Morgens um sechs Uhr, ein Elephant auf das Fort Mina an der Goldküste zu. Er nahm seinen Weg längst dem Flusse unter dem Berge von St. Jago. Einige Neger liefen unbewaffnet um ihn herum, und dies litt er, ohne das geringste Mißtrauen zu äußern. Ein holländischer Officier schoß nach ihm, und verwundete ihn über das Auge; er veränderte aber demungeachtet seinen Gang nicht; sondern setzte mit gespitzten Ohren seinen Weg nach dem holländischen Garten fort, wo der Generaldirekteur und die andern Bedienten des Forts ihn unter den Palmbäumen sahen. Er hatte, mit der größten Leichtigkeit, ohngefähr ein Dutzend dieser Bäume umgeworfen, als

sie

sie mehr als hundert Kugeln auf ihn abschossen. Nun blutete das Thier wie ein Ochse, dem man die Kehle abgeschnitten hat, aber es stand doch noch auf seinen Beinen, und wankte nicht. Nachdem dies geschehen war, wollte ein Neger den Elephanten necken, und zerrte ihn am Schweife; aber der Elephant warf ihn mit seinem Rüssel zu Boden, trat ihn zwey oder dreymal mit Füßen, und bohrte ihm mit seinen Zähnen zwey Löcher in den Leib, die so groß waren, daß man eine Hand hinein legen konnte. Nachdem der Elephant den Neger umgebracht hatte, wandte er sich von ihm, und widersetzte sich den andern Negern nicht, welche herbeykamen, um den todten Körper wegzuschaffen. Nun blieb er über eine Stunde im Garten, und schien hauptsächlich sein Augenmerk auf die Holländer gerichtet zu haben, die funfzehn bis sechszehn Schritt von ihm entfernt saßen. Da diese ihr Pulver verschossen hatten, und besorgten, der Elephant mögte sie angreifen, waren sie genöthigt, sich weg zu begeben. Mittlerweile war der Elephant zu einer andern Thüre gekommen, und obschon die Gartenmauer aus einer doppelten Reihe Steinen bestand, riß er sie doch mit geringer Mühe um, und gieng durch diese Oefnung aus dem Garten. Er wanderte ganz langsam nach dem Flusse hin, wo er das Blut abwusch, womit er bedeckt war; hierauf kehrte er unter die Palmbäume zurück, und zerbrach daselbst einige Bretter, welche zum Bau eines Fahrzeuges bestimmt waren. Die Holländer hatten sich unterdessen mit Pulver und Kugeln versehen, und ihre wiederholten Salven machten endlich den Elephanten unfähig, ihnen länger Widerstand zu leisten. Hierauf hieben sie ihm, mit großer Mühe, den Rüssel ab; und der Elephant,

phant, der bisher keinen Laut von sich gegeben hatte, brüllte nun aus Leibeskräften, da sie diese eben so unnöthige als marternde Grausamkeit an ihm ausübten. Er warf sich nun unter einen Baum und starb.

Anmerkung. Die meisten der auf dies Thier abgeschoßnen Kugeln waren nicht durch die Haut gedrungen, und nur wenige hatten ihm tödtliche Wunden beygebracht. Professor Sparrmann sagt in seiner Reise, daß geübte Elephantenjäger ihm versichert haben, eine einzige Kugel sey hinlänglich, einen Elephanten zu tödten. Dann aber müßte, erstlich, die Büchse so groß seyn, daß sie eine Kugel von $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{8}$, wenigstens $\frac{1}{10}$ Pfund holländischen Gewichts schiessen könnte. Demnächst müßte eine solche Büchse so gut geschäftet seyn, daß sie den Schuß aushalten könnte; und endlich müßte die Kugel aus ein Drittheil Zinn und zwey Drittheilen Bley bestehen; denn die bloße Bleykugel thut größtentheils nur wenig oder gar keine Wirkung, und ist der Zusatz von Zinn gar zu stark, so wird die Kugel spröde, und zerspringt, wenn sie auf Stellen trifft, wo Knochen sind. Endlich muß man, wenn der Elephant auf den ersten Schuß fallen soll, ihn ins Herz, oder in der Nähe desselben zu treffen suchen, um eine von den großen Blutadern zu verletzen; da denn das Thier sich bald zu Tode blutet. Erfahrung hat die Jäger am Kap gelehrt, nicht nach dem Kopfe zu schießen, da das Gehirn zu klein ist, als daß man es mit Sicherheit treffen könnte, und überdem durch eine dicke und harte Schale beschützt wird. Ein sehr geübter Elephantenjäger sagte Hrn. Sparrmann, daß man sicher seyn könnte, das Herz zu treffen, wenn man genau auf diejenige Stelle

des

des Körpers zielte, wo gemeiniglich beym Elephanten die Spitze des Ohrlappens hängt. Hr. Sparrmann glaubt indessen, daß dies wohl nur von sehr großen und alten Elephanten gelten mag; wie denn vielleicht auch die Afrikanischen Elephanten längere Ohren haben, als andre. Man hält sonst dafür, daß die Wunde tödtlich ist, wenn man das Thier zwischen Ohr und Auge treffen kann. Sparrmanns Reise. S. 286-289.

Der Elephant besitzt eine Gelehrigkeit und Fassungskraft, die ihn vor allen andern Thieren auszeichnet. Er kennt die Empfindungen der Dankbarkeit, und ist fast außer sich, wenn er seinen Führer verliert, so wie er äußerst niedergeschlagen ist, und sich beynahe selbst umbringen mögte, wenn er in seiner Wuth denselben gemißhandelt hat. Wenn man die Gattin des Elephanten von ihm entfernt, so trägt diese Trennung mehr als alles, was man sonst thun könnte, dazu bey, ihn biegsam zu machen, und ihn dahin zu bringen, daß er seine Stärke vergißt. In diesem Falle wird er nie seine Zuneigung einem andern Weibgen gönnen.

In gewissen Gegenden fängt man die Elephanten in tiefen schwach zugedeckten Gruben. Sieht nun die Mutter, daß eins ihrer Jungen in eine solche Grube gefallen ist, so stürzt sie aus Kummer und Liebe sich selbst darin hinab, obschon sie voraussehen muß, daß sie dadurch ihre Freyheit, vielleicht auch das Leben einbüßen wird. In Gefahren verläßt sie ihre Jungen niemals, sondern vertheidigt sie, sogar mit Aufopferung ihres eignen Lebens. Ist der Elephant genöthigt, über einen Fluß zu setzen, so nimmt er sein Junges auf dem Rüssel, und trägt es auf diese Art an das andre Ufer. Fühlt

der

der junge Elephant sich zum Schwimmen nicht stark genug, so geht er zuerst ins Wasser, ehe der Strom durch den ungeheuern Körper des alten Elephanten anschwellt, und ihm dadurch das Schwimmen beschwerlicher macht.

Wenn die Elephanten ein krankes oder verwundetes Thier ihrer Gattung antreffen, versäumen sie nicht, ihm alle Hülfe zu leisten, die in ihren Kräften steht. Stirbt es, so begraben sie es sorgfältig, und bedecken es mit Baumzweigen. Man richtet die Elephanten ab, den Königen ausgezeichnete Ehrenbezeigungen zu erweisen; sobald sie sie sehen, beugen sie ihre Knie, und richten sich kurz nachher wieder auf. Die Könige Indiens, bedienen sich der Elephanten im Kriege, und niemand kann mit größerm Eifer für sie streiten, als diese Thiere. Beynahe unglaublich ist das, was man von dem Elephanten des Porus erzählt. Als dieses Thier sah, daß sein Herr durch eine Menge von Wunden ganz entkräftet war, kniete es langsam nieder, um ihn abzusetzen, und zog mit seinem Rüssel die Pfeile aus dem Körper desselben. Da aber der Elephant wahrnahm, daß sein Herr gar zu viel Blut verlor, nahm er ihn wieder auf den Rücken, und trug ihn ins Lager.

Aelian erzählt einen ähnlichen Fall von einem indianischen Großen, der eine junge Elephantin hatte, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Er ritt in der Folge fast immer auf diesem Thiere, und gab ihm täglich Beweise seines Wohlwollens. Der König, den man von der Lenksamkeit und Fähigkeit desselben benachrichtigte, forderte es ihm ab; aber der Indianer wollte sich nicht von seinem Liebling trennen, und floh mit dem Elephanten

ten ins Gebürge. Man verfolgte ihn auf Befehl des Fürsten. Da der Indianer sich auf dem Gipfel eines steilen Felsens befand, so trieb er eine Zeitlang den Angrif der abgeschickten Soldaten zurück, und vertheidigte sich mit Steinen, worin der Elephant, der mit großer Genauigkeit werfen gelernt hatte, ihm treulich beystand; endlich aber gelangten die Soldaten doch zu ihm hinauf. Nun gerieth der Elephant in eine rasende Wuth; er stürzte sich mitten unter sie, zertrat einige von ihnen, warf andre mit seinem Rüssel zu Boden, und jagte die übrigen in die Flucht. Hierauf nahm er seinen verwundeten Herrn auf dem Rücken, und brachte ihn an einen Ort hin, wo sie in Sicherheit waren.

Man muß dies Thier lange gereizt haben, wenn sein Zorn in Wuth übergeht, da es von Natur nicht grausam ist. Ein gewisser Fürst ließ einst dreissig Elephanten auf eben so viele Menschen hetzen, die das Unglück hatten, ihm zu misfallen. Aber obschon man sich alle Mühe gab, sie in Zorn zu bringen, so wollten sie sich doch nicht zu Werkzeugen der Grausamkeit des Fürsten brauchen lassen. Dies Thier zeigt Schonung gegen schwächere, und gegen jeden Feind, der ihm nicht gewachsen ist. Wenn es durch eine Heerde Schaafe geht, so stößt es sie mit seinem Rüssel zur Seite, aus Furcht sie zu zertreten. Wenn sie unter sich in Streit gerathen, beschädigen sie niemals die Zähne ihrer Gegner; gleichsam als ob sie sich nicht selbst ihrer Waffen gegen andre Feinde berauben wollten.

Ein Indianer, der eine alte Frau hatte, ward ihrer überdrüssig, und tödtete sie. Er verscharrte sie in dem Stalle, wo sein Elephant stand, und heyrathete ei-

ne andre. Als der Elephant einige Tage nachher seine neue Hausmutter sah, nahm er sie auf seinem Rüssel, und trug sie zur Grabstätte der Ermordeten hin. Hier grub der Elephant die Leiche aus, und unterrichtete sie auf diese Weise von der Grausamkeit ihres Mannes.

Der Elephant ist im häuslichen Leben vielen Krankheiten unterworfen, gegen welche die Indianer indessen würksame Heilmittel wissen und anwenden. Man sagt, daß diese Thiere ein Alter von zwey bis drey hundert Jahren erreichen können. Der Elephant soll, unter allen Thieren, am wenigsten Beleidigungen ertragen können. Er fällt den Menschen, der ihn blos verspottet, mit eben dem Zorne an, als er denjenigen angreift, der ihn verwundet hat; und hat er denn den Beleidiger einmal in seiner Gewalt, so durchbohrt er ihn entweder mit seinen Zähnen, oder schleudert ihn mit dem Rüssel in die Luft, und zertritt ihn, wenn er wieder herunter gefallen ist. Ueberhaupt sagt man, daß sie noch nach langer Zeit Beleidigungen erinnern und rächen sollen. *)

§. 117.

Folgende Begebenheit, die der Naturforscher Hr. Pastor Götze in Quedlinburg beschrieben hat, verdient als ein merklicher Beweis von dem Gedächtniß der Vögel und ihrer Anhänglichkeit an den Menschen, bemerkt zu werden. Hr. Götze fand, wie er erzählt, spät im Herbste 1774, eines Morgens beym Auf-

*) Neuer Schauplatz der Natur. 2. B. S. 575.

Aufstehn, ein Rothkehlchen in seinem Saal, das durch das ofne Fenster herein gekommen war, und vermuthlich die Nacht in seines Nachbarn Stube zugebracht hatte. Es folgte Hrn. Götze gleich in ein warmes Zimmer, und fras begierig das Futter was er ihm vorsetzte. Kaum war es satt, so wollte es sich in den Tassen auf dem Theetische baden. Hr. Götze gab ihm daher Wasser; es badete sich, und war den ganzen Winter hindurch sehr munter. Als der Frühling eintrat, und Hr. Götze die Winterzimmer verließ, wollte er das Rothkehlchen wieder in Freiheit setzen; er ließ es daher in den Saal, wo alle Fenster offen standen; aber es hatte keine Lust wegzufliehen. Endlich jagte Hr. Götze es hinaus, und es hüpfte eine Zeitlang auf dem Hofe herum. Hr. Götze gieng hierauf zu Tische, und da er hernach wieder in den Saal kam, fand er, zu seiner Verwunderung, das Rothkehlchen abermals in demselben. Es that ihm leid, daß er es wegjagen mußte, worauf es wiederum sich im Hofe aufhielt, aber sehr bald wieder ins Haus kam. Nun wurde das gute Rothkehlchen zum dritten mal weggejagt, da es denn über den Garten hinflog, und Hr. Götze es den folgenden Tag nicht wieder sah.

Zu Anfange des Herbstes, um die Zeit, wo diese gesellschaftlichen Thiere sich gewöhnlich einfinden, sagte man Hrn. Götze, daß sich des Abends ein Vogel vor seinem Hause aufhielte, und gegen die Fenster flöge; aber er bekümmerte sich nicht weiter darum. Nun geschah es eines Abends, da man etwas aus dem Keller holen wollte, daß ein Vogel dem Lichte nach, und in den Keller flog, wo er sich willig fangen ließ; man brachte

ihn Hrn. Götze, und er sah, daß es ein Rothkehlchen war. Als er ihn losließ, war es ihm auffallend, daß der Vogel, nachdem er eine Weile in der Stube herumgeflogen, sich gerade an dem Orte niederließ, wo der vorige des Winters zu sitzen pflegte. Dies hätte Zufall seyn können; aber den folgenden Tag wurde Hr. Götze auf die Handlungen des Vogels aufmerksamer. Sobald derselbe erwachte, gieng er gleich dahin, wo der Essentrog des vorigen gestanden hatte; und man brachte ihm nun eben denselben. Die Frau des Hrn. Götze, die sich oft das Vergnügen gemacht hatte, das vorige Rothkehlchen auf ihrer Hand essen zu lassen, näherte sich dem Vogel, und hielt den Eßnapf in die Höhe; da er sich denn gleich auf selbigen setzte, und ohne Furcht aß. Nachdem er gegessen hatte, wurde die Badetasse an ihren vorigen Ort gesetzt, und kaum stand sie da, so war auch schon der Vogel drinnen. Uebrigens war sein Betragen an jedem Orte, dem des vorigen Vogels vollkommen ähnlich. Hr. Götze hatte, insonderheit des Frühjahrs, um die Zeit wenn die Vögel ziehen, den vorigen bey Licht durch den Saal in eine dunkle Kammer führen müssen, weil er sonst den ganzen Abend unruhig war, und in der Stube herum flog. Des Morgens pflegte Hr. Götze gleich nach dem Aufstehen, die Stuben- und Kammerthüren zu öfnen, um den Vogel wieder heraus zu lassen, welcher alsdann in einer Fahrt aus der Kammer in die Stube, und nach seinem Eßnapf flog, ohne sich in dem zwischenliegenden Saale aufzuhalten. Als es Abend wurde, machte Hr. Götze mit seinem neuen Gaste denselben Versuch; dieser folgte dem Lichte willig, und da die Thüren des andern Morgens geöfnet wurden, nahm er eben den Weg wie der vorige. Und solchergestalt

stalt nahm dieses Rothkehlchen noch verschiedne andre Handlungen vor, die mit dem Betragen des vorigen so große Uebereinstimmung hatten, daß Hr. Götze nicht anders schliessen konnte, als daß es eben derselbe Vogel sey, welcher dankbar zu seinem vorigen Wirthe zurückgekehrt wäre.

Beym Eintritt des Frühjahrs mußte das Rothkehlchen wieder von dannen ziehen. Es schmerzte Hrn. Götze innerlich, da er sah, wie ungern der Vogel sein Winterquartier verlassen wollte. Länger als einen halben Tag hielt er sich in der Nähe des Hauses auf, sah nach den Fenstern hinauf, hüpfte nahe bey Hrn. Götze und seiner Frau im Garten herum, folgte ihnen von einem Zweige zum andern, und flatterte endlich, da er nicht bleiben durfte, traurig über den Garten weg. Ich kann, sagt Hr. Götze, nicht beschreiben, mit welchen Empfindungen über die Treue dieses Thieres ich den Garten verließ.

Da der Herbst anbrach, sah Hr. Götze um so aufmerksamer der Ankunft des kleinen Wanderers entgegen, und wie sehr wunderte er sich nicht, als er ihn eines Abends wieder im Hause fand. Das Rothkehlchen folgte gleich dem Lichte nach in Hrn. Götzes Zimmer, und überzeugte durch die Wiederholung aller seiner vorigen Handlungen, ihn und alle seine Freunde, die eine solche Treue bewunderten, daß es eben derselbe Vogel sey, der wieder gekommen wäre. Im Frühjahr 1776 setzte Hr. Götze ihn abermals in Freyheit, und hatte Grund zu hoffen, daß er im Herbste sich

wieder einstellen würde, wenn kein unglücklicher Zufall ihn daran hinderte. *)

§. 118.

Unter dem Titel: der Ameisenkrieg, hat ein Verfasser, der sich blos mit den Buchstaben R = = = c nennt, folgende Beobachtung über die Thätigkeit dieser kleinen Thiere geliefert. In meinem Garten, sagt er, hatten die Ameisen zwo Stellen in Besitz genommen, wovon die eine ihnen zur Wohnung, und die andre zum Vorrathshause diente. Beyde Stellen hatten, mittelst eines langen Weges, Verbindung mit einander, welches ich bey allen Ameisenwohnungen, die mir noch zu Gesichte gekommen sind, bemerkt habe.

Da ich neugierig war, zu erfahren, wie Ameisen von verschiednen Gattungen sich mit einander vertragen würden, so nahm ich eine Schachtel voll Ameisen aus einem andern Garten, und machte zwey Löcher in meinem eignen, worin ich diese neue Kolonie setzte, dergestalt, daß diese Ameisen, um ihre Verbindung mit einander fortzusetzen, genöthiget waren, den breiten Weg zu passiren, der meinen alten Ameisen gehörte. Die neuen Ameisen waren gelb, und daher leicht von den alten zu unterscheiden, welche schwarz waren.

Die Gelben schienen gleich bey ihrer Ankunft bestürzt zu seyn, und die Unruhe unter ihnen war allgemein. Sie liefen und bewegten sich von einer Seite zur andern, ohne sich weiter als zwey bis drey Fuß von dem Wohn-

*) Neue Mannigfaltigkeiten. 3. Jahrg. S. 195, 200.

Wohnplaße zu entfernen, den ich ihnen angewiesen hatte. Einige stiegen auf kleine Steine, oder auf die Spitzen des Grases, gleichsam als ob sie die andern erwarteten, welche die Gegend auszuspähen schienen. Die schwarzen Ameisen, die ihnen begegneten, flohen in größter Eil, und brachten in ihrer Wohnung und in ihrem Magazin alles in Aufruhr. Noch hatte ich nie bemerkt, daß sie auf ihrem breiten Wege in ihre Wohnung zurückgekehrt waren; sie hatten sich immer bald rechts, bald links begeben, um zu fouragiren, und waren nie zurück gekommen, ohne erst ihr Vorrathshaus besucht zu haben. Nach der Ankunft der gelben Ameisen war dies ganz anders. Die schwarzen Ameisen kehrten schnell auf demselben Wege zurück, liessen sich bald nachher wieder darauf sehen, und hatten eine Bedeckung bey sich, wobey es schien, als ob sie aus Furcht sich sehr vorsichtig zurückzögen.

Den folgenden Tag hatten meine neuen Kolonisten sich an dem Orte niedergelassen, wo ich sie hinsetzte, und der größte Haufen schien ziemlich in Ordnung zu seyn. Sie hatten drey Oefnungen, wo sie bequem aus und eingehen konnten, und arbeiteten wie gewöhnlich. Der kleinere Haufen hatte nur zwo Oefnungen an seiner Wohnung, und diese waren gewissermaassen verdeckt. Auch hatte er die Richtung seiner Wandrungen verändert, und gieng gerade nach Süden über ein Tulpenbeet; dahingegen der größere Haufen, auf der großen Straße der schwarzen Ameisen, gerade nach Osten gieng.

Beyde Ameisenvölker begegneten sich zum öftern und dabey fielen zuweilen kleine Scharmützel vor, in welchen die schwarzen fast immer den kürzern zogen; eini-

ge dieser leztern, die auf dem Platze blieben, wurden vom Feinde weggeschleppt. Gegen Mittag sah ich eine große Menge gelber Ameisen, die in guter Ordnung auf dem großen Wege vorwärts giengen; sie liessen sich mit allen schwarzen, die ihnen begegneten, in Streit ein, und da der leztern immer mehr und mehr wurden, so schien alles eine große Schlacht anzukündigen. Dringende Geschäfte riefen mich ab, und ich konnte daher ihre Bewegungen den Nachmittag nicht beobachten. Schon fürchtete ich für meine alten Ameisen, und bereute es fast, daß ich durch meine Neugier ihnen so viele Ungelegenheiten zugezogen hatte.

Den Tag darauf begab ich mich sehr frühe wieder dahin; und wunderte mich nicht wenig, da ich sah, daß alles ruhig und stille war. Die schwarzen arbeiteten in ihrem Distrikt, wie gewöhnlich, und als ob kein Feind da gewesen wäre; aber ich entdeckte bald Spuren einer blutigen Schlacht, und merkte, daß sie die Ruhe, die sie genossen, ihrer Tapferkrit zu verdanken hätten. Ich zählte mehr als funfzig gelbe Ameisen, die auf dem Wahlplatz geblieben waren, und wie sehr ich auch suchte, fand ich doch keine schwarze Ameise unter ihnen. Dies wunderte mich sehr, aber ich fand bald, daß die Ameisen die größte Sorgfalt für ihre Todten tragen, und da die schwarzen von dem Wahlplatze Meister geblieben waren, so hatten sie die ihrigen weggeschleppt.

Da ich keine gelbe Ameisen am Leben fand, gieng ich zu ihrer Wohnung hin, und glaubte ganz gewiß, daß sie sich alle wegbegeben hätten, da ich sah, daß die schwarzen sich ihrer Arbeit bemächtigt hatten, und keine einzige gelbe Ameise zu sehen war. Unterdessen nah-

men

men die schwarzen Ameisen allerley Bewegungen vor, indem sie stets von einer Wohnung zur andern giengen, und zwo oder drey derselben, bey jeder von den dreyen Oefnungen beständig Wache hielten. Ich schloß daraus, daß die feindliche Nation noch nicht gänzlich vertilgt sey, und daß man vielleicht von beyden Seiten sich zu einer neuen Schlacht rüste.

Indem ich mich nach allen Seiten umsah, erblickte ich zwo oder drey gelbe Ameisen, die ich hierauf näher beobachtete, und die mich zu dem Hauptlager des geflüchteten Haufens führten, welches in einer, für ihn vortheilhaften, kleinen Höhle lag. Auf einer kleinen Erhöhung oben über dieser Höhle, sah ich einen kleinen Trupp schwarzer Ameisen, die damit beschäftigt waren, alle gelben zu tödten, die sie erhaschen konnten, und in dem Augenblick, da ich sie entdeckte, mit großer Erbitterung mordeten. Mittlerweile sah ich gelbe Flüchtlinge von allen Seiten herbeykommen, deren einige von den schwarzen gefangen wurden, der größte Theil aber seinen Haufen glücklich erreichte.

In dieser Verfassung blieben die Ameisen auf beyden Seiten den ganzen Tag über. Den folgenden Tag fielen verschiedene Scharmützel vor. Die schwarzen fuhren immer fort, den Weg zu bewachen; indessen vermehrte sich die Anzahl der gelben zusehends. Diese hatten sich eine neue Wohnung gebaut, und eine Stelle eingerichtet, wo sie alle ihre Todten hinschaften, die sie habhaft werden konnten. Es ist unglaublich, welcher Mühe und Gefahr sie sich aussetzten, um diese Absicht zu erreichen. Eine Ameise folgte der andern, und es war keine List, deren sie sich, wie es schien, nicht bedient hät-

ten, um ihr Vorhaben auszuführen. Viele verloren bey dieser Gelegenheit das Leben.

Es war mir merkwürdig, daß diese Ameisen, wenn sie einen todten Feind wegbrachten, ihn längst der Erde hinschleiften, da sie hingegen ihre Freunde auf dem Rücken forttrugen. Auf diese Art brachten die gelben fast alle ihre Todten nach ihrem neuen Zufluchtsort hin. Die schwarzen Ameisen schleppten auch einige ihrer Todten weg, und ein Theil derselben war mit dieser Arbeit so beschäftigt, daß es fast unmöglich war, sie davon abzuhalten, obschon man sie in ihrem Vorhaben störte.

Der geschlagne Haufe verhielt sich zween Tage lang sehr ruhig, und man sah nur eine, höchstens zwey, bey dem Eingange ihrer Wohnung Wache halten. Dieser Eingang war unter einem kleinen flachen Stein, welcher ihn gänzlich verbarg, und das Eindringen jeder Feuchtigkeit verhinderte. Noch befand sich hinter dem ersten Eingange eine andre heimliche Thür, die ebenfalls durch einen Stein bedeckt war. Eine kleine Anzahl schwarzer Ameisen wagte sich oben auf die Wohnung der gelben; aber diese thaten keinen Ausfall, und wenn zufälligerweise einer von ihnen, dieser oder jener Ursache wegen, ihren Zufluchtsort verlassen mußte, so gieng er immer den schwarzen aus dem Wege. Ich beobachtete insonderheit eine schwarze Ameise, die länger als eine Viertelstunde allein um diese Arbeit herumgieng. Sie schien besonders auf die Bedeckung der verborgnen Oefnung aufmerksam zu seyn; sie kroch an den Stein hinauf, der sie bedeckte; und obschon dieser Stein nicht mehr als einen halben Zoll im Umfang hatte, so stand doch die Ameise

zwo bis drey Minuten oben auf demselben, und untersuchte ihn eine ganze Stunde sorgfältig von allen Seiten. Eine sehr lange Zeit für ein Geschöpf, das nicht gewohnt ist, einen einzigen Augenblick seiner beständigen Thätigkeit Einhalt zu thun.

Unterdessen hatten die gelben Ameisen einen Weg gewählt, der von dem Wege der schwarzen weit entfernt war; doch wagten sie sich nicht weit von ihrer Wohnung; sie waren sehr vorsichtig, wenn sie ausgiengen, und kamen immer durch die eine Oefnung zurück. Sie lebten sehr eingezogen, und ich glaube gewiß, daß acht oder zehn Tage nach ihrer Niederlassung an diesem Orte verstrichen, ehe sie ein Mittel ausfindig machten, wieder zu ihren Kameraden zu gelangen. Indessen fand ich eine von ihnen auf dem großen Wege; aber sie kehrte eilig in die kleine Wohnung zurück, doch kam sie bald wieder hervor, und da sie immer denselben Weg nahm, erreichte sie endlich den Zufluchtsort ihrer Kameraden. Viele andre folgten ihr einzeln nach. Den Tag darauf war die kleine Wohnung völlig leer, und sie waren nun alle beysammen.

Der ganze Haufen verhielt sich einige Tage über vollkommen ruhig, und ich würde geglaubt haben, daß sie alle fortgezogen wären, wenn nicht die Wache sich immer an der Oefnung gezeigt hätte. Um mich desto gewisser zu überzeugen, machte ich Lärm in ihrer Wohnung; und nun kamen sie schaarenweise hervor. Einige Tage nachher sah ich keine Schildwache mehr; und als ich ihre Wohnung öfnete, fand ich, daß sie sich wegbegeben hatten, ohne daß ich weiter von ihrem Schicksale etwas erfahren habe. Wahrscheinlich sind sie in ihr Va-

ter-

terland zurück gekehrt, wo ihr Stamm furchtbare Festungswerke hatte; aber wie sie dies ins Werk gerichtet haben, da sich zwischen ihnen und ihrem ursprünglichen Aufenthaltsort, ein Garten und zwey Häuser befanden, läßt sich nicht leicht ausmachen. *)

Anmerk. So sehr auch der Landman und der Gärtner überhaupt den Ameisen gram sind, weil man sie beschuldigt, daß sie den Seidenwürmern, Bienenstöcken und Bäumen großen Schaden zufügen, so haben sie doch an Linnäus einen Vertheidiger gefunden, welcher glaubt, daß sie den Bäumen weder nutzen noch schaden, und daß die Gärtner ihnen das zur Last legen, was eigentlich die Blattläuse thun, da die Ameisen hauptsächlich nur solche Bäume besuchen, die keine Frucht haben. Diese Bemerkung wird von andern Naturforschern bestätigt, die gleichfalls beobachtet haben, daß die Zweige von den Bäumen, auf welchen man gewöhnlich Ameisen findet, voll von Blattläusen sind. Wenn diese Blätter und Zweige verdorben haben, begnügen die Ameisen sich an dem Saft der auf diese Art beschädigten Theile des Baums, oder an dem, welchen die Blattläuse selbst von sich geben.

Hat es mit diesen Bemerkungen seine Richtigkeit, wie man Ursache hat zu glauben, so verdienen die Ameisen nicht mit solcher Härte verfolgt zu werden, wie von einigen geschieht, da sie überdem verschiedne unläugbare Vortheile verschaffen. Sie vermindern die Larven, die

*) Allerneueste Mannigfaltigkeiten. 3. Jahrg. S. 139 : 144.

die sie von den Gewächsen herab zu ziehen pflegen, und todtbeissen. Sie sind eins der besten Mittel gegen den Kornwurm, den man sehr bald vertilgen kann, wenn man eine Anzahl Ameisen auf den Kornboden setzt, die ihn überall aufsuchen und tödten. Ihre Puppen, oder was man unrichtig ihre Eyer nennt, sind die beste Speise für junge Fasanen, Nachtigallen und andre Vögel. Auch bereitet man aus den Ameisenhaufen mit den darin befindlichen Ameisen ein Bad, das von vielen für ein nervenstärkendes Mittel gehalten wird; und so liessen sich mehrere Fälle angeben, wo die Ameisen von Nutzen sind. Neuer Schauplatz der Natur. 1. B. S. 250 - 251.

§. 119.

Unter der Regierung des Königs Karls des fünften in Frankreich, ward ein gewisser Aubry von Montdidier, der allein mit seinem Hunde durch den Wald von Bondy gieng, getödtet und unter einem Baum eingescharrt. Der Hund blieb verschiedne Tage bey der Grube stehen, und verließ sie nicht eher, als bis der Hunger ihn dazu nöthigte. Nun kam er nach Paris, zu einem vertrauten Freunde des Aubry, und schien ihm durch sein trauriges Heulen anzukündigen, welchen Verlust er erlitten hätte. Nachdem er gefressen, fieng er sein Geschrey von neuem an, lief nach der Thür, und sah sich um, ob man ihm nicht folgen wolle. Da dies nicht geschah, lief er zu dem Freunde seines Herrn zurück, und zog ihn beym Rock, um ihm gleichsam zu bedeuten, daß er mit ihm gehen mögte. Die seltsame Aufführung des Hundes erregte Aufmerksamkeit; seine Ankunft ohne seinen Herrn, den er sonst niemals verließ, erregte Verdacht;

dacht; und man entschloß sich daher endlich, ihm zu folgen. Sobald er an dem Fuß des Baumes angelangt war, wo sein ermordeter Herr lag, fieng er an zu heulen, und kratzte in die Erde; man grub nach, und fand den Körper des unglücklichen Aubry. Einige Zeit nachher ward der Hund von ungefähr den Mörder gewahr, den alle Geschichtschreiber den Ritter Macaire nennen. Er faßte ihn in die Gurgel, und man hatte Mühe ihn von ihm los zu reissen. Jedesmal, wenn er ihm begegnete, fiel er ihn mit gleicher Wuth an. Man wurde nun auf die Erbittrung des Hundes gegen diesen Menschen aufmerksam. Man erinnerte sich der Zuneigung, die er seinen Herrn bewiesen, und zu gleicher Zeit der verschiednen Gelegenheiten, bey welchen der Ritter Macaire Proben seines Hasses und Neides gegen Aubry abgelegt hatte. Einige andre Umstände vermehrten den Verdacht. Der König, von diesem allen unterrichtet, ließ den Hund zu sich bringen, und dieser war bis auf den Augenblick ruhig, da er den Macaire mitten unter ungefähr zwanzig andern Hofleuten erblickte; dann bellte er, und suchte dem Ritter beyzukommen. In den damaligen Zeiten verordnete man, wenn die Beweise des Verbrechens nicht entscheidend waren, den Zweykampf zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten. Man nannte diese Zweykämpfe Gottes Urtheile (Ordalien), weil man sich überzeugt hielt, daß der Himmel ehe ein Wunder thun, als die Unschuld unterliegen lassen würde. Der König, durch so viele merkwürdige Anzeigen, die sich gegen Macaire vereinigten, bewogen, befahl, daß der Ritter mit dem Hunde kämpfen sollte. Zum Kampfplatz ward die Insel Notre Dame bestimmt, die damals noch wüste und unbewohnt war. Macaire

hat-

hatte zu seiner Vertheidigung einen großen Prügel, und der Hund eine Tonne ohne Boden, woraus er seinen Angrif thun, und worin er Schutz suchen konnte. Man ließ den Hund los, und augenblicklich drehte er sich um seinen Feind herum, wich seinen Schlägen aus, und drohte ihm bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bis er Gelegenheit fand, ihn zu fassen. Nun packte er ihn bey der Gurgel, warf ihn zu Boden, und Macaire mußte in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes, sein Verbrechen bekennen. Das Andenken dieses Hundes ist übrigens durch ein Monument auf die Nachwelt gebracht, das noch itzt über dem Kamine in dem großen Saale des Schlosses Montargis zu sehen seyn soll. *)

§. 120.

Im Jahr 1718. war ein Papierhändler von Marseille nach Toulon gegangen, um Papier einzukaufen, und ward auf seiner Rückreise, in dem Walde bey Cogniou, der zwischen diesen beyden Städten liegt, ermordet. Sein Sohn und seine Wittwe gaben, nach vielen fehlgeschlagnen Versuchen, alle Hofnung auf, den Mörder zu entdecken. Indessen geschah es eines Tages, daß der Sohn auf ein Ballhaus kam, wo verschiedne Personen versammelt waren; er hatte den Hund seines verstorbnen Vaters mit sich, und dieser fiel mit wüthendem Grimm einen der Gegenwärtigen an. Die andern lie-

*) Guer Histoire Critique. Tom. II. p. 104. — Dictionaire d' Anecdotes, Paris. 1767, unterm Artikel: Instinct des Animaux.

liefen herbey, den Angegriffnen zu retten; man schlug den Hund; man wollte ihn von dem Menschen wegreissen, es war aber, als wäre er fühllos bey allem, was man mit ihm vornahm. Endlich ließ er sich von seinem Herrn besänftigen; es dauerte aber nicht lange, so fiel er mit verdoppeltem Grimme aufs neue seinen Feind an; und sein Herr mußte abermals suchen, ihn zur Ruhe zu bringen. Ein Kaufmann, der bey diesem Auftritt zugegen war, fragte darauf den Sohn des Papierhändlers, ob sein Vater diesen Hund auf der unglücklichen Reise, die ihm das Leben kostete, bey sich gehabt habe. Der Sohn antwortete ja, und setzte hinzu, daß der Hund zu Hause gekommen wäre, ehe man von dem gewaltsamen Tode des Vaters etwas wußte. Während dieser geheimen Unterredung hielt der Sohn den Hund am Halsbande fest, aber dieser hatte seine Augen unverwandt auf seinen Feind gerichtet, und suchte ihm beyzukommen. Nun bat der Kaufmann seinen Freund, mit ihm zu gehen, und da das Betragen des Hundes sie an die Sache zwischen Macaire und Aubry erinnerte, es auch schien, als ob diese Fälle Aehnlichkeit mit einander hätten, so giengen sie zu einem Kommissair, dem sie die Geschichte erzählten, worauf er sie nach dem Ballhause begleitete. Der Hund erkannte sogleich seinen Feind unter dem ganzen Haufen der Zuschauer, und griff ihn von neuem an. Dies bewog den Kommissair, diesen verdächtigen Menschen in Verhaft zu nehmen; und noch ehe er ins Gefängniß kam, gestand er seine Missethat. *)

§. 121.

*) Hennings von Ahndungen der Thiere. Leipzig 1783. 8. S. 136/138.

§. 121.

Pyrrhus, König von Epirus, traf einmal auf der Reise einen Hund an, der bey dem todten Körper seines Herrn lag, und ihn mit vieler Sorgfalt bewachte. Er hatte schon drey Tage Hunger und Durst ausgestanden. Pyrrhus ließ den Körper eingraben, und dem Hunde zu fressen geben, der dagegen eine Zuneigung zu dem Könige faßte. Kurz nachher wurde der Hund bey einer Musterung die Mörder seines Herrn gewahr; und so fromm und sanft er auch sonst war, gerieth er doch bey diesem Anblick in eine solche Wuth, daß es nicht möglich war, ihn zu halten. Er lief von dem Monarchen zu den Mördern, und von den Mördern zu dem Monarchen, und hörte nicht auf, sie mitten unter den übrigen Soldaten zu verfolgen. Der König ließ sie in Verhaft nehmen; und sie gestanden das Verbrechen, dessen sie der Hund gleichsam angeklagt hatte.

§. 122.

In Athen hatte ein Kirchenräuber sich in den Tempel des Aeskulaps geschlichen. Er raubte einige Kostbarkeiten, und fand Gelegenheit zu entkommen, ohne entdeckt zu werden. Ein Hund, der Capparos hieß, und den Tempel bewachen sollte, lärmte und bellte aus Leibeskräften, da aber keiner der Bedienten des Tempels herbey kam, folgte er dem Räuber nach; und obgleich dieser mit Steinen nach ihm warf, hörte er doch nicht auf, ihn zu verfolgen. Des Tages hielt sich der Hund zwar in größerer Entfernung von ihm; aber er ließ ihn doch nie aus den Augen. Warf der Räuber ihm Brod vor, so fraß er es nicht; wenn jener sich

des Nachts zur Ruhe legte, so blieb der Hund in der Nähe; wenn er des Morgens sich wieder auf den Weg begab, begleitete ihn der Hund. Begegnete er andern Leuten auf dem Wege, so war er freundlich gegen sie, den Räuber aber bellte er an. Als man im Tempel den Raub entdeckte, setzte man dem Diebe nach. Die Ausgesandten, die unterweges von dem Betragen des Hundes hörten, fragten von welcher Größe und Farbe er sey, und diese Nachrichten ermunterten sie, desto eifriger den Flüchtenden zu verfolgen. Sie erreichten ihn in der Stadt Crommyon, und brachten ihn von da nach Athen. Der Hund lief auf dem Rückwege voller Freude vor ihnen her. Die Athenienser untersuchten die Wahrheit dieser Begebenheit, ließen darauf den Hund, so lange er lebte, auf öffentliche Kosten unterhalten, und trugen es den Priestern des Tempels auf, für seine Pflege zu sorgen, wozu ein bestimmtes Maas Getrayde angewiesen wurde. *)

§. 123.

Eine bologneser Hündin, der man die Nacht über eine Art Kleidung angab, erwachte gemeiniglich des Morgens zuerst, und schlich aus dem Hause ihres Herrn zu einem andern, wo sie einen Hund von derselben Gattung besuchte. Sie bemühte sich daher, durch verschiedne Schmeicheleyen, einen oder den andern der Leute des Hauses zu vermögen, sie ihrer Nachtkleidung zu entledigen; einmal aber, als keiner ihr hierin behülflich seyn wollte, brachte sie es, durch allerley Wendungen, dahin, sich selbst zu entkleiden und gieng darauf nach Gewohn-

*) Plutarchus de solertia Animalium.

wohnheit aus. Mittags und Abends kam sie wieder nach Hause. Zuweilen traf es sich, daß das Haus, welches sie besuchte, nicht offen war; dann aber gieng sie gerade gegen über, und bellte so lange, bis sie eingelassen wurde. Indessen wurde man dieses Bellens überdrüssig; man machte daher nicht allein die Thüre zu, sondern man warf auch Steine aus den Fenstern, um den Hund fortzujagen. Nun schmiegte er sich so dicht unter der Thür an, daß die Steine ihn nicht treffen konnten; man ergriff daher das Mittel, ihn wegzupeitschen, und wiederholte dieses, so oft er wieder kam. Einige Zeit darauf gieng dies Thier wieder nach dem Hause, und wartete, ohne zu bellen, bis die Thür geöfnet wurde; aber man jagte es wiederum weg, und es ließ sich eine Zeitlang nicht wieder sehen. Endlich wagte es sich abermals hin, und bellte nicht allein aus allen Kräften, sondern hielt sich an einer Stelle auf, wo die Leute des Hauses es weder mit Steinen treffen, noch sonst ihm beykommen konnten. Nun ließ man den Hund zwar zuweilen ein, er mußte aber doch allerley ausstehen, und dieses währte beynahe ein ganzes Jahr. Einmal, da der Hund, wie gewöhnlich, stand und bellte, sah er, daß ein Junge an die Thür gieng, und mit dem Hammer anklopfte, worauf denn die Thür aufgemacht wurde. Nun hielt der Hund sich ruhig, bis er sah, daß niemand an den Fenstern war, der ihn bemerken konnte, schlich sich darauf längs dem Hause nach der Thür, sprang einigemal in die Höhe nach dem Hammer, bis es ihm endlich gelang, ihn in Bewegung zu setzen, daß er klopfte. Man fragte im Hause, wer da klopfe, und als nicht geantwortet wurde, machte man auf; worauf der Hund hinein lief. Diesen Streich

wiederholte er nachher oft; man bewunderte die Schlauigkeit des Thieres, und verstattete ihm itzt freyen Zutritt. *)

§. 124.

Rorarius beruft sich auf den Bischof von Triest, Petrus Banonius, als einen damals lebenden glaubwürdigen Zeugen von der Wahrheit der folgenden Begebenheit. **) Ein alter Reisender, der aus Bethlehem in Judäa nach Nürnberg kam, wurde dem Kayser Maximilian vorgestellt, welcher ihm zehn Dukaten reichen ließ. Nun nahm der Bethlehemit einen deutschen Soldaten zur Gesellschaft mit sich; dieser aber, von dem Golde versucht, sah seine Gelegenheit ab, und brachte den Bethlehemiten im Walde bey Nürnberg um, wo er ihn verscharrte. Der Kayser, der nicht wußte, daß der Fremde fort war, fragte nach ihm, und da er nichts weiter von ihm erfuhr, als daß er schon vor langer Zeit abgereist sey, schöpfte er Verdacht, und befahl einem Gerichtsbedienten, von dem Fremden Nachricht zu schaffen, oder seiner Ungnade und Strafe gewärtig zu seyn. Als dieser nun in der ganzen Gegend herum suchte, kehrte er zufälligerweise in eine Schenke ein, wo gerade der Mörder damals saß, und sich bey Wein, Käse und Brod gütlich that; und der Hund des Ermordeten, der seinen Herrn aus Syrien bis in Deutschland begleitet hatte, saß neben ihm. Nun geschah es, daß der Mörder, wie es damals Sitte war, dem Gerichtsbedienten ein

*) Creilinus in principiis Philosophiae Leibnitzii. p. 18-20.

**) Edit. Ribow. p. 94-101.

ein Glas Wein bot. Dieser, vermuthlich ärgerlich, daß er nicht auf die Spur des Mörders kommen konnte, antwortete verdrießlich: Was! willst du mir zutrinken? Und kaum hatte er dies gesagt, so sprang der Hund dem Mörder gerade ins Gesicht.

Der Gerichtsbediente, dem es auffiel, daß der Hund so unmittelbar auf seine harte Anrede den Mann angriff, der ihm Brod gab, sprach: Du hast ganz gewiß den Bethlehemiten umgebracht; und der Mörder wurde so verwirrt, daß er sein Verbrechen bekannte. Wie er an den Ort geführt wurde, wo die Mordthat geschehen war, lief der Hund voran, und entdeckte einen Zipfel von dem Mantel seines erschlagenen Herrn. Er begleitete auch den Missethäter zum Richtplatze, und als er enthauptet war, bezeigte der Hund dem Scharfrichter viele Freundlichkeit, gieng mit ihm nach Hause, und blieb nachher beständig bey ihm.

§. 125.

Eine andre merkwürdige Begebenheit erzählt Rorarius *) von einem Sekretair, Namens Joh. Maurus Archanus, der sein sehr guter Freund, und ein großer Liebhaber der Jagd war. Einst, als er sehr hitzig einen Hirsch verfolgte, und außer seinem Hunde niemand bey sich hatte, fiel er in einen tiefen Graben. Der Hund eilte nach Hause, heulte und gebärdete sich übel, lief hin und zurück, als wollte er die Leute des Hauses überreden, mit ihm zu gehen. Dies geschah endlich;

*) Pag. 102-105.

und nun führte er sie gerade nach dem Graben, da sie denn seinen Herrn herauszogen.

§. 126.

Ein Kaufmann machte einmal eine Reise zu Pferde, und sein Pudel lief neben her. Die Absicht der Reise war, eine beträchtliche Summe Geldes einzufordern, die er zu gute hatte; der Kaufmann empfieng das Geld und ritt vergnügt nach Hause. Unterweges fiel das Felleisen, worin er das Geld hatte, vom Pferde, und der Kaufmann merkte es nicht; der Hund aber sah es; und da er den Sack nicht mit sich fortschleppen konnte, lief er seinem Herrn nach, sprang ans Pferd hinauf, und bellte so stark und anhaltend, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte. Er befahl ihm zu schweigen, und gab ihm einen Schlag mit der Peitsche, aber alles vergebens. Der Hund fuhr fort zu bellen, zu heulen und an das Pferd hinauf zu springen, als ob er seinen Herrn herunter reissen wollte; und als dieser ihn mit der Peitsche schlug, fiel er das Pferd mit Bellen und Beissen an, als wenn er es zum Stehen bringen wollte. Der Kaufmann erschrack, und glaubte, der Hund wäre wüthend geworden. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, daß er sich in die Nothwendigkeit gesetzt sah, ihn umzubringen. Lange versuchte er, ihn durch Zureden zu besänftigen; da aber nichts helfen wollte, ergriff er ein Pistol, zielte auf den Hund, und drückte mit weggewandtem Gesichte los. Der gute Pudel stürzte, kam aber wieder zu sich selber, und kroch ängstlich winselnd um seinen Herrn. Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde

de die Sporen, und jagte davon. Bald nachher konnte er doch nicht unterlassen, zurück zu sehen, ob das arme Thier noch lebte, aber indem er sich auf dem Pferde umwandte, sah er, daß er sein Felleisen verloren hätte. Nun fiel es ihm gleich ein, daß dieses Felleisen die Ursache von dem sonderbaren Betragen des Hundes gewesen seyn mögte; und mehr betrübt um seinen Hund, als besorgt um sein Geld, ritt er in vollem Galopp nach der Stelle zurück, wo er den Hund erschossen hatte. Dieser war nicht mehr da; indem aber der Kaufmann seiner blutigen Spur folgte, fand er dieses arme getreue Thier bey dem Felleisen liegend, wohin er, von seinem Herrn verwundet und verlassen, gekrochen war. Der Kaufmann sprang vom Pferde, um zu sehen, ob sein Hund noch gerettet werden könnte; aber —— der sterbende Hund leckte freundlich seine Hand, und starb. *)

§. 127.

Dr. **Beattie**, einer von Englands itzt lebenden berühmten Philosophen, erzählt in einer seiner Schriften folgende Geschichte von einem Hunde, welche die Glaubwürdigkeit der nach **Rorarius** angeführten Begebenheit mit dem Archan außer allen Zweifel setzt. Einer der Freunde des Philosophen gieng an einem Wintertage mit seinem Hunde auf die Jagd. Sie mußten über einen Strom, der gefroren war, aber mitten auf demselben brach das Eis, und der Jäger fiel ins Wasser. Zum Glück hatte er seine Flinte queer vor den Leib

*) Kleine Kinderbibliothek, herausgegeben von Campe. 2. B. Hamb. 1779. S. 36–39.

gehalten, und da diese über die Oefnung lag, und an beyden Seiten auf dem Eise ruhte, hatte er an ihr eine Stütze, woran er eine Zeitlang sich halten konnte. Aus dem Wasser konnte er aber nicht kommen; weil er bey der geringsten Bewegung befürchten mußte, das Eis los zu arbeiten, da er denn ohne Rettung verloren gewesen wäre. Der Hund, der die Noth seines Herrn sah, versuchte mancherley Künste, um ihn zu retten, aber vergebens. Nun lief der Hund sporenstreichs nach dem nächsten Dorfe, machte allen, die ihm begegneten, vielerley Liebkosungen, und schien ihnen etwas sagen zu wollen; und als sie ihn nicht verstanden, faßte er sie beym Rocke und zog sie nach der Gegend hin, wo sein Herr war. Einige, die sich über die Geschäftigkeit des Hundes wunderten, giengen mit ihm, kamen zu dem Eise, fanden den Mann und retteten ihn. *)

§. 128.

Die Begebenheit des **Androklus mit dem Löwen** ist aus den alten Schriftstellern bekannt genug; und man kann, meines Bedünkens, ihre Glaubwürdigkeit in dieser und andern ähnlichen Erzählungen um so weniger in Verdacht ziehen, da sie blos erzählen, ohne aus ihren Erzählungen Schlüsse herzuleiten; da sie sie anführen, nicht um diesen oder jenen philosophischen Lehrsatz zu bestätigen, sondern sie als bloße Thatsachen hinsetzen, und es dem Leser überlassen, Folgerungen daraus zu ziehen. Und wenn wir denn über die Wahrheit

*) Göttingischer Taschenkalender vom Jahr 1784. S. 68.

heit solcher Erzählungen philosophiren, kann es nie die Frage seyn, ob sie mit unserm System von den Thieren übereinstimmen oder nicht.

In einem der Schauspiele, die man in Rom gab, wo der Missethäter mit wilden Thieren kämpfen mußte, war insonderheit ein Löwe, wegen seiner ungewöhnlichen Größe und Wildheit, merkwürdig und fürchterlich. Als nun der Löwe gerade vor dem Elenden stand, der zu seinem Opfer bestimmt war, veränderte er gleichsam auf einmal sein ganzes Wesen, wedelte vor ihm mit dem Schwanze, wie ein Hund vor seinem Herrn, und leckte ihm mit vieler Demuth Hände und Füße. Der Mensch erholte sich durch diese Freundlichkeit des Löwen nachgerade wieder, und als sein Entsetzen sich gelegt hatte, erkannte er den Löwen, und sie machten nun einander allerley Liebkosungen. Dieser Auftritt setzte die ganze Versammlung in Erstaunen, selbst der Kayser wurde aufmerksam, ließ den Menschen zu sich rufen, und fragte: wie er sich vor diesem wilden Thiere habe retten können. Ich bin ein Sklav, erwiederte er, mein Name ist Androklus. Als mein Herr Prokonsul in Afrika war, behandelte er mich sehr hart und unmenschlich. Ich entfloh, und weil das ganze Land unter seiner Botmäßigkeit stand, begab ich mich tief in die Wüsteneyen Lybiens hinein, fest entschlossen, daselbst entweder meinen Lebensunterhalt zu finden, oder zu sterben. Mitten im Sande wurde ich, in der größten Mittagshitze, eine Höhle gewahr; ich gieng hinein, um Schutz wider die Hitze zu suchen. Ich war nicht lange da gewesen, so sah ich gerade diesen Löwen hereinkommen, dessen Freundlichkeit gegen mich man bewundert, und sein star-

kes Schreyen brachte mich auf die Vermuthung, daß er vielleicht verwundet seyn mögte. Ich verbarg mich in dem dunkelsten Winkel der Höhle, und glaubte mich verloren. Der Löwe entdeckte mich, näherte sich mir, nicht drohend, sondern vielmehr in einer bittenden Stellung, und hielt mir seinen Fuß entgegen, worin er einen großen Dorn getreten hatte. Ich zog denselben heraus, und durch die Geduld, die das Thier zeigte, muthig gemacht, drückte ich den Eiter aus der Wunde, wusch und reinigte sie so gut ich es zu thun im Stande war, und brachte sie so weit, daß sie heilen konnte. Der Löwe fand Erleichterung, legte sich mit dem Fuße in meiner Hand nieder, und schlief ein. Seit jenem Tage lebte ich drey Jahre mit ihm in dieser Höhle, und von eben der Speise als er. Der Löwe gieng auf die Jagd, und brachte mir jedesmal einige Stücke von den Thieren, die er erlegt hatte. Aus Mangel an Feuer, dörrte ich das Fleisch in der Sonne. Endlich ward ich dieses wilden Lebens überdrüssig, und einst, als der Löwe auf der Jagd war, verließ ich die Höhle. Kaum war ich drey Tagereisen von derselben entfernt, als ich von den Soldaten erkannt und ergriffen wurde, worauf man mich von Afrika nach Rom sandte, und mich meinem Herrn übergab. Er verurtheilte mich zum Tode, den ich hier zu finden erwarte. Der Löwe muß, kurz nach meiner Trennung von ihm, gefangen worden seyn, und da er mich nun wiederfindet, vergilt er den Dienst, den ich ihm ehemals geleistet habe. Das versammelte Volk, das diese Begebenheit erfuhr, bat mit großem Geschrey um das Leben und die Freyheit des Androklus; beydes wurde ihm geschenkt, und der Löwe

we obendrein, den er auf den Straßen in Rom mit sich herumführte.

§. 129.

Die Geschichtschreiber Paraguais erzählen eine nicht weniger merkwürdige Begebenheit von einer Löwin. Die Spanier wurden in Buenos Aires von den Bewohnern der Gegend eingeschlossen; Die Kolonie litt großen Mangel an Lebensmitteln, und alle, die sich etwa aus der Stadt heraus wagten, um Nahrung zu suchen, wurden von den Wilden umgebracht. Der Gouverneur verbot daher den Einwohnern bey Lebensstrafe, sich aus der Stadt zu entfernen. Indessen glückte es doch einer Frau, Namens Maldonata, die Aufmerksamkeit der Wache zu hintergehen. Nachdem sie eine Zeitlang auf den wüsten Feldern herumgeirrt war, sah sie eine Höhle, worin sie einen sichern Zufluchtsort zu finden glaubte; fand aber zu ihrem großen Schrecken eine Löwin in derselben. Doch verschwand ihre Furcht bald, da die Löwin durch ihr Wehklagen und ihre Freundlichkeit sich die Hülfe der Maldonata zu erflehen schien. Die Löwin war in Geburtsschmerzen; und Maldonata kam, so gut sie immer konnte, der Natur zu Hülfe, dergestalt daß die Löwin glücklich entbunden wurde. So lange die Jungen klein waren, gieng die Löwin täglich auf Raub aus, und brachte immer ihrer Wohlthäterin einen Theil desselben, den sie zu ihren Füßen legte; als aber ihre Jungen mit auf die Jagd gehen konnten, blieb sie aus, und Maldonata, die sie nicht wieder sah, mußte nun selbst für ihren Unterhalt sorgen. Dadurch fiel sie denn den Indianern in die Hände, die sie zur Sklavin machten;

einige

einige Zeit nachher wurde sie von den Spaniern wieder befreyet; und nach Buenos Aires zurück geführt. Der Befehlshaber dieses Orts, ein harter und grausamer Mann, glaubte, daß sie für die Uebertretung eines Befehls, wodurch sie das Leben verwürkt hätte, noch nicht genug bestraft wäre. Er befahl daher, daß sie auf freyem Felde an einen Baum gebunden werden, und Hungers sterben sollte; welchem Uebel sie durch ihre Flucht zu entgehen gesucht hatte. Nach zween Tagen wollte er wissen, wie es ihr gienge. Aber, wie erstaunten nicht die ausgesandten Soldaten, als sie Maldonata gesund und wohl, von Löwen und Tigern umgeben sahen, die sich ihr doch nicht nähern durften, weil eine Löwin zu ihren Füßen lag, und nebst einigen jungen Löwen sie zu vertheidigen schien. Als die Löwin die Soldaten sahe, gieng sie zur Seite, als ob sie ihnen Platz machen wollte, daß sie ihre Wohlthäterin befreyen könnten. Maldonata erzählte ihnen nun ihre Begebenheit mit der Löwin. Als sie sie los gemacht hatten, um sie nach Buenos Aires zurück zu bringen, bezeigte die Löwin ihr viele Freundlichkeit, und schien gleichsam zu beklagen, daß sie sich trennen sollten.

§. 130.

In der Geschichte der Kreuzzüge liest man, daß ein Ritter Gottfried de la Tour, der dem ersten Kreuzzuge nach Palästina beywohnte, eines Tages, als er durch einen Wald ritt, plötzlich ein ängstliches Jammergeschrey hörte. In der Hofnung, einen unglücklichen Menschen zu retten, eilte der Ritter muthig durch den Wald hin; wie erstaunte er aber, als er einen Löwen sah, um dessen Leib sich eine gräßliche Schlange geschlun-

schlungen hatte. Den Bedrängten beyzustehen, ist die Pflicht jedes ächten Ritters; und beseelt von diesem Gedanken, galt es unserm Ritter gleich, ob dieser Bedrängte Thier oder Mensch sey; genug, es war ein leidendes Geschöpf, das seiner Hülfe bedurfte; und durch einen Säbelstreich, der die Schlange von einander hieb, befreyte er den Löwen von seinen gefährlichen Banden. Von der Stunde an begleitete dies dankbare Thier beständig seinen Retter, folgte ihm überall wie ein zahmer Hund, und äußerte seine natürliche Wildheit nur auf den Wink und Befehl des Ritters. Natürlicherweise war diesem sehr damit gedient, einen solchen Kriegsgefährten zu haben. Endlich ward der heilige Krieg glücklich beendigt, und der Ritter schickte sich zur Rückkehr nach Europa an; gern hätte er seinen getreuen Löwen mit sich gehabt; aber kein Schiffer wollte sich überreden lassen, dies gute Thier an Bord zu nehmen; es mußte also an dem Ufer zurück bleiben. Der Löwe, der sich von seinem geliebten Herrn geschieden sah, fieng nun erst an fürchterlich zu brüllen, gleich darauf aber stürzte er sich ins Meer, und schwamm dem Schiffe nach. Endlich verließen ihn seine Kräfte, er sank, und die Wellen verschlangen dieses edle Thier, das, durch die Treue und Liebe, die es bis in den Tod gegen seinen Herrn zeigte, wohl ein beßres Schicksal verdient hätte. *)

§. 131.

Der Naturforscher **Steller** erzählt von der **Seeotter**, die an den **kamtschadalischen** Küsten, zwischen

*) Litteratur und Völkerkunde. 6. B. S. 38.

schen dem 50 und 55sten Grad der Breite gefangen wird, daß man sie zuweilen in Netzen fängt; wenn sie aber hinein gerathen, überfällt sie eine solche Angst, daß sie sich die Vorderfüße abbeissen. Auf der Berings Insel lagen sie in ganzen Schaaren überall am Ufer, und fürchteten sich nicht vor dem Menschen, vielmehr versammelten sie sich um ihn, und verließen den Ort nicht eher, bis viele von ihnen erschlagen waren, wodurch sie denn erst die Gefahr kennen lernten, und sich durch die Flucht zu retten suchten. Sie spielen wie die Affen, und übertreffen an Munterkeit, Spielen und Laufen alle andre Amphibien. Dies Thier läuft sehr schnell und listig, indem es in seinem Laufe viele Umwege nimmt. Sieht es aber, daß es vom Meere abgeschnitten ist, und es wird gezwungen stille zu stehen, so macht es einen krummen Rücken, sprudelt wie eine wilde Katze, und thut, als ob es auf seinen Feind springen wollte. Oft fielen sie auf einen einzigen Schlag, und stellten sich, als wenn sie todt wären; sobald sie aber sahen, sagt der Verfasser, daß wir mit andern zu thun hatten, liefen sie schnell davon, weswegen wir sie für sehr schlau hielten. Zuweilen trieben wir sie zusammen, ohne Absicht ihnen schaden zu wollen, und griffen nach unsern Keulen; dann warfen sie sich schmeichelnd nieder, sahen sich nach allen Seiten um, und krochen langsam zwischen uns hin, wie die Hunde; sobald sie sich aber außer Gefahr sahen, nahmen sie mit starken Sätzen den Weg nach dem Meere zu. Wenn sie der Keule des Jägers entronnen sind, machen sie allerley lustige Gebärden, sehen ihn steif an, und halten den einen Fuß über den Kopf, als ob die Sonnenstrahlen ihnen beschwerlich fielen.

Das

Das Weibgen trägt ihre Jungen, auf dem Lande sowohl als auf dem Meere, im Munde; wenn sie auf der See schlafen, halten sie sie zwischen den Vorderbeinen, wie eine Mutter ihr Kind zu halten pflegt. Sie werfen sie auch ins Wasser, um sie schwimmen zu lehren; nehmen sie aber, wenn sie müde geworden sind, wieder auf, und küssen sie, wie Menschen. Wenn die Mutter am Lande schläft, hält das Junge, das alsdann auf ihrer Brust, oder in ihren Armen liegt, unterdessen Wache. Diese Thiere lieben ihre Jungen ungemein; man mag sie zu Lande oder zu Wasser verfolgen, sie werden nie anders, als in der äußersten Noth, wenn sie selber in Lebensgefahr sind, ihre Jungen, die sie im Munde tragen, fallen lassen. Daher aber werden sie auch oft erschlagen, wenn sie sonst hätten entkommen können. Oft habe ich, sagt der Verf., mit Vorsatz die Jungen weggenommen, und die Mütter nicht todt geschlagen. Dann wehklagten sie aus Betrübniß, wie ein Mensch, und folgten mir eine lange Zeit, als ich einmal mit zweyen Jungen gieng. Sie riefen die Jungen zu sich, mit einer Stimme, die dem Weinen kleiner Kinder glich. Ich setzte mich in den Schnee; sie kamen mir nun ganz nahe, und standen bereit, die Jungen zu nehmen, die auf dem Schnee lagen. Acht Tage nachher kam ich wieder an den Ort, wo ich die Jungen genommen hatte, und fand daselbst ein Weibchen, das aus großer Betrübniß nicht den geringsten Versuch machte zu entfliehen, sondern sich willig tödten ließ. Wie ich ihr das Fell abzog, war sie in diesen acht Tagen so mager geworden, daß sie nur sehr wenig Fleisch auf den Knochen hatte. Und dieser Fall ist mir öfter begegnet. Ein andermal sah ich von weitem eine Mut-

ter mit ihrem Jungen schlafen, das etwa ein Jahr alt seyn mogte. Wie die Mutter uns gewahr wurde, lief sie zu dem Jungen, weckte es, und gab ihm Zeichen die Flucht zu nehmen; da es aber lieber schlafen als fliehen wollte, nahm sie es zwischen den Vorderbeinen, und wälzte es wie einen Stein ins Meer. *)

§. 132.

Von dem Seebären giebt uns Steller folgenden Bericht: Die Mütter haben große Liebe für ihre Jungen, deren sie gemeiniglich nur eins, selten zwey werfen. Die Weibchen liegen, wenn sie geworfen haben, haufenweise auf der Küste mit ihren Jungen, und diese spielen schon in den ersten Tagen mit einander. Sie üben sich auch im Streiten, und wenn einer von ihnen über den Haufen geworfen wird, läuft der Vater brummend hinzu, scheidet die Streitenden, leckt den Ueberwinder, und sucht ihn mit dem Maule zu Boden zu werfen. Je besser der Junge sich vertheidigt, je lieber ist er dem Vater. Von den trägen Jungen dahingegen, hält er nicht so viel; und daher kommt es denn auch, daß einige beständig um den Vater, andre beständig um die Mutter sind. Die Männchen haben oft acht, funfzehn bis funfzig Weiber, und sind sehr eifersüchtig; wenn ein fremder Bär Mine macht sich ihren Weibern zu nähern, werden sie fast rasend. Obgleich viele Tausende haufenweise an dem Gestade des Meeres liegen, macht doch ein jeder Haufen eine besondre Familie aus. Eine einzige Familie besteht, mit alten und jungen, oft aus hundert

*) Hamburg. Magazin, 2. B. S. 481 u. f.

dert und zwanzig Stück. Diese Thiere sind so muthig und ehrgeizig, daß sie lieber sterben als weichen. Sobald sie einen Menschen erblicken, gehen sie ihm entgegen, und widersetzen sich seinem weitern Fortgehen. Die andern nehmen sodann jeder seinen Platz ein, und machen sich zum Kampfe bereit. Wir sahen uns daher genöthigt uns mit ihnen zu schlagen, um unsern Weg fortsetzen zu können, und warfen große Steine unter sie. Sie ließen nun ihre Wuth an den Steinen aus, giengen dabey aber immer eifriger auf uns los, und erfüllten die Luft mit einem entsetzlichen Gebrüll. Wir versuchten darauf, ihnen die Augen, die weit aus dem Kopfe hervorragen, auszuschlagen, und warfen ihnen Steine zwischen die Zähne; so verwundet und blind aber das Thier auch wurde, durfte es doch nicht weichen. Denn wenn es sich zurückzieht, wird es von den andern, die hinten sind, angefallen; diese beissen alsdann den fliehenden, und zwingen ihn zum Bleiben. Weil das eine Thier die Flucht des andern zu hemmen sucht, so ereignet es sich oft, daß sie einander in Verdacht der Flucht halten, und dadurch unter sich in einen Streit gerathen, der oft sehr allgemein wird. Wenn zween sich mit einem schlagen, kommen die andern dem schwächern Theil zu Hülfe. Indeß sie sich so auf dem Lande schlagen, stecken andre, die im Meere sind, den Kopf hervor, und sehen eine Zeitlang zu. Endlich aber werden auch diese aufgebracht, begeben sich ans Land, und mischen sich in das Gefecht.

Wenn zween Seebären eine Weile mit einander gekämpft haben, legen sie sich neben einander, lecken

einander, und ruhen aus; nach diesem Waffenstillstande fangen sie den Streit von neuem an. So lange sie an Kräften gleich sind, schlagen sie sich blos mit den Vorderbeinen; wenn aber einer von ihnen die Oberhand gewinnt, greift er den andern mit den Zähnen an, stößt ihn, und wirft ihn zu Boden. Sobald die übrigen, die unterdessen Zuschauer gewesen sind, dies sehen, eilen sie herbey, und helfen dem Ueberwundnen.

Die Männgen lieben ihre Weibgen und ihre Jungen ausserordentlich, und diese haben hinwiederum große Furcht vor jenen. Wir legten es oft darauf an, den Weibgen die Jungen wegzunehmen; und wenn denn die Mutter floh, ohne den Jungen fortzutragen, und ihn in unsre Hände ließ, so fiel der Vater nicht uns an, sondern er packte die Mutter mit den Zähnen, und stieß sie zwey, dreymal so hart an den Felsen, daß sie wie todt lag. Sie erholte sich wieder, kroch demüthig zu dem Männgen, und weinte so bitterlich, daß die Thränen ihr auf die Brust hinab träufelten. Indessen gieng das Männgen auf und ab, knirschte mit den Zähnen, rollte die Augen schrecklich im Kopfe herum, und warf den Kopf von einer Seite zur andern. Endlich als er uns mit dem Jungen weggehen sah, fieng er zugleich mit ihr an, so stark zu weinen, daß die ganze Brust bis zu den Füssen von Thränen naß wurde. Eben so weint auch dies Thier, wenn es verwundet worden, oder ihm ein großes Unrecht geschehen ist, und es sich nicht rächen kann. Ich habe bemerkt, sagt der Verf., daß die gefangnen Seekälber ebenfalls weinen.

Diese

Diese Thiere geben nach ihren verschiednen Umständen, einen verschiednen Laut von sich. Wenn sie auf dem Lande liegen, und zum Zeitvertreib schreyen, so klingt ihre Stimme beynahe wie das Gebrüll der Kühe, wenn sie kalben. Wenn sie sich schlagen, brummen und brüllen sie wie Bären. Wenn sie gesiegt haben, lassen sie einen klaren und wiederholten Laut von sich hören, wie die Grille; sind sie aber verwundet und überwunden, so seufzen sie heftig, wie die Katze und Seeotter. Auf ebnem Felde laufen sie sehr schnell, so daß man ihnen schwerlich entlaufen kann; Anhöhen aber können sie nicht leicht ersteigen. Einmal, sagt der V., hielten sie mich mehr als sechs Stunden belagert, und ich war zuletzt genöthigt, eine sehr steile Anhöhe hinan zu klettern, um mich vor diesen aufgebrachten Bestien in Sicherheit zu setzen. *)

§. 133.

Unter andern Bemerkungen über die Intelligenz und Oekonomie des **Landbären**, ist insonderheit die List merkwürdig, mit welcher er, nach dem Berichte der Kamtschadalen, die wilden Schaafe fängt, deren es, nach dem Zeugnisse des Hrn. Pallas, eine große Menge in Kamtschadalen giebt. Diese Schaafe halten sich in zahlreichen Haufen beysammen, weiden insgemein in den niedern Gegenden, und ernähren sich von dem Grase, das am Fuße der Felsen und gähen Anhöhen wächst.

*) Hamburg. Magazin. 2. B. S. 285.

Wenn der Bär sie erblickt, wählt er sich einen Platz, der höher liegt als der Ort wo sie grasen, nähert sich ihnen mit Behutsamkeit, und verbirgt sich, je näher er kommmt, um so sorgfältiger zwischen den Felsen. Wenn er nun gerade über ihnen, und nahe genug ist, sein Vorhaben auszuführen, so fängt er an, mit seinen Tatzen Stücke vom Felsen loszureissen, und sie auf die Schaafe hinab zu wälzen. Er verfolgt sie nicht gleich darauf, sondern wartet so lange, bis er einen von der Heerde getroffen hat; dann fällt er über seine Beute her, und ist in seinem Angriffe glücklich oder nicht glücklich, jenachdem das Schaaf mehr oder weniger verwundet ist.*)

§. 134.

Von der überaus merkwürdigen Intelligenz der Pferde hat man verschiedne sonderbare Erfahrungen. Hr. Boussanelle, Kapitain des Kavallerieregiments Beauvilliers, erzählt in seinen Observations militaires, folgende Begebenheit. Einem Pferde in seiner Kompagnie wurden die Zähne auf einmal so stumpf, daß es weder Heu noch Haber kauen konnte. Dieses Pferd wurde zween ganzer Monate lang von zwey andern Pferden, die bey ihm standen, und mit ihm aus einer Krippe frassen, unterhalten; sie kauten ihm nemlich das Heu und den Haber, und legten es ihm hin. Der Verf. versichert

*) Des Kapit. Jakob Cooks dritte Entdeckungsreise in die Südsee. Berlin. 8. 1789. S. 126 127.

sichert, daß alle Officiere und Gemeinen der Compagnie von dieser Begebenheit Zeugen waren. *)

§. 135.

Professor Krüger erzählt, daß einer seiner Freunde, der zur Nachtzeit auf seinem eignen Pferde durch einen Wald nach Hause ritt, sich unversehens an einen Ast stieß, und, weil er ziemlich schnell ritt, vom Pferde fiel. Das Pferd kehrte gleich nach dem Orte zurück, wo sein Herr hergekommen war, und da das Haus verschlossen war, klopfte es mit den Hinterfüßen so lange an, bis die Leute erwachten und aufmachten. Als sie das Pferd ohne Reiter sahen, eilten sie auf dem Wege nach dem Hause seines Herrn mit ihm fort, und kamen durch seine Anweisung an den Ort, wo es seinen Herrn verloren hatte. **)

§. 136.

Die Araber haben eine Art Pferde, welche, ihrer Meinung nach, ursprünglich von der Stuterey des Königs Salomons abstammen sollen. Sie schreiben einigen Zweigen dieser Pferderace die Klugheit zu, daß

*) Hennings Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere. Halle. 1774. S. 447.

**) Dr. J. G. Krügers Experimental Seelenlehre. Halle und Helmstädt. 1758. S. 333.

sie, wenn sie in einer Schlacht verwundet, und also untüchtig werden ihren Reiter zu tragen, sich wegbegeben, um ihn in Sicherheit zu bringen. Fällt der Reiter ab, so bleiben sie bey ihm stehen, und wiehern bis man ihm zu Hülfe kommt. Schläft er auf ofnem Felde, so wiehern sie, wenn sie einen Räuber erblicken. *)

§. 137.

Die Tartaren und Kalmucken lassen ihre Pferde-Tabunen oder Heerden frey herumlaufen; tausend Heerden mischen sich nicht unter einander, und von der jungen Zucht geht nichts verloren; gleichwohl laufen diese Pferde ohne Aufsicht herum. Wenn ein Tartar eine solche Heerde anlegt, zeichnet er einige Stuten und ein Paar Hengste, und daran kennt er sein Eigenthum. Die Hengste sind denn die Aufseher dieser Heerden. Sie halten sich immer an den Seiten auf, und leiden nicht, daß ein Stück dieselbe verläßt. Sehen sie fremde Heerden, so treiben sie ihre eigne in einen Haufen zusammen, und stellen sich an die Spitze. Eben das thut auch die andre Heerde, die ihnen entgegen kommt; und nun kämpfen die Hengste mit einander, bis sie müde oder verwundet werden, da sie denn einander mit ihren Heerden verlassen. Läßt sich ein Geräusch hören, so laufen die Hengste auf Anhöhen, und beobachten alles genau. Auf diese Weise können die Heerden sich weder

*) Niebuhrs Beschreibung von Arabien. Seite 162.

weder vermischen, noch einzelne Stücke davon laufen. *)

§. 138.

Pallas erzählt ebendasselbe von den kirgisischen Pferden. Sie theilen, sagt er, ihre Pferde in Tabunen, und haben nur einen Hengst bey einer solchen Tabune; die übrigen Hengstfüllen werden verschnitten. Der Tabun-Hengst steht der Heerde als Hirt vor, und hält sie beysammen; wenn aber eine Stute die Heerde verläßt, und sich mit einem andern Hengste einläßt, wird er sie nie mehr in seiner Heerde dulden. **) Eben dieser Verfasser erzählt auch von wilden Pferden, die sich gleichfalls in Heerden von fünf bis zwanzig Stück und darüber versammeln; und diese Heerden bestehen denn aus Stuten, Füllen und einem Hengst. Wenn die Hengstfüllen heranwachsen, jagt der alte Hengst sie von der Heerde, und man sieht sie einzeln weit hintennach folgen, bis sie stark genug sind, sich selbst eine Heerde junger wilder Stuten zu schaffen. Diese Pferde sollen einen so scharfen Geruch haben, daß sie, mit

*) Müllers Sammlung russischer Geschichte. 9. Th. S. 42.

**) Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, in einem ausführlichen Auszuge. Frankfurt und Leipzig. 1776. 8. 1. Th. S. 240.

dem Winde, einen Menschen viele Werste weit spüren können. *)

§. 139.

Nichts, sagt Busbek, kann zahmer seyn, als die türkischen Pferde, auch giebt es kein Thier, das besser seinen Herrn und Wärter kennt; dazu erziehen die Türken sie mit aller möglichen Sanftmuth. Ich habe gesehen, als ich durch Pontus oder den Theil Bythyniens, der Axilon genannt wird, nach Kappadocien reißte, mit welcher Sorgfalt die Landleute die neugebohrnen Füllen warteten, sie liebkosten, in ihre Häuser führten und streichelten, daß man denken sollte, sie hätten ihre Kinder vor sich. Die Kinder, die dazu gesetzt werden auf sie Acht zu haben, erzeigen ihnen nicht weniger Freundlichkeit, und gewinnen ihre Zuneigung durch beständiges Streicheln. Sie schlagen sie niemals mit dem Stock, außer in der äußersten Nothwendigkeit. Daher aber hegen sie auch große Liebe für den Menschen, und sind nichts weniger als beißig und widerspenstig; auch schlagen sie nicht. Es ist sehr selten, diese Fehler bey den türkischen Pferden zu finden. Die Türken finden ihr Vergnügen darin, sie so zahm zu machen, daß sie auf Befehl ihre Kniee beugen, und den Reiter so aufsteigen lassen; daß sie mit dem Maule einen Stock, eine Keule oder einen Säbel von der Erde aufheben, und ihrem Herrn reichen, der auf ihnen sitzt: und wenn sie dieses gelernt haben, legen sie ihnen

*) Pallas Reise. 1. Th. S. 143.

ihnen silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Geschicklichkeit. Ich habe Pferde gesehen, die, wenn ihr Herr herabgefallen war, auf der Stelle stehen blieben: ich habe andre gesehen, die um den Stallknecht, der weit von ihnen stand, herum liefen und stille standen, so oft er es befahl: ich habe Pferde gesehen, die, wenn ihr Herr in dem obersten Stockwerk des Hauses mit mir zu Tische sas, die Ohren spitzten, um seine Stimme zu vernehmen, und wieherten wenn sie sie hörten. Eben diese Pferde leben auch länger, als die unsrigen. Man sieht zuweilen Pferde von zwanzig Jahren, mit eben dem Feuer und eben der Stärke, als unsre, wenn sie acht Jahr alt sind. Und man erzählt, daß einige, wegen ihrer großen Tugenden, beständig in den Ställen des Sultans unterhalten werden, wo sie bis in das funfzigste Jahr und darüber leben können. *)

§. 140.

Eben dieser **Busbek** erzählt von den **Rebhünern** auf **Chios**, daß sie ordentlich in den Häusern bey den Menschen wohnen. Beynahe jeder Bauer unterhält mehr oder weniger derselben, je nachdem er Lust und Gelegenheit dazu hat. Bey Tagesanbruch ruft ein Hirte sie durch einen gewissen Laut zusammen; sie laufen alsdann herbey, und versammeln sich haufenweise auf dem

*) Gisbenii Busbequii, omnia quae exstant. Dresdae. 1689. 12mo. Legationis Turcicae Epist. 3. p. 192.

Wege. Darauf folgen sie, wie bey uns die Schaafe, dem Hirten, und gehen aufs Feld hinaus, wo sie den ganzen Tag sich belustigen und ihren Unterhalt suchen. Gegen Abend werden sie durch dasselbe Zeichen zurückgerufen; sie versammeln sich alsbald, und gehen nach Hause, wo sie gewöhnlich die Nacht zubringen. Hiezu werden sie, wie man sagt, folgendermaaßen erzogen: sobald die Jungen ausgebrütet sind, nehmen die Bauern sie in den Busen innerhalb des Hemdes, führen sie so einige Tage herum, und legen sie zuweilen an den Mund, wo sie sich von dem Speichel ernähren. Hierdurch werden diese Vögel an ihre Pflegeväter so gewöhnt, daß sie sie nie vergessen; doch muß man dafür sorgen, daß sie nicht die Nacht über auf dem Acker bleiben. *)

§. 141.

Von der Intelligenz und Oekonomie der Affen, will ich aus den Sammlungen des Naturforschers Martini hier einige merkwürdige Nachrichten anführen, und mich dabey Auszugsweise seiner eignen Worte bedienen. Ohne von der Aehnlichkeit zu reden, die der Affe, nach den Bemerkungen der Naturforscher, in seiner äußern Gestalt, mit dem Menschen hat, bleibt es immer ausgemacht, daß diese Thiere durch ihre Eigenschaften, Bewegungen, Gebärden und ihre sowohl einsame als republikanische Lebensart, unsre Aufmerksamkeit noch weit mehr verdienen. Ueberhaupt genommen, sind sie häßliche

*) Epistola tertia. p. 189.

liche Thiere, von starken Gliedmaßen, einem geilen Temperament, und großer Neigung zum Stehlen; dabey aber überaus künstlich und sinnreich in allem was sie unternehmen. Reizbar, wenn es ihnen wohl geht; aber ängstlich in Noth und Gefahr, geben sie immer ihre Leidenschaften, durch heftiges Stampfen mit den Füßen, auf das nachdrücklichste zu erkennen. Schlägt man sie, so besitzen sie die Kunst zu seufzen, zu klagen, zu weinen und zu stöhnen; je nachdem sie durch ihr Geschrey, Schrekken, Betrübniß, Zorn oder Spott ausdrücken wollen. Sie wissen ihre Gebärden auf vielerley Weise zu verändern, und nehmen oft so lächerliche Stellungen an, daß es dem schwermüthigsten Menschen unmöglich seyn würde, sich bey ihrem Anblick des Lachens zu enthalten.

Unter sich halten sie gute Disciplin, und führen alle ihre Unternehmungen mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit, Feinheit und Vorsichtigkeit aus. Obschon sie zum Stehlen eben so viele Behendigkeit als Neigung haben, wagen sie sich doch an kein wichtiges Unternehmen, bevor ihrer mehrere beysammen sind. Kommt es darauf an, eine beträchtliche Melonen- oder Reispflanzung zu plündern, so geht ein großer Theil von ihnen in den Garten. Hier stellen sie sich in eine Reihe, so nahe beysammen, daß nur ein kleiner Zwischenraum zwischen jedem bleibt. Darauf werfen sie die Melonen von Hand in Hand, und ein jeder weis sehr behende und mit ausserordentlicher Geschwindigkeit die ihm zugeworfne Melone aufzufangen. Die Linie die sie formiren, endigt sich gewöhnlich an einem Berge; und alle diese Anstalten werden in der größten Stille getroffen und ausgeführt.

Sie

Sie haben bey solchen Gelegenheiten ihre ordentlichen Schildwachten. Geschieht es etwa, daß diese jemand kommen sehen, so schreyen sie laut, und auf dieses Zeichen entflieht der ganze Haufe mit unglaublicher Geschwindigkeit. Die Jungen, die in dergleichen Plünderungen noch nicht geübt sind, steigen auf die Schultern der Alten, wo sie sich auf eine eigne Weise fest halten.

Diese Thiere haben einen besondern Naturtrieb ihre Feinde zu kennen, und Mittel zu suchen wodurch sie bey etwanigem Ueberfall sich vertheidigen, oder einander Hülfe leisten können. Ihre Waffen sind abgebrochne Zweige, aufgehäufte Kieselsteine und ihr eigner Unrath, den sie in ihren Händen auffangen. Im Nothfall pflegen sie alles ihren Feinden und Verfolgern an den Kopf zu werfen. Wird einer von ihnen verwundet, so verdoppeln sie ihren hülfreichen Eifer, und schreyen fürchterlich.

Wenn sie einen Reisenden auf dem Felde Mahlzeit halten sehen, so kann er sich nicht sorgfältig genug vor den Künsten dieser diebischen Thiere hüten. Glückt ihnen ein Versuch, so pflegen sie ordentlich des Reisenden dafür zu spotten. Sie laufen denn eine Strecke weg, setzen sich auf den Hintern, halten das Gestohlne in den Vorderfüßen, und gebärden sich damit, als ob sie es ihm zum Aerger vorzeigten und ihn auslachten. Hirse stehlen sie mit vieler Verschlagenheit. Sie nehmen zween bis drey Halme in jeder Hand; eben so viel unter die Arme und in den Mund, und laufen dann auf den Hinterbeinen hurtig mit ihrer Beute davon, wobey sie allerley lustige Sprünge machen. Verfolgt man sie, so behalten

halten sie wenigstens, was sie im Munde haben, und lassen alles übrige fallen, um desto geschwinder fliehen zu können. Sie untersuchen die Hirsehalme mit vieler Sorgfalt, und werfen die schlechten weg, um die bessern auszulesen.

Ihre Kunstfertigkeit und Nachahmungslust ist in der That bewundernswürdig. Sie lernen ohne große Mühe auf dem Seile tanzen, ein Rad schlagen, sich putzen, Feuer anmachen, die Trommel schlagen, Gläser schwenken u. s. w. Man hat Affen gesehen, die mit der einen Pfote den Bratspieß wendeten, und mit der andern ein Stück Brod in die fette Brühe tauchten und es verzehrten.

Die Affen mögen arbeiten, schlafen oder auf Plündrung ausgehen, so haben sie immer einige zur Wache ausgestellt, deren gutes Gehör, Gesicht und Stimme zu ihrer allerseitigen Sicherheit dient. Man will Beyspiele wissen, daß dergleichen Schildwachen, die auf ihrem Posten nachläßig waren, mit dem Tode bestraft worden sind. Dies Vorgeben gründet sich vielleicht auf richtige Erfahrungen. Denn wenn es sich zuträgt, daß einer von ihnen das Leben einbüßt, ehe die Schildwache das gewöhnliche Zeichen gegeben hat, so hört man, gleich nach ihrer Zurückkunft im Walde, einen starken Lärm und ein verwirrtes Geräusch von ihrem Versammlungsplatze her, und sehr oft findet man Affen die in Stücken zerrissen sind. Diese pflegt man, mit einigem Grunde, für nachläßige Schildwachen zu halten, die am Leben gestraft sind.

Wenn

Wenn Männgen und Weibgen und ihre Jungen beysammen, oder wenn mehrere Affen in Gesellschaft sind, muß man über ihre Handlungen und Erziehung erstaunen. Sie verstehen die menschliche Sprache, ohne sie nachahmen zu können, und sind im stummen Ausdrucke wahre Meister; dabey sind sie sehr geneigt, alles nachzuahmen was sie sehen. Sie antworten, fordern, schelten durch verständliche Zeichen; sie machen Gebärden und nehmen Stellungen an, die den menschlichen ungemein ähnlich sind. Was man sie lehrt, lernen sie vollkommen, oft auch das, was sie nicht lernen sollten. Als der russische Gesandte sich in Peking aufhielt, zeigten einige Marktschreyer ihm verschiedne künstlich abgerichtete Affen. Ein Korb wurde in seiner Gegenwart mit allerley Kleidern gefüllt; Ein Affe nahm sie stückweise heraus, und legte sie auf Befehl seines Herrn an, ohne in der Wahl der genannten Farben den geringsten Fehler zu begehen. Er richtete seine Gebärden nach dem Anzuge ein, und tanzte nachher mit den lustigsten Sprüngen, sowohl auf der Erde als auf dem Seil.

Die Begebenheit, welche dem Heere des Alexanders begegnete, ist ein merkwürdiger Beweiß von der Nachahmungssucht der Affen. Die Truppen waren in der größten Ordnung an die Berge gerückt, wo die Affen ihre Wohnung hatten, und brachten daselbst die Nacht zu. Als sie den folgenden Tag aus dem Lager aufbrachen, sahen sie in einiger Entfernung eine ungeheure Menge Affen, die sich kompagnieweise versammelt hatten, und wie eine kleine Armee in Reihen und Glieder geordnet waren, so, daß die Macedonier, denen ein

solcher Auftritt ganz unerwartet war, den Feind zu sehen glaubten.

Als die Herren **Condamine** und **Bouguer** sich in Peru aufhielten, waren die Affen so aufmerksam auf ihre Beobachtungen auf den Bergen, daß man nachher in einem pantominischen Schauspiel, wozu diese Reisenden von den dortigen Einwohnern eingeladen wurden, die Affen einander verständliche Zeichen machen, nach der Uhr sehen, schreiben, durch Gläser nach den Sternen gucken, und dergleichen Bewegungen mehr vornehmen sah.

Der Schwanz dient oft der **Meerkatze** statt des fünften Beins, wenn sie von den Bäumen hinab steigt. Wird eine von ihnen zufälligerweise verwundet, so untersuchen sie die Wunde sorgfältig, und stopfen, mit vieler Geschicklichkeit, gekäute Blätter, statt der gezupften Leinwand hinein. Die **Affen**, besonders die **rothen** und **blauen** am **Jambra**, halten sich immer zu drey bis vier Tausenden beysammen auf. Sie bilden gleichsam Republiken, in welchen Unterwürfigkeit und Ordnung aufs genaueste beobachtet wird. Auch ihre Reisen pflegen sie in guter Ordnung, und unter gewissen Anführern zu machen, die gemeiniglich von der größten Gattung sind. Der Hintertrupp besteht immer aus einer beträchtlichen Anzahl der größten Affen, worunter einige sind, deren Stimme, wenn es nöthig ist, über alle die andern hervorschallen, und die schwächern zum Stillschweigen bringen kann.

Die

Die Zuneigung der Affen für einander hat unter den übrigen Thieren nicht ihres Gleichen. Sobald ein Affe hart verwundet oder getödtet wird, verfolgen oft die stärksten der übrigen Affen die Neger zu ihren Hütten, und pflegen, wenn man die Thür vor ihnen zumacht, aus Bosheit das Dach abzureißen, alle Trinkgeschirre der Neger zu zerbrechen, und mit sich fortzuschleppen was sie habhaft werden können. In Kambaja, sagt Herr Thevenot, ist eine solche Menge von Affen, daß die Häuser oft von ihnen voll sind, und sie fast immer jemand beschädigen, wenn sie auf den Dächern etwas finden, das sie herunter werfen können.

Außer dem bereits angeführten erzählt Franz Proyart von dem Affen Baris, in der Provinz Sierra Leona in Afrika, daß derselbe, wenn man ihn von Jugend an dazu erzieht, Menschendienste zu leisten gewöhnt werden kann. Diese Baris stoßen im Mörser, und hohlen Wasser aus den Flüßen in kleinen Krügen, die sie auf dem Kopfe tragen; wenn sie aber an die Hausthüre kommen, und man ihnen nicht gleich den Krug abnimmt, so lassen sie ihn fallen; und sehen sie denn, daß er zerbrochen, oder das Wasser verschüttet ist, so fangen sie an zu heulen und zu schreyen.

La Guat erzählt von einem Weibgen der Orang-Outang-Art, daß es jeden Tag ordentlich sein Bett machte, den Kopf auf ein Kopfküssen legte, und die Decke über sich zog. Wenn es Kopfweh hatte, band es ein Tuch fest um den Kopf; und in dieser Verfassung war es lustig es im Bette liegen zu sehen. Gemelli

Care-

Careri erzählt von einem solchen Affenweibgen, daß es wie ein Kind klagte, immer auf den Hinterbeinen gieng, und seine Matte, wenn es sich schlafen legen wollte, unter dem Armen trug. Diese Affen, setzt er hinzu, scheinen in vielen Stücken eben so witzig, wo nicht witziger, als viele Menschen zu seyn.

Froger erzählt, daß die Affen auf der Küste von Guinea, am Flusse Gambia, gemeiniglich größer und boshafter sind, als im übrigen Afrika. Die Neger fürchten sich vor ihnen, und kommen selten aufs Feld, ohne von ihnen angegriffen zu werden. Diese verwegnen Thiere sollen die Gewohnheit haben, den Negern einen Stock zu reichen, und sie dadurch gleichsam zum Kampfe herauszufordern. Die meisten Neger glauben, daß die Affen ein fremdes Volk sind, das sich dort niedergelassen hat, aber nicht sprechen will, aus Furcht, sie mögten zur Arbeit angehalten werden.

Buffon erzählt von einem Orang-Outang, den er selbst beobachtet hat, daß er immer aufrecht auf seinen Hinterbeinen gieng, sogar wenn er schwere Sachen zu tragen hatte. Seine Miene war ziemlich traurig, sein Gang ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, seine Gemüthsart sanft und ganz verschieden von andern Affen. Er war weder so ungeduldig, als der große Affe (Magot) noch so bösartig, als der Pavian, oder so ausschweifend, als die Meerkatze (guenon). Er war, wird man sagen, abgerichtet und gut erzogen; aber die andern, die ich so eben genannt habe, sagt Hr. B., hatten auch Erziehung. Ein Wort, ein Zeichen, und

unser Drang-Outang that alles was man haben wollte; bey dem Pavian dahingegen muste man den Stock, und bey den andern die Peitsche zur Hand haben; denn sie gehorchten fast nie ohne viele Schläge. Ich habe gesehen, heißt es ferner, daß dieses Thier den Personen, die es besuchten, die Hand reichte, sie zur Thür begleitete, ganz ernsthaft und wie zur Gesellschaft mit ihnen spatzieren gegangen ist. Ich habe gesehen, daß es sich an den Tisch gesetzt, die Serviette auseinander genommen, den Mund damit abgewischt, sich des Löffels und der Gabel bedient hat, um das Essen zum Munde zu führen; daß es sich zu Trinken eingeschenkt, und auf gegebne Veranlassung mit dem Glase angestoßen hat; daß es Ober- und Untertassen holte, Zucker hinein that, Thee einschenkte, und den Thee abkühlen lies um ihn zu trinken. Um alle diese Handlungen vorzunehmen, brauchte es nur eines Worts, eines Winks von seinem Herrn; und oft nahm es sie von selbst vor. Es that keinen Schaden; näherte sich mit Bedacht, und in einer Stellung, als ob es sich Freundschaft und Wohlwollen ausbäte. Es aß fast alles, jedoch am liebsten reife und trockne Früchte. Es trank Wein, aber nur wenig, und lies ihn gern für Milch, Thee oder andre süße Getränke stehen.

Herr de la Brasse hatte zween ohngefähr zweyjährige Drang-Outangs gekauft, und nahm sie mit sich an Bord. Wenn sie da etwas nöthig hatten, gaben sie den Schifsjungen durch ein vernehmliches Zeichen zu verstehen, was sie haben wollten; und wenn zuweilen diese Jungen ihnen nicht geben wollten was sie forderten, entrüsteten sie sich, faßten sie beym Arm, bissen sie und

warfen

warfen sie übern Haufen. Das Männgen wurde krank, und lies sich aufwarten wie ein Mensch; es wurde sogar zweymal am rechten Arme zur Ader gelassen. Wenn es hernach sich nicht wohl befand, zeigte es immer auf den Arm, daß man es wieder aderlassen sollte; gleichsam, als ob es wüßte, daß der Aderlaß ihm vorhin geholfen hätte.

§. 142.

In Pensylvanien, in der Grafschaft Ulster, unfern von Wavasing, lebte ein Mann, Namens Le Ferre, der von den durch das Edikt von Nantes verjagten Hugonotten herstammte. Die Pflanzung dieses Mannes lag an der äußersten Gränze des großen blauen Gebürges, welches ein Zufluchtsort wilder Thiere, und die Gränzscheide zwischen ihm und den wilden Völkerstämmen war, mit welchen er indessen in gutem Verständniß lebte, und sich ihre Zuneigung erworben hatte. Seine Familie bestand aus eilf Kindern, alle gesund und stark. Uebrigens lebte er zufrieden und glücklich von den Einkünften einer Sägemühle, die er bey einem Wasserfall angelegt hatte.

Eines Tages, da der Verfasser der gegenwärtigen Erzählung in Le Ferres Hause war, vermißte man das jüngste Kind, einen Knaben von vier Jahren. Die besorgte Familie hatte ihn überall auf dem Felde und auf dem Fluße, ängstlich gesucht; aber ihr Suchen war vergebens. Nun riefen die Aeltern ihre Nachbarn zu Hülfe, und alle giengen zugleich mit dem Verfasser in den Wald

auf dem Gebürge. Sie riefen und suchten mit der größten Emsigkeit, ohne von dem Kinde die geringste Spur zu finden. Es ward Nacht, aber die Aeltern wollten demungeachtet nicht heimkehren; ihre Betrübniß und Furcht wurde nun um so größer, weil sie wusten, daß die Bergkatzen den Menschen mit einer Wildheit und Behendigkeit anfallen, gegen welche es selbst erwachsnen Leuten schwer fällt sich zu vertheidigen. Die Nacht verstrich unter diesen ängstlichen Betrachtungen. Sobald der Tag anbrach, fieng man von neuem an das Kind zu suchen; aber mit eben so schlechtem Erfolge, wie vorhin.

Glücklicherweise kehrte ein Wilder, Namens Fevenissa, aus dem Dorfe Anaquaga, an dem östlichen Ufer des Flußes Sesquehannah, bey Le Ferre ein. Er führte einiges Pelzwerk bey sich, und wollte sich in dem Hause seines Freundes ausruhen. Als der Wilde niemand als eine alte Negerin daselbst antraf, wurde er bestürzt und fragte: wo ist mein Bruder? Die Negerin erzählte ihm nun, was vorgefallen war; worauf der Wilde antwortete: ziehe die Glocke an, damit dein Herr nach Hause komme; ich will sein Kind schon finden. Es war damals Nachmittag, und die Uhr war drey. Als der Vater nach Hause kam, verlangte der Wilde die Schuhe und Strümpfe die das Kind zuletzt getragen hatte. Darauf lies er seinem Hund diese Kleydungsstücke beriechen, zog einen Strich in die Erde, von dem Hause an, und befahl dem Hunde, da, wo er den Strich gemacht hatte, die Erde zu beriechen. Diesen Strich verlängerte er in Begleitung des Hundes auf eine Viertelmeile rund um das Haus. Aber der Zirkel war noch nicht vollendet,

als schon der Hund anfieng zu bellen und seiner eignen Spur zu folgen. Nicht lange hernach bellte er von neuem, und als die Gesellschaft dies hörte, liefen sie alle dem Hunde nach; aber sie verloren ihn in dem dichten Walde bald aus den Augen. Nach einer halben Stunde kam der Hund mit einer merklichen Veränderung in seinen Gebärden zurück, und die Freude redete aus seinen Augen. Nun begleitete der Wilde seinen Hund, der ihn zu dem Knaben hinführte, welcher ohnmächtig und fast todt an dem Fuße eines Baumes lag. Der Wilde brachte hierauf das Kind seinen Aeltern zurück, die ihm nicht hatten folgen können. Es wurde vollkommen wieder hergestellt; aber der Hund war der, der es vom Tode rettete. Der Name des Hundes war Oniab. *)

*) Lettres d'un Cultivateur Americain. A Maſtricht. 1775. 8. Tom. I. p. 215. u. f. —

Fetch under
barcode:
39088002524676